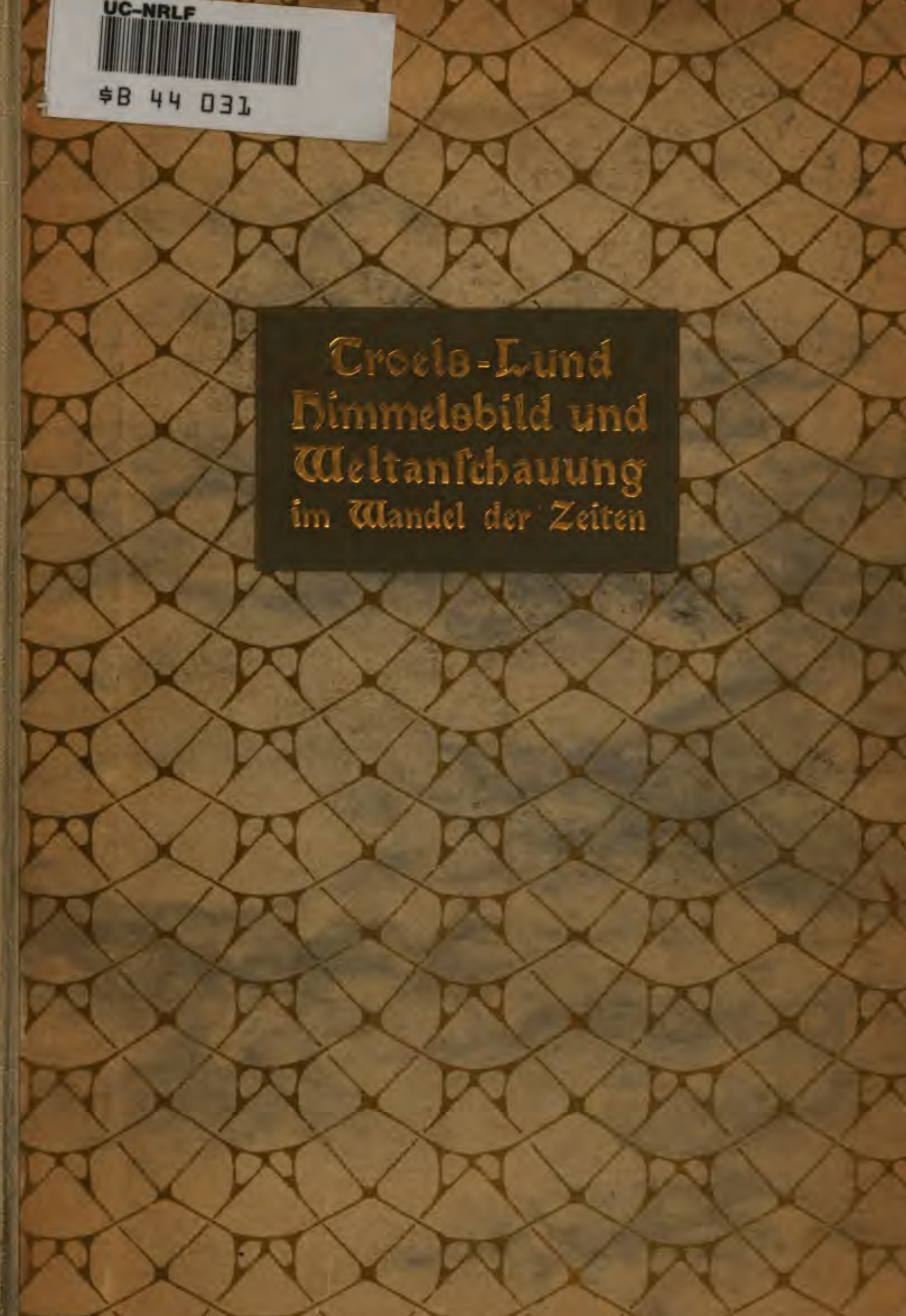
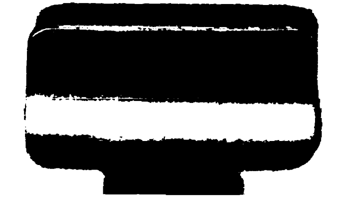
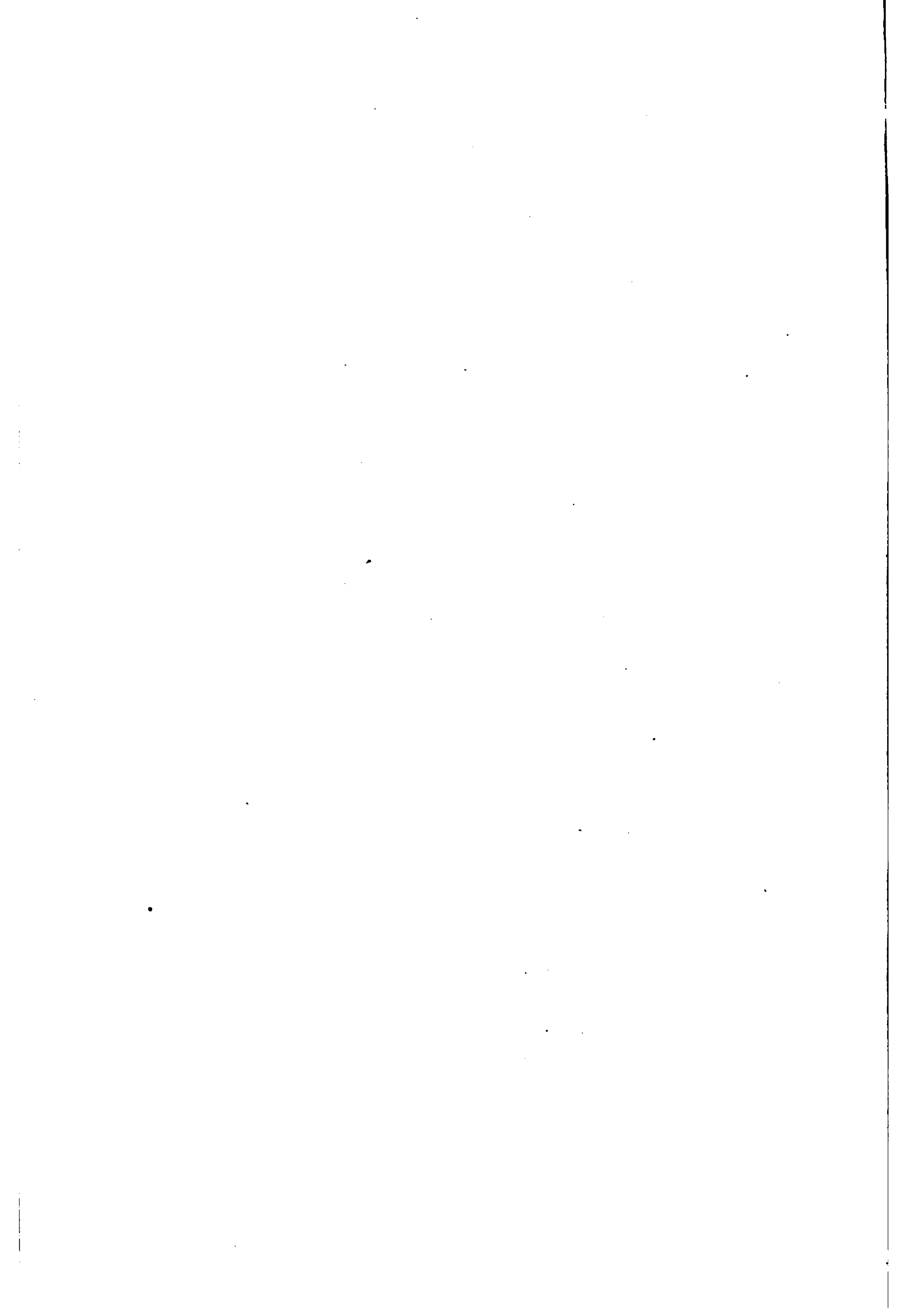

Troels-Lund
Himmelsbild und
Weltanschauung
im Wandel der Zeiten







Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten

Von

Troels-Lund

Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Übersetzung
von Leo Bloch

Dritte Auflage



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1908

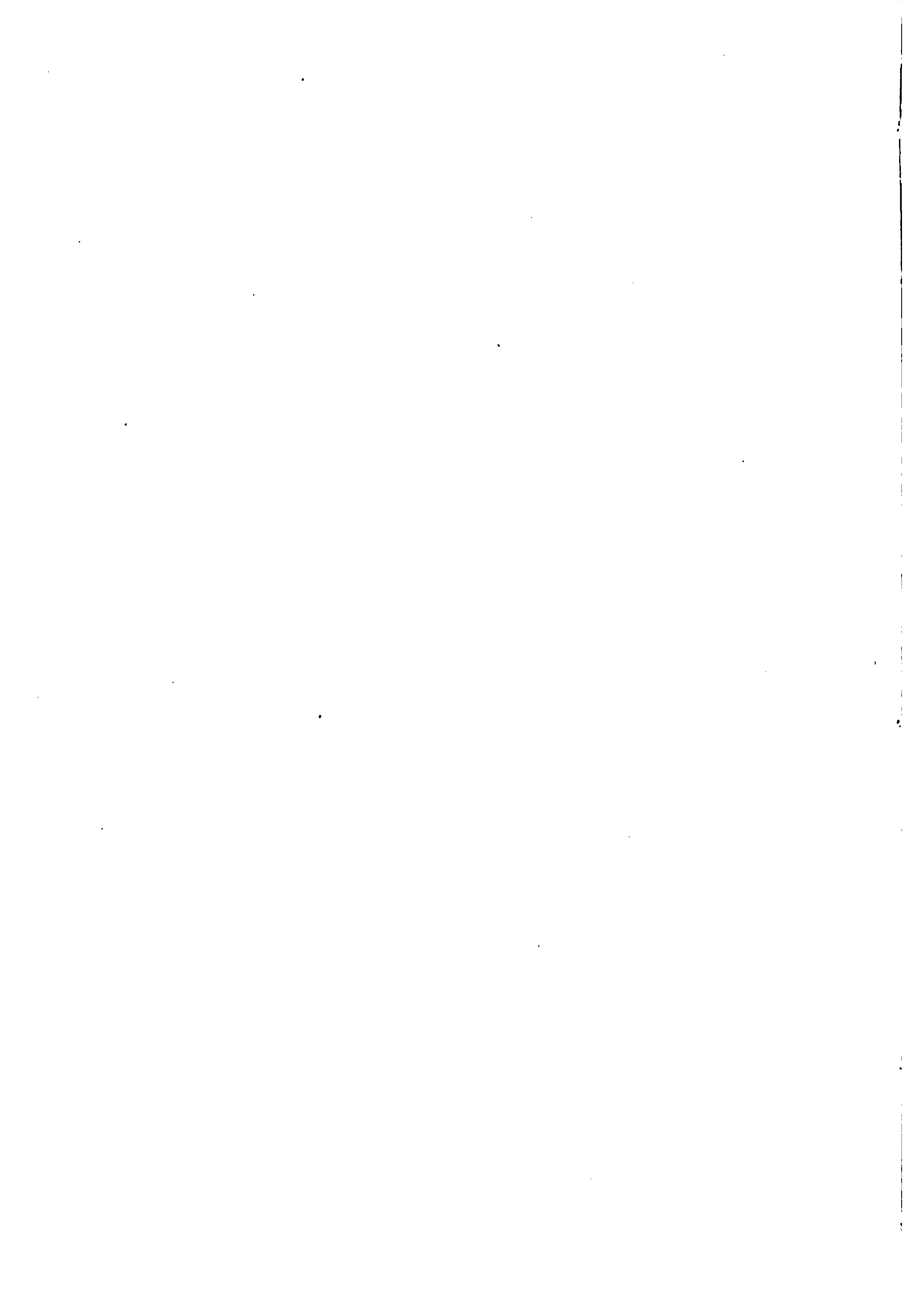
Inhaltsverzeichnis.

Seite

Entstehung der Bestandteile der Weltanschauung des 16. Jahrhunderts.

Mischung der Bestandteile der Weltanschauung des 16. Jahrhunderts.

Auflösung und Neubildung in der Neuzeit.



Himmelsbild und Weltanschauung
im Wandel der Zeiten



Einleitung.

In einer Reihe früherer Schriften habe ich zu zeigen versucht, wie die Generationen, welche im 16. Jahrhundert in den drei nordischen Reichen lebten, zur Welt kamen, wohnten, sich kleideten, aßen und tranken, sich verheirateten und in der Ehe lebten. Nur eine von diesen Schriften („Das tägliche Leben in Skandinavien während des sechzehnten Jahrhunderts", Kopenhagen 1882) ist auch in deutscher Ausgabe erschienen. In vorliegendem Buche will ich mich auf eine andere Aufgabe einlassen, welche wichtiger und schwieriger als jene ist. Ich will suchen darüber klar zu werden, in welcher Beleuchtung sich den Menschen jener Zeit das Leben zeigte, welcher Farbenton damals über allen Verhältnissen, über der Lebenstätigkeit selbst lag. Es geschieht, soviel mir bekannt, zum erstenmal, daß ein solcher Versuch gemacht wird. Die Untersuchung hat nicht nur lokales, sondern auch allgemein menschliches Interesse. Wenn ich recht habe diese Aufgabe zu stellen, und wenn mein Verfahren bei ihrer Lösung richtig ist, so wird eine Erweiterung des kulturgeschichtlichen Gebietes und eine Vereinfachung seiner Behandlungsweise die Folge werden können. Daher lege ich diese Untersuchung nicht nur meinen Landsleuten sondern auch deutschen Lesern vor.

Es ist schon schwierig, die Aufgabe klar auszudrücken. Aber unmittelbar empfindet jeder, welcher selbst eine Entwickelung durchgemacht hat, daß, unabhängig von den äußeren Verhältnissen an und für sich, zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Beleuchtung über ihnen liegt, welche ein und dasselbe Ding zu etwas weit Verschiedenem macht. Wie dieselbe Gegend sich ver-

schieden ausnimmt bei Tage und bei Nacht oder von demselben Individuum in verschiedenem Alter gesehen, so sehen auch die verschiedenen Geschlechter ein und dasselbe Ding sehr verschieden an. In diesem Unterschiede beruht der tiefste Inhalt der Geschichte. Außen herumgehen und sich nur an die äußeren handgreiflichen Veränderungen halten, das heißt sich mit einem geringeren Grade von Verständnis begnügen. Denn wir wissen alle von uns selbst, daß die gegebenen Verhältnisse jedesmal gerade in der Beleuchtung ihre eigentliche, ihren inneren Wert bestimmende Erklärung finden.

Dieses flüchtige Öl der Geschichte ist also das Wechselspiel zwischen jeder Generation und ihren äußeren Verhältnissen, der Duft und die Farbe, welche über diesen für die Zeit selbst lagen, während sie noch lebendig waren, ehe sie getrocknet und gepreßt in das Herbarium der Geschichte gepackt wurden. Man könnte suchen, sich dies durch eine Betrachtung dessen wieder vorzustellen, was noch aus jener Zeit erhalten ist, die Stimmung zu empfinden, welche Zimmer, Hausrat usw. von damals bewirken. Aber wie unvollkommen etwas derartiges sein würde, weiß jeder, der damit vertraut ist, wie individuell die Stimmung ist. Das Gesehene hängt von den Augen ab, welche sehen. Und wir wünschen ja gerade zu wissen, wie jene Zeit sah, nicht wie wir sehen.

Eine Zukunft wird unserem Geschlecht gegenüber ein Hilfsmittel in unserer Literatur haben. Aus den heutigen Romanen, Gedichten, erbaulichen, populären, wissenschaftlichen Schriften wird einmal ein fremdes aber verständnisvolles Ohr einen Grundton ausscheiden können, welcher der Zeit gemeinsam war und darum einen Fingerzeig wird geben können. Aber das 16. Jahrhundert war nicht literarisch im Sinne des unserigen. Nur in geringem Grade und höchst unvollkommen sprach es seine Gedanken und Stimmungen im Druck aus. Und hierzu kommt ein zweites, noch entschiedeneres Hindernis. Mit dem 16. Jahrhundert wurde ein von dem unserigen weit verschiedener Gedankengang ab-

geschlossen; ein Jahrtausende alter Abschnitt der menschlichen Entwickelungsgeschichte, welchem die Gegenwart kalt, fremd und verständnislos gegenübersteht, war zu Ende. Selbst wenn man daran denken könnte, literarische Stimmungsproben aus jener Zeit aufzufischen, ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Gegenwart sie nicht würde richtig deuten können. Es würde mit ihnen wie jenen Tiefseefischen gehen, welche, unter einem bestimmten atmosphärischen Drucke heimisch, sich, wenn sie heraufgezogen werden, in unheimliche Karikaturen ihrer selbst verwandeln, weil ihre an einen schwereren Luftdruck gewöhnte Schwimmblase während des Hinaufziehens das Tier auseinandertreibt.

So wie die Verhältnisse liegen, läßt sich das, was wir in bezug auf das 16. Jahrhundert suchen, nicht von oben greifen. Dazu fehlt es jener Zeit zu sehr am Ausdruck, unserer Zeit zu sehr an sympathischem Verständnis.

Wie jedes Gewächs läßt sich die Lebensanschauung jener Zeit nur fassen, wenn man sie von unten nach oben verfolgt durch eine Untersuchung, warum und wie sie entstanden ist. Wie Pflanzen sind diese Gefühle und Stimmungen in Jahrtausenden vom Boden aufgeschossen, haben, vom Gedankengang vieler Geschlechter getragen, Form angenommen und nicht nur aus gleichzeitigen, sondern auch aus vergangenen Eindrücken Nahrung gezogen. Wie Pflanzen werden sie nur in ihrer Ganzheit erkannt, nicht an den abgerissenen Kopfenden.

Der Weg zum Verständnisse, welcher hierdurch gewiesen wird, scheint noch weniger gangbar als der frühere. Um die Stimmung des 16. Jahrhunderts zu verstehen, sollen wir nicht ihre Ausdrucksweise unserer Zeit abstreifen, sondern wir sollen ihr Wachstum von Grund auf verfolgen, d. h. vom Morgen der Zeiten an durch alle Zeitalter. Weil es zu schwierig ist drei Jahrhunderte hinabzusteigen, sollen wir also viele Jahrtausende tiefer steigen.

So betrachtet ist die Aufgabe natürlich unlösbar. Aber mit starkem Abzug sind, soweit es sich überhaupt auf diesem

Wege erwarten läßt, doch einzelne Antworten erreichbar, gewisse allgemeine Aufklärungen nicht ausgeschlossen. Wo es gilt so große Tiefen zu messen, muß man mit langen Leinen und Spielraum für das Unsichere rechnen.

Ehe wir uns hinaus wagen, wollen wir uns darum klar werden, was wir zu wissen wünschen, und in welchem Grade dies erreichbar ist.

Worauf wir eine Antwort wünschen, das ist die Frage: Wie nahm sich im Norden das Leben für die Generationen des 16. Jahrhunderts aus? In welchem Lichte zeigte sich die ganze Umgebung, große und kleine Begebenheiten: Wohnstube, Mahlzeiten, tägliche Arbeit, Werktag und Feiertag, Zerstreuungen, Unglücksfälle, Gesundheit, Leben und Tod? Nicht für den einzelnen, den Gelehrten, den Gebildeten, oder nur für den Alten im Gegensatz zu dem Jungen, sondern wie erschien ein und dasselbe Ding in größerer oder geringerer Klarheit für alle? Und insoweit dieser gemeinsame Farbenschimmer des Zeitalters sich als verschieden von unserem erweisen muß, wie war er dann? einfach oder wie die grüne Farbe aus lauter blau und gelb zusammengesetzt? Wie war er entstanden, aufgewachsen durch die Zeiten, und warum mußte er aufhören und dem einer späteren Zeit Platz machen?

Volle Antwort hierauf können wir, wie gesagt, nicht erwarten, sondern indem wir eine ungewohnte wenn auch höchst berechtigte Frage stellen, müssen wir uns mit passenden Mitteln ausrüsten, um die Antwort zu erreichen. Wo es gilt, die Antwort aus so großen Tiefen abzulesen und ein Wachstum von ganz unten nach oben zu verfolgen, müssen wir die Beantwortung erleichtern, indem wir die Frage selbst in ihre einfachste Form auflösen.

Im Einklang hiermit wagen wir also den Versuch, die menschliche Natur und ihre Entwickelungsgeschichte unter einfacheren Formen als bisher anzusehen. Und indem wir diese

durch die Zeiten hinab verfolgen, suchen wir an den großen Zügen die Stufenreihe der Stimmungen abzulauschen, den Barometerstand der Stimmung abzulesen, welcher dem Drucke der Auffassungen und ihrer Voraussetzungen entsprochen haben muß.

Wir gehen hierbei davon aus, daß die Empfänglichkeit für Lichteindrücke und das Ortsgefühl die beiden ursprünglichsten und tiefstliegenden Äußerungsformen der menschlichen Intelligenz sind. Auf diesen beiden Wegen geht die wesentlichste geistige Entwickelung des einzelnen und des Geschlechtes vor sich. Von hier aus sind jederzeit die drei großen Fragen beantwortet worden, welche das Dasein selbst jedem von uns stellt: Wo bist du? Was bist du? Was sollst du tun?

Mit anderen Worten: für jeden Bewohner der nicht selbst leuchtenden Kugel, der Erde, ist das Wechselspiel zwischen Licht und Dunkel, Tag und Nacht der früheste Impuls und das letzte Ziel seines Denkvermögens. Nicht nur unsere Erde, sondern wir selbst, unser eigenes geistiges Ich, von unserem ersten Blinzeln vor dem Lichte an bis zu unseren höchsten religiösen und moralischen Gefühlen, sind sonnengeboren und sonnengenährt. Die Sonne scheint durch unsere Rede von dem Gott des Lichtes und der Wärme der Liebe. Die fortschreitende Auffassung des Unterschiedes von Tag und Nacht, Licht und Dunkel ist der innerste Nerv aller menschlichen Kulturentwickelung.

Und ein entscheidender Faktor in dieser Entwickelung sowohl, als auch ein richtiger Weiser ihres Ganges ist das bei den einzelnen verschiedene Gefühl für den Ort. Nicht nur die unmittelbaren Empfindungen, welche dem Flecken Erde entsprechen und entstammen, wo ein jeder aufgewachsen ist, sondern zugleich die hierauf gebauten Vorstellungsformen und Schlüsse. Die deutlichste Äußerung aller Arten des Ortsgefühles ist die Bestimmung des Abstandes. Und der weiteste Abstand, mit welchem der Mensch zu rechnen hat, ist der zwischen Himmel und Erde. In den zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Be-

stimmungen der Entfernung zwischen Himmel und Erde haben wir den am leichtesten lesbaren Maßstab für ihre geistige Entwickelung, ihre verschiedene Lebensansicht. Denn zwischen dem Kinde, das nach dem Monde greift, und dem Erwachsenen, der seine Bahn kennt, liegt die bisherige Entwickelung der Menschheit. Und jeder bedeutenden Änderung der moralischen und religiösen Lebensanschauung liegt mehr oder minder bewußt eine Änderung in der Bestimmung des Abstandes zwischen Himmel und Erde zugrunde. Nur wird der Abstand hier nicht immer in Längenmaß ausgedrückt, sondern weit häufiger in bildlicher Form.

Unsere Mittel und Maßstäbe sind die menschlichen Lichteindrücke und Abstandsbestimmungen. Unser Verfahren ist, die Kulturentwickelung soweit als möglich zurück zu verfolgen und beständig die Antworten auf dieselben Fragen zu suchen: Wie ist die Naturumgebung und besonders das Sonnenverhältnis auf dem Fleck Erde gewesen, von welchem die Rede ist? Wie hat man darum hier das Verhältnis zwischen Tag und Nacht, Licht und Dunkel aufgefaßt? Und welchen Abstand und welche Wechselwirkung hat man im Einklang hiermit zwischen Himmel und Erde angenommen? Unser Ziel ist es auf diesem Wege einigermaßen zuverlässige Angaben über die breiten Lebensstimmungen in ihrem Wachstum zu finden.

Wie unvollkommen und beschränkt auch die Ausbeute sein mag, welche auf diesem Wege erreichbar ist, so scheint der Weg selbst der einzig gangbare zu sein. Denn die Lebensbeleuchtung, deren historische Entwickelung wir zu verfolgen suchen, ist ja doch nicht eine Summe von willkürlichen Schimmern, sondern das Wechselspiel zwischen Himmelslicht und Menschensinn selbst. Es ist das Spiegelbild in diesem, welches den Widerschein der Stimmungen erzeugt. Und wie im menschlichen Wohnhaus eine Entwickelung des Fensters stattgefunden hat von der Vollwand zur Holzluke, zur Lederscheibe, zum Glasfenster, so hat auch die Lichtöffnung im Menschensinne ihre Entwickelung gehabt.

Die Entwickelung dieser Lichtöffnung wünschen wir kennen zu lernen, den wachsenden Winkel, unter welchem die Menschheit vermocht hat die Himmelshöhe zu messen. Unser Interesse gilt jedoch nicht der Lichtöffnung an und für sich, nicht ihren wissenschaftlichen Dimensionen, sondern der Lichtsumme, welche hierdurch in die Stube, den Sinn, hat strömen können. Denn der Menschensinn ist es, wonach wir fragen. Der Deutlichkeit wegen folgen wir dem Gange der Zirkelschenkel am Himmel; wir wissen, daß die Größe der Winkelöffnung dem entspricht. Was uns aber eigentlich interessiert, ist die Spitze des Winkels, der empfängliche Blick hier auf der Erde, der auffängt, was der Winkel einrahmt. Wie sich das Bild hier drinnen zeigt, in Beleuchtung, Begrenzung und mit bestimmten Schatten, so hat sich das Leben für jenes Geschlecht ausgenommen.

Das, was wir zu bestimmen suchen, ist also nicht der Umriß der Dinge, sondern das Licht, der Schein, der Ton. Das, was wir von den Geschlechtern erkennen wollen, sind nicht ihre wissenschaftlichen Resultate, sondern etwas, das zugleich vor und hinter diesen liegt, die gemeinsame Stimmung, die stille Mittagsluft, wo Erkennen, Fühlen und Wollen in Eins gehen und doch wach auf dem Sprunge liegen. Das, wonach wir zielen, ist der Widerschein des ganzen Lebens als Lichtschimmer in dem Auge der einzelnen Geschlechter gespiegelt, der Punkt des Sinnes, wo Religion und Moral, Wissenschaft, Kunst und Tatenlust sich in ein Strahlenbündel sammeln und gerade darum so unmittelbar und sicher das Ganze mit ihrem Schimmer färben.

In welchem Grade unser Versuch glücken wird, muß der Erfolg lehren. Die Art der Aufgabe selbst zieht dem Erreichbaren enge Grenzen. Indessen müssen wir, ehe wir uns auf den Weg begeben, um späterem Streite über Weg und Richtung vorzubeugen, gewisse Voraussetzungen festlegen. Was wir zu verstehen wünschen, ist der Ursprung und die Zusammensetzung des Schimmers, welcher im Norden für die Generationen des

16. Jahrhunderts über dem Leben lag. An allem, was nicht zum Verständnis hiervon beiträgt, nicht dazu führt, gehen wir vorbei, wie sehr es auch sonst zur Betrachtung einladen mag. Aber umgekehrt reicht die menschliche Kultur weit, auf der ganzen Erde emporgesproßt, wie sie ist. Und dunkle Ursachen treiben oft auf unbekannten Wegen geistigen Blütenstaub von einem Ende der Welt zum anderen. Darum können wir genötigt werden bis Indien, bis China zu ziehen, um den reinsten Ausdruck, vielleicht auch die Stammpflanze eines Gedankens zu finden, der uns wohlbekannt und alltäglich vorkommt.

Endlich werden wir hierbei nicht nur die bisherige Entwickelung der Menschheit, sondern zugleich teilweise unsere persönliche zu sehen bekommen. Deine und meine Gedanken von Kindesbeinen an bis jetzt treffen wir hier nur in festerer Form und vergrößerter Wiedergabe an. Aber auch zwei denken und sehen nicht ganz gleich. Und es ist ein gemeinsames Gesetz sowohl in der Geschichte der Geschlechter, als auch in dem tierischen und dem geistigen Leben der einzelnen, daß die Nährwerte schwanken, und daß Nahrungsstoff, selbst wenn er aufgenommen und in organische Form umgesetzt ist, verhärten und zuletzt hemmend wirken kann. Dasselbe was Leben wirkt, kann Tod wirken. Was für mich Leben ist, ist vielleicht für dich Tod, oder umgekehrt. Was ist da Wahrheit? Hier gilt es nicht, nach der Beschränktheit des einzelnen zu urteilen, sondern freimütig und milde nach dem eigenen Gesetz des Lebens. Das Leben ist Wachstum. Weder Keim noch Blüte, weder Larve noch Puppe, weder Tier noch Kind noch der Erwachsene, weder das, was wir Leben nennen, noch das, was wir Tod nennen, hat ganz recht, ist ganz Wahrheit. Alles ist nur ein Glied im ganzen, dem Wachstum nach oben, zum Lichte, zu Gott.

Entstehung der Bestandteile der Weltanschauung des 16. Jahrhunderts

Von den beiden Gegensätzen, Licht und Dunkel, muß das Dunkel früher und stärker auf den menschlichen Sinn Eindruck gemacht haben. Das wiederholt sich noch heutzutage. Während das Tageslicht jedem Kinde als etwas Natürliches vorkommt, worüber es sich keine Rechenschaft gibt, wird es von einem gewissen frühen Zeitpunkte an mit Schrecken erfüllt vor dem Dunkel, vor diesem Schwarzen, Fürchterlichen, das es beklemmt, worin es zu vergehen fürchtet. Blicken wir auf die niedrigsten Naturvölker der Gegenwart, so zeigt sich dasselbe. Ihr erster Begriff von etwas Weitreichendem, das stärker ist als der Mensch, ihre erste Religion äußert sich in der Angst vor dem Dunkel. Um diesen Kern sammeln sich andere Formen der Furcht, die Furcht vor denen, die fortgegangen sind, den Toten, die Furcht vor dem Alleinsein, die Furcht vor wilden Tieren und Unwetter. All dies verwächst zu der Vorstellung von etwas Mächtigerem, Bösem und Böswilligem, das schadenfroh den Menschen verfolgt, an das sie glauben, vor dem sie sich fürchten.

Was wir so bei den Kindern und Wilden beobachten, stimmt endlich mit der allgemeinen Erfahrung, daß unbehagliche Zustände stärkere Kraft zeigen, die Aufmerksamkeit der Beteiligten zu erwecken, als behagliche, die oft unbewußt dahinfließen, während jene sich wie in einem Stiche sammeln. Wenn wir auch ganz gewiß nichts mit Sicherheit darüber wissen, scheinen wir so doch berechtigt zu schließen, daß der Mensch im ersten Naturzustande, soweit es ihm überlassen war, selbst den Weg zu finden, zuerst zu dem Glauben an die Mächte des Dunkels gelangt sein muß.

Wie die erste Lebensäußerung des einzelnen Kindes in der Welt ein Schrei ist, so ist auch die erste geistige Lebensäußerung der Menschheit dasselbe gewesen.

Wie lange sich dieser früheste Glaube gehalten hat — wir ahnen es nicht. Ebensowenig können wir auf die Frage antworten, ob die vielen wilden Völker, welche ihn jetzt noch teilen, auf dieser niedrigen Stufe seit dem Werden der Menschheit gestanden haben, oder ob sie nur später verdorrte und verkrüppelte Schößlinge einer höheren Kultur sind. Nur so viel scheinen wir aus den heutigen Verhältnissen und der Natur der Sache selbst schließen zu dürfen, daß sich innerhalb des Glaubens an die Mächte des Dunkels gewisse Stimmungen geltend gemacht haben müssen, welche gleichsam die Nebelmasse in Schwingung versetzt haben. Hierzu gehört sowohl die kindliche Neigung, jedes Ding für lebendig und beseelt zu nehmen, als auch der Drang nach Versöhnung mit den höheren Mächten. Auf diesem Wege sind der Fetischdienst, der Glaube an Zauberer und Beschwörer, die ersten Priester und endlich die Opferhandlung entstanden. Die Art des Opfers ist der feinste Ausdruck eines jeden religiösen Standpunktes. Auf dieser Stufe muß das Opfer in seiner niedrigsten Form bestanden haben. Von seinem Eigenen hat man den Göttern gegeben. Aber was verlangten diese? Blut, Schmerzen, Tod. Darum schlachtete man ihnen zur Ehre Kriegsgefangene und Vieh. Der Wille der bösen Götter ist damit erfüllt, aber so, daß es dem Geber zugute kommt. Unter wilden Tänzen als dem handgreiflichen Ausdruck dafür, daß man sich seines Daseins freut, unter Schreien und Lärmen, zum Zeichen dafür, daß man nicht allein ist, stürzt man sich schließlich auf das Getötete und verzehrt es, ein naives Symbol dafür, daß man jetzt durch Fleisch und Blut des Opfers mit der höheren Macht versöhnt worden ist.

Wie niedrig auch dieser Standpunkt ist, so haben doch die innersten Kräfte des Menschengeistes hier sich zu regen begonnen. In allem, was ihn umgibt, dämmert dem Menschen sein

eigenes Bild entgegen. Religion und Magie gleiten wohl noch ineinander über; aber was ist Zauberei anderes als der erste tastende und unbeholfene Versuch, sich die Natur zu unterwerfen? Und der Drang nach Versöhnung, nach Harmonie mit dem Höchsten ist geweckt.

Viele wilde Völkerschaften befinden sich, wie gesagt, bis auf den heutigen Tag auf dieser Stufe und scheinen außerstande weiter zu kommen. Bei einzelnen dämmert jedoch die Ahnung von einer nächsthöheren Stufe, indem sie wohl an gute Götter glauben, aber doch nur die bösen ehren und anbeten, weil die guten ja nur Gutes tun, man also nicht nötig hat, sie zu fürchten.[1]

Höchst bezeichnend für alle diese wilden Völker ist der Mangel einer Zeitrechnung. Vom Dunkel überschattet haben sie noch nicht die Fähigkeit, Licht und Dunkel als gleiche Werte anzusehen. Wie jene vereinzelten Volksstämme gelangen sie höchstens dazu, das Licht und die guten Götter als etwas Selbstverständliches und Unschädliches zu betrachten, das keine Beachtung verlangt. Mit anderen Worten, sie haben die große, sinnreiche Entdeckung der Menschheit noch nicht gemacht, nicht die Zeit entdeckt, den gefleckten Faden, auf welchen unser Leben gezogen ist. Wie Kinder, welche die Uhr nicht kennen, wie jeder von uns, wenn wir nicht künstlich anders belehrt worden wären, achten sie nur auf den Inhalt der Begebenheiten.

Alles deutet darauf, daß die Zeitrechnung den Weg, den Übergang für die Völker bezeichnet hat, welche sie zur nächsten Kulturstufe erhoben haben. Denn in dem Bewußtsein von der regelmäßigen Unterbrechung des Dunkels liegt ja ein Wink zur Befreiung. Eine neue Lebensanschauung erwacht von der Stunde an, da die große Entdeckung gemacht worden ist, daß eine Nacht in Schlaf und eine Nacht in Furcht gleich lange währen und immer von einem Morgen mit darauf folgendem Tag abgelöst werden. Ein glücklicherer Glaube, eine Verehrung auch der Mächte des Lichtes dringt daraus hervor, und die Entwickelung hat be-

gonnen, welche damit enden kann, daß die Mächte des Lichtes als die alles besiegenden angesehen werden. Der erste unwillkürliche Ausdruck dafür, daß dieser ganze Übergang begonnen hat, ist die Zeitrechnung. Denn von der Stunde an, da man den Wechsel von Tag und Nacht erkannt hatte, war es natürlich, die Tage zu zählen und abzuteilen.

Die Art, wie dies geschehen ist, scheint überall ein und dieselbe gewesen zu sein. Bei Indogermanen und Semiten, den Bewohnern von China, Mexiko, Peru und einigen Südseeinseln, bei allen sind Spuren davon erkennbar, daß sie den so naheliegenden Weg eingeschlagen haben: sie ließen jeden Tag einem Finger entsprechen und zählten diese so an den Fingern. Der einfachste Zeitabschnitt, die erste Woche, enthielt so fünf Tage. Diese Zeiteinteilung kommt im Zendavesta bei den alten Persern vor[2] und kann als die ursprüngliche im skandinavischen Norden nachgewiesen werden, wo sie sich selbst nach Einführung des Christentums in einzelnen Gesetzen und Sprichwörtern gehalten hat.[3] Vor nicht langer Zeit war sie noch auf Java in Brauch.[4] Ein anderer Ausdruck für dieselbe Zählweise wurde die Einteilung in zehn Tage nach beiden Händen. Diese war in Gebrauch sowohl bei den alten Griechen und Ägyptern, als sie auch noch den Kern der chinesischen Zeitteilung bildet.[5] Eine letzte Form der natürlichen Zählung ist endlich die, sowohl Finger als auch Zehen zu benutzen und so zu der Zahl 20 als Maß für Tage zu gelangen. Dieser Weg wurde von den Urbewohnern in Mexiko eingeschlagen[6]; aber er brachte später eine nicht geringe Unbequemlichkeit mit sich, indem er sich als unvereinbar mit der Zeitteilung nach Monden erwies.[7]

Denn obgleich der Tag die erste Einheit war, mit welcher man rechnete, konnte es doch auf die Dauer einem aufmerksamen Blick nicht entgehen, daß der Mond in regelmäßigen Zwischenräumen bald ganz leuchtend, bald ganz dunkel war. Das paßte sehr wohl in die ursprüngliche Einteilung, indem zwischen Voll-

mond und Neumond ungefähr 15 Tage, d. h. drei kleine Wochen liegen, und ungefähr 30 Tage (eigentlich 29½ Tage) zwischen zwei Vollmonden. Ein Monat von 30 Tagen wurde so für die meisten Völker die nächst höhere Einteilungsform, die gut paßte, wenn man die Woche zu fünf oder zu zehn Tagen berechnete. Ein Monat hatte entweder sechs kleine oder drei große Wochen. Diejenigen, welche nach kleinen Wochen rechneten, hatten wie gesagt den Vorteil, daß alle drei Wochen ein Merktag war: Vollmond oder Neumond. Mehr als diese zwei Feste gibt der Mond nicht Anlaß zu feiern. Es ist die falsche Ansicht einer weit späteren Zeit, daß ein Naturvolk darauf hätte verfallen können, die 15 Tage weiter in zwei Wochen zu je sieben Tagen zu spalten. Der Schluß des ersten Viertels bietet ebensowenig wie der Beginn des letzten einen Anhaltepunkt für die Zeitteilung. Die siebentägige Woche stammt, wie wir später sehen werden, nicht vom Mondwechsel.

Eine letzte Beobachtung endlich, welche anzustellen am leichtesten in den nördlichen gemäßigten Gegenden fiel, war, daß die Stärke und die Dauer des Tageslichtes innerhalb großer Zwischenräume wechselte, und daß die Sonnenbahn am Himmel sich langsam änderte. Gewiß irrte man sich vielfach über die Dauer dieses Zeitraums, ehe man endlich zu der letzten Entwickelungsform, dem Jahre, gelangte.

Wer brachte das Licht hervor? Welches waren die Götter des Lichtes? Es konnte kein Zweifel über die Antwort bestehen: die Himmelskörper. Nur Morgen- und Abendröte konnten vielleicht über ihre Selbständigkeit täuschen, sonst waren als Hauptgötter leicht wahrzunehmen: Sonne, Mond und die klarsten Sterne. Hiermit waren zugleich gewisse Hauptbegriffe festgeprägt: der Wohnsitz der Götter, das Reich des Lichtes, die Heimat des Glückes lag oben im Himmel. Das Reich des Dunkels, der Wohnsitz der bösen Mächte und des Unglücks lag unten, unter der schwarzen Erde. Wie vieler Jahrtausende es bedurft hat, ehe die Menschheit zu diesen religiösen Begriffen vorgeschritten ist, sind wir ganz

außerstande zu entscheiden. Aber auf diesem Punkte fällt ein erster schwacher Lichtstreifen über die Entwickelungsgeschichte. Die indogermanischen Völker sind einmal von einer gemeinsamen Heimat aus in einem merkwürdigen Bogen zerstreut worden, so daß sie sich bis zum Atlantischen Ozean und bis zum Ganges ausbreiteten. Indessen ehe sie sich trennten, haben sie den entscheidenden Schritt getan. Denn die gemeinsame Benennung der Götter, welche sie in ihre neuen Heimstätten mitbrachten, bedeutet in ihrer Wurzel „die himmlischen". Das lateinische „divus", „deus", das gallische „devo", „divo", das altnordische „tivar", das altpreußische „deiwas", das litauische „dewas" sind ebenso wie das indische „devas" deutlich genug ein und dasselbe Wort.[8]

Bei flüchtigem Hinsehen könnte es scheinen, als müßte der Glaube an die Himmelskörper ein und derselbe auf der ganzen Erde gewesen sein. Hierbei ist jedoch zuerst zu bemerken, daß die Eigenschaften, welche ein Volk seinen Göttern beilegt, niemals über seine eigenen moralischen Begriffe hinausreichen. So konnte derselbe Sonnengott sich für zwei verschiedene Völker sehr verschieden ausnehmen, je nach ihrer verschiedenen Kulturstufe. Aber außerdem mußten schon die natürlichen Verhältnisse dem Glauben an die Himmelskörper in den verschiedenen Gegenden der Erde ein sehr verschiedenes Gepräge geben.

Bei allen Bewohnern der nördlicheren Striche mußten Glauben und Lebensanschauung vorzugsweise von der Sonne beeinflußt werden. Sie war es, welche die Jahreszeiten bestimmte, welche mit ihrem Kommen den lieblichen Sommer herbeilockte, mit ihrem Fortgang Raum gab für den düsteren Winter. Hart war der Streit zwischen der warmen Sonne und dem drängenden Dunkel. Ohne Entscheidung wälzte er sich vor- und rückwärts, jahraus und jahrein. Zu Mittsommer wurde selbst die Nacht zum Tage, zu Mittwinter der Tag zur Nacht. Gegen die Macht der Sonne war die des Mondes nur klein; kalt und feucht erschien er, ein flüchtendes Wild vor den jagenden Wolken. Der Tag war Arbeits-

zeit, die Nacht zur Ruhe. Die Sonne war der Vater des Tages, das Winterdunkel der Vater der Nacht. Niemand konnte daran zweifeln, daß das Jahr begann, wenn die Tage wieder zunahmen, und der Tag, wenn die Sonne aufging.

Anders bei den Bewohnern der Ufer des Nils, des Euphrat, des Tigris, des Indus und des Ganges. Hier war die Sonne bei weitem nicht der milde Herrscher wie dort. In flammendem Eifer konnte sie das Land zur Wüste brennen und mit ihrem stechenden Licht selbst die Frommen blenden. Für einzelne semitische Völker begann darum das Jahr erst[9], wenn mit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche die Zeit ihres Wütens vorbei war. Tag und Nacht waren beinahe immer gleich lang. Aber wenigstens ein halbes Jahr lang war die Nacht die beste Zeit des Tages. Man sehnte sich stöhnend nach der kühlen Nacht, der Zeit, da der Sonnenbrand verlöscht ist und das mildere Licht des Mondes sanftere Schatten verbreitet. Ein jeder war darum mit den Sternen an dem fast immer wolkenlosen Nachthimmel vertraut, und besonders war der Mond jedermanns Freund. Bei vielen Semiten ward er zum wichtigsten Himmelskörper, nach welchem allein man das Jahr bestimmte. Der Tag begann mit Einbruch der Nacht. Folgerichtig wurde bei solchen Völkern die Kuppel, das Bild des sternbesäten Nachthimmels, zur schönsten Bauform.

Haben wir recht mit unserer Auffassung, daß das Verhältnis zwischen Licht und Dunkel einer der wichtigsten mitbestimmenden Faktoren in der religionsbildenden Tätigkeit der Menschheit gewesen ist, so waren diese Gegenden von der Hand der Natur besonders begünstigt. Früher als in den nördlichen Ländern mußten sich hier die Bewohner von dem Glauben an die Mächte des Dunkels zum Glauben an die des Lichtes hinwenden. Aber der Weg führte weiter. Denn die natürlichen Verhältnisse spalteten selbst das Reich des Lichtes in zwei Welten: den klaren, blendenden, brennenden Tag; und die Nacht, in der man tiefer und

weiter sah, bis ganz hinauf in die funkelnde Kuppel. Das regt zum Nachdenken an. Kein Wunder darum, daß gerade dieser Streifen Erde in besonderem Grade die Wiege neuer Religionen geworden ist. Hier sproßten, wie bekannt, zuerst die assyrisch-babylonische und die ägyptische Religion, später auf dem verhältnismäßig engen Raum zwischen Sinai, Galiläa und Mekka drei neue Lebensanschauungen. Ähnlich erging es den Indogermanen, als sie unter die gleichen natürlichen Verhältnisse kamen. Nachdem sich die östlichsten Zweige in Iran und am Ganges niedergelassen hatten, erwuchs Zoroasters Lehre bei den Persern, und in Indien zuerst die Brahmareligion und schließlich Buddhas Lehre, welche heute noch die zahlreichsten Anhänger auf der Erde besitzt.

In all diesem üppigen Emporwuchern von Religionen ist es eine einzige Religion, welche auf eine merkwürdige Art von ihrer Entstehung an bis zum 16. und 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verstanden hat, allen anderen ihr Gepräge aufzudrücken. Das ist die assyrisch-babylonische Religion. Der Grund dazu liegt nicht in ihrer Lehre im allgemeinen, die an Reinheit die gleichzeitigen nicht übertraf und hinter vielen der folgenden zurückstand. Der Grund ist vielmehr, daß die Anschauung von den Himmelskörpern hier zu einer bis dahin unbekannten Höhe gediehen war, und daß das Weltenbild, welches bis zu den Tagen von Kopernikus und Newton das allgemein angenommene geblieben ist, sich hier zum erstenmal in seiner edelsten, überwältigendsten Form darstellte.

Die assyrisch-babylonische Religion läßt sich schwer zu ihrem Ursprung zurückverfolgen.[10] Wie das Land von der Hand der Natur begünstigt war, so wurde auch die geistige Entwickelung

durch den stetigen Zuwachs frischer Kräfte gefördert. Um das Jahr 4000 v. Chr. scheint das Verhältnis so gewesen zu sein, daß eine Urbevölkerung, die sogenannten Sumerer und Akkader, welche an der Mündung des Euphrat und Tigris in den Persischen Meerbusen angesiedelt waren, durch fremde Volksstämme stark von West und Ost her bedrängt wurde. Von West kamen die siegreichen Semiten. Gegen Ost lag, im südwestlichen Teile des heutigen Persiens, der uralte mächtige Staat Elam, welchem das Flußland winkte. Selbst vom Meere her scheinen Völkerschwärme eingedrungen zu sein, wahrscheinlich Auswanderer aus dem „glücklichen Arabien", wenn man anders recht hat, auf diese Art die alte Göttersage von dem Fischmenschen Oannes, der aus dem Meere aufstieg und die Bevölkerung höhere Kultur lehrte, zu erklären.

Unter solchen Verhältnissen mußte es hier gehen wie so oft. Während die Völker sich um die Herrschaft stritten, brachten sie einander ihre religiösen Begriffe bei. Was bei den Besiegten Religion gewesen, wurde Aberglaube, wurde der Götterkreis des Dunkels bei den Siegern. Ohne daß wir sicher unterscheiden können, was ein jeder im einzelnen eingebracht hat, zeigt die Summe des Ganzen, die sogenannte assyrisch-babylonische Religion, uns deutlich genug nicht eine einfache Auffassung, sondern eine sich stufenweise bildende Gedankenreihe, eine Religion im Wachsen. Wir können hier den gottsuchenden Gedanken ein langes Stück auf seinem Entwickelungsgange vom Dunkel zum Lichte begleiten.

Die unterste Schicht in der assyrisch-babylonischen Religion bildete der Glaube an böse Geister. Vielleicht waren das dunkle Erinnerungen an die Kindheit der Semiten. Eher noch war es zugleich die Hauptreligion der älteren Bevölkerung des Landes, der Akkader und Sumerer, welche jetzt vergessene Schrecknisse in den Gedankengang der Sieger hineingossen. Gewiß ist, daß der Glaube an böse Geister bei Assyrern und Babyloniern außerordentlich verbreitet war, und daß eine Anzahl von Beschwörungs-

formeln in Gebrauch war.[11] Über diesem Glauben lag der Glaube an die beseelten Himmelskörper. Hier fällt es noch schwerer, zwischen dem zu sondern, was ursprünglich jedem einzelnen Volke gehörte. Die Akkader hatten schon angefangen, sich zu diesem Glauben zu erheben, welchen die natürlichen Verhältnisse des Landes so sehr begünstigten, und die Semiten teilten ihn, als sie zusammenstießen. Sie trafen sich hier auf gemeinsamem Boden. Mit Fug ist darum in der Keilschrift das Schriftzeichen für Gott ein Stern. Und der Natur des Landes entsprechend erhielt in der gemeinsamen Religion der Himmelskörper der Nacht, der Mond, einen hervorragenden Platz. Im Gegensatze zu den Vorstellungen der meisten anderen Völker wurde seine Gottheit „Sin" ein Gott und nicht eine Göttin. In eine helle und eine dunkle Hälfte geteilt, wie man es von ihm annahm, wurde der Mond ganz natürlich der Gott für Leben und Tod. Bedeutungsvolle Gottheiten wurden auch die fünf Planeten, welche so hell am Nachthimmel Mesopotamiens scheinen. Jupiter nahm in sich sogar den uralten Hauptgott Babylons (Merodakh) auf, und Venus (Istar oder Astarte) wurde eine Göttin, deren Ruf sich in allen semitischen Ländern verbreitete.

Über diesem Glauben an die Himmelsgötter ging endlich noch eine weitere Bildung vor sich. Sie äußerte sich teils in der auch von anderwärts her wohlbekannten Neigung, weiter zu teilen und beständig mehr Götter für jede neue Seite der Natur und des Menschenlebens, welche man wahrnahm, zu schaffen. Teils äußerte sie sich in einer eigentümlichen Lust, Gottheiten in Gruppen zu dritt zu sammeln, welche dann eine Art Einheit bildeten. Das eigentliche Kennzeichen des Fortschrittes drückte jedoch erst der Drang aus, welcher tiefer suchte als jene beiden, und hinter all den vielen Göttern den höchsten einzigen Gott, den Urquell des Alls, zu finden strebte. Eifrig beschäftigte sich der Gedanke mit der Vorstellung eines unsichtbaren Gottes, der die Welt erschaffen, aber um der Menschen Bosheit willen sein

Werk wieder teilweise durch eine große Wasserflut vernichtet hätte.

Unter solchen Verhältnissen kam schließlich viel darauf an, in welcher Richtung der innerste Trieb bei den geistigen Führern des Volkes, bei der Priesterschaft, ging. Die Bedingungen, um schließlich zum reinen Monotheismus, dem Glauben an den einzigen, ewigen, allmächtigen Gott zu gelangen, waren ja vorhanden. Aber die Voraussetzungen der Priesterschaft selbst deuteten nach einer anderen Richtung. In unvordenklichen Zeiten hatte in diesen Gegenden die Stärke der Priester gerade in der scharfen Beobachtung gelegen. Auf diesem Wege hatten sie großartige Resultate erreicht. Und diese ihre Stärke wurde jetzt, wie so oft, ein Hemmnis für die Entwickelung. Am entscheidenden Punkte schwenkten sie seitwärts ab; sie vermochten es nicht, für ein unsichtbares Wesen die sicheren Beobachtungen von Jahrhunderten zu opfern, für einen allmächtigen Gott die Solidität des Weltgebäudes selbst. Ihre Religion endete in Astronomie.

Um diese absonderliche Entwickelung zu verstehen, muß man sich erinnern, daß bei allen Völkern, welche an die beseelten Himmelskörper glaubten, die Priester sternenkundig sein mußten. Sie sollten ja bei Führung ihres Amtes nicht nur die Götter im Auge behalten, sie bedienen und auf ihre Winke achten, sondern sie mußten auch genau die Festzeiten bestimmen. Ihr Wissen war im eigentlichsten Verstande Himmelskunde. Aber in den nördlichsten Ländern, wo das Wetter oft die Beobachtungen hinderte, nahm man es kaum so genau. Das Julfest z. B. wurde von den Nordländern gewiß oft erst spät gefeiert, wenn man ganz sicher war, daß die Tage wieder zunahmen. Anders dagegen in den Ländern am Euphrat und Tigris. Hier waren die Beobachtungsverhältnisse fast immer günstig, und die Priester hatten sich darum jahrtausendelang auf die Astronomie verlegt. Auf diesem Gebiete sind wir nicht imstande, eine Spur von Streit unter den Eroberern des Landes zu entdecken. Die Resultate der

Wissenschaft scheinen sich friedlich von Volk zu Volk vererbt zu haben und die Priesterkunde der Akkader bei den Chaldäern weiter gediehen zu sein. Die Form des Tempelbaues ist ein Sinnbild für diesen friedlichen Austausch. Schon bei den Akkadern wurden, wie wir wissen, die Tempel als große aufeinandergestapelte Würfel gebaut, mit einem Wächtergang um jeden derselben und der Wohnung des Gottes in dem obersten, kleinsten Würfel. „Denn das eigentliche Heim der Götter ist in den Bergen gegen Osten", und sie steigen nur zu den höchsten Stellen der Erde hinab.[12] Scheinen dieser Gedankengang und die entsprechende bergähnliche Gebäudeform sich von den östlichen Feinden der Akkader herzuschreiben, den Bergbewohnern von Elam, so verbreiteten sie sich doch weiter zu den Semiten. Zu Herodots Zeit war der Tempel des Bel in Babylon auf ganz dieselbe Art erbaut. Und hier wie dort beobachteten zahlreiche Priester von den Wächtergängen aus den funkelnden Sternhimmel. Der alte, abenteuerliche Bericht von dem Turmbau zu Babel gewinnt dadurch an Verständlichkeit: einträchtig sollte er alles Volk sammeln und hinauf bis an den Himmel reichen.[13]

Die alten Griechen und Römer sprachen von der Sternkunde der Chaldäer mit größter Bewunderung. Man behauptete, daß der Brauch, den Gang der Himmelskörper zu beobachten, zuerst in diesen Gegenden entstanden sei, und man nannte eine fabelhafte Reihe von Jahren — 470000 ja 720000 Jahre — als den Zeitraum, durch welchen die Beobachtungen stattgefunden hätten.[14] Unter den wissenschaftlichen von den Chaldäern erreichten Resultaten wurde die Bekanntschaft mit dem Tierkreise angeführt, jenen zwölf den Himmel umgebenden Sternbildern, welche der Mond im Laufe eines Monats, die Sonne im Laufe eines Jahres durchläuft. Ferner die genaue Bestimmung der Jahreslänge, die Einteilung des Jahres in zwölf Monate und die Einteilung des Tages wieder in zwölf Stunden.[15] Als Hilfsmittel hatten sie teils den sogenannten „Gnomon" benützt, eine lotrecht auf-

gerichtete Stange, deren Schatten gemessen wurde, teils Uhren. Diese waren ursprünglich nur Sonnenuhren, welche die Unannehmlichkeit hatten, daß die Länge der Stunden nach der Jahreszeit wechselte; aber später hatte man eine eigene Art Wasseruhren erfunden, bei denen aus einem Behälter mit gleichmäßigem Zufluß und Wasserstand ein gleichmäßiger Wasserstrahl ausfloß, so daß die Zeit genau gemessen werden konnte.

Die Neuzeit ist auf eine unerwartete Weise in den Stand gesetzt worden diese Nachrichten zu beurteilen, indem man Aufzeichnungen von den Chaldäern und Akkadern selbst gefunden hat, wie das Altertum ganz richtig angab, auf gebrannte Tontafeln eingeritzt. Besonderes Interesse haben mit Recht 70 Tafeln erweckt, ein Rest der Büchersammlung des Königs Sargon in Agade aus dem 16. Jahrhundert v. Chr. Wie diese jetzt vorliegen, gedeutet von dem Franzosen Oppert[16] und dem Engländer Sayce[17], werfen sie neues Licht auf die Verhältnisse.

Aus diesen Tafeln geht hervor, daß der alte Ruf der Babylonier nicht unbegründet war. Ihre Beobachtungen gehen außerordentlich weit zurück und sind mit größter Tüchtigkeit angestellt und benützt. Wie es wahrscheinlich war, sehen sie den Mond als den wichtigsten Himmelskörper an. In ihrer Schöpfungsgeschichte heißt es auch, daß er vor der Sonne entstanden sei[18], und nach dem Monde teilten sie das Jahr ein. Dieses wurde zu 360 Tagen gerechnet — darum die Einteilung des Kreises in 360 Grade, ein Grad für jeden Tag im Jahre. Ein Jahr bestand also aus 12 Monaten, jeder zu 30 Tagen. Darum ist auch das Keilschriftzeichen für den Mond = XXX, nach der Zahl der Monatstage. Die Schwierigkeit hierbei, daß ein solches Mondjahr nicht in das Sonnenjahr hineinpaßt, da die Umlaufszeit der Sonne ja 365 ¼ Tage beträgt, vermieden sie, indem sie alle sechs Jahre einen Schaltmonat hinzufügten, und alle 124 Jahre einen doppelten Schaltmonat. So behauptete der Mond weiter seine Herrschaft in der Zeiteinteilung, ohne daß

darum das Verhältnis zu den Jahreszeiten verrückt worden wäre.

Kalender aus einer späteren Zeit, welche gleichfalls in unseren Tagen gefunden worden sind, beweisen die Sorgfalt, mit welcher sie fortwährend den Mond als Zeitbestimmer behandelten. Man ließ jetzt jeden einzelnen Monat genau der wirklichen Umlaufszeit des Mondes entsprechen, und begnügte sich nicht, wie z. B. die Griechen, damit, diese bloß durchschnittlich zu $29^1/_2$ Tagen anzusetzen. Aber da die Schnelligkeit, mit welcher sich der Mond bewegt, nach den verschiedenen Jahreszeiten verschieden ist, ergab sich daraus die Notwendigkeit, voraus zu berechnen, wie lange Zeit jedesmal zwischen dem Verschwinden und dem Wiedererscheinen des Mondes vergehen würde. Dieser Abstand ist in den Kalendern bis auf Zehntelstunden genau angegeben und schwankt zwischen 19 und 50 Stunden. Hierüber in neuester Zeit angestellte Untersuchungen haben bewiesen, daß diese Angaben selbst dort, wo sie unrichtig erschienen, in Wirklichkeit dem Zeitpunkte entsprochen haben, zu welchem der neue Mond sich im Sehkreis des babylonischen Turmes zeigen mußte, und der Monat für das ganze Land beginnen sollte.[19]

Das Bild des ganzen Weltgebäudes, welches die Chaldäer sich bildeten, muß der Natur der Sache nach einer Entwickelung unterworfen gewesen sein. In seinen allgemeinen Zügen entsprach es dem, welches wir von so manchen alten Völkern kennen, von Persern, Babyloniern, Juden und Ägyptern. Die Welt bildete eine gewölbte Halle. Die feste Decke wurde vom Himmel gebildet, oberhalb dessen die Regenwasser lagen; wenn ein Gitter fortgezogen wurde, strömte der Regen nieder. Auf der Innenseite des Himmels waren die Sterne fest angemacht. Unter diesen bewegten sich Tag und Nacht die zwei großen Lichter zugleich mit den fünf kleineren. Die Erde war ringsum vom Wasser umgeben. Sie bildete jedoch nicht eine glatte Scheibe, sondern hob sich nach oben, denn unter ihr gab es eine dunkle Höhle (Hölle,

Helvede), die Unterwelt, die Aufenthaltsstätte der Toten.[20] Dieses Bild ist ja dasjenige, welches sich natürlich aufdrängt, und bekanntlich verschwand es auch nicht aus dem allgemeinen Bewußtsein, ehe die Weltumsegelungen um 1500 n. Chr. zwangen, das anzunehmen, was einzelne Vorgeschrittene schon früher im stillen behauptet hatten, daß die Erde eine Kugel wäre.

Aber das alte Bild mit dem Himmel als Decke, der Erde als Boden und dem Keller der Unterwelt war in Wirklichkeit nicht ein und dasselbe. Wie es selbst mühsam erkämpft worden war, als klare, einfache Antwort auf das furchtsame Suchen der Jahrtausende, so stellte es selbst wieder neue Fragen und nahm sich je nach der Antwort verschieden aus. In bezug auf die Himmelsgötter war man zu einer vorläufigen Ruhe gekommen: die Welt war ein festlich geschmückter Saal, wo sie als Kerzen leuchteten. Aber hatte sie jemand hier angezündet? Oder leuchteten sie aus eigenem Willen?

Die Chaldäer versuchten es mit beiden Wegen. Das Ganze verlor gleichsam bei dem Gedanken, daß ein Gott es geschaffen hätte. Sie wagten auch nicht, den Gedanken an eine Schöpfung ganz auszudenken. Himmel, Erde und Unterwelt waren wohl von einem Gotte gebildet. Aber „die Wasser" bestanden vorher. Diese bestanden als etwas unerklärt Ursprüngliches, so wie später die Griechen sich alles aus dem Okeanos entstanden dachten, und wie die Juden sich ausdrückten: „der Geist Elohims schwebte über den Wassern." In bezug auf sie beschränkte sich die Wirksamkeit Merodakhs — oder nach anderen: Bels — darauf, daß er sie zerteilte und in zwei Hälften sonderte, die Wasser über der Wölbung (das Regenmeer) und die unter der Wölbung (das Weltmeer).[21]

Die Schöpfungsgeschichte der Chaldäer ist auf sieben Tontafeln aufgezeichnet. Auf der fünften Tontafel heißt es: „den siebenten Tag setzte er ein als einen heiligen Tag und gebot, daß man an ihm ruhen sollte von aller Arbeit."[24] Warum ge-

rade sieben? Ja, unvermerkt leuchtete die heilige Siebenzahl der Planeten durch das Schöpfungswerk. Und unvermerkt drückten sie dem ganzen Gedankengange ihr Gepräge auf. Wir stehen hier an dem entscheidenden Wendepunkte, an welchem die Planeten zum erstenmal dem menschlichen Denken einen Anstoß gaben, dessen Wirkungen sich jahrtausendelang halten sollten. Zum zweitenmal wiederholte sich dasselbe, als Kopernikus, gerade mit Rücksicht auf die Bahnen der Planeten, die heute gültige Auffassung der Welt begründete.

Denn der Gedanke an eine Weltschöpfung konnte noch zur Not mit Sonne und Mond in ihrem regelmäßigen Gange vereinigt werden. Sie waren in diesem Falle nicht weiter, wie bisher angenommen, selbstlebende Wesen und Gottheiten, sondern nur Leuchten, von dem einen mächtigen Gotte angezündet und dazu bestimmt, sich Tag und Nacht auf die einmal festgesetzte Weise unter der Kuppel zu bewegen. Aber die anderen fünf Planeten! Man brauchte nicht Chaldäer auf dem babylonischen Turme zu sein, um sich über sie zu verwundern. Jeder, der sie auf einer Karawanenreise ein paar Nächte lang mit dem Auge verfolgt hatte, jeder, der schlaflos ab und zu versucht hatte, die Zeit an der einzigen Uhr der Nacht, der sternenbesäeten Wölbung, abzulesen, mußte auf ihre Besonderheiten in Licht und Gang aufmerksam geworden sein. Sie leuchteten nicht gleichmäßig, sondern bald stark, bald matt, und ganz anders als andere Sterne: rötlich, grünlich, bläulich. Und ihr Gang schritt jetzt schnell, jetzt langsam, jetzt gegen den Strom, jetzt schräg; zuweilen verschwanden sie ganz. Nicht nur dem unkundigen Beobachter mußten sie unerklärlich erscheinen, sondern in noch höherem Grade selbst dem kundigsten Chaldäer. Denn wenn auch ihre Umlaufszeiten möglicherweise berechnet werden konnten, so spotteten ihre Bahnen doch jeder mathematischen Figur. Diese verworrenen Wege konnten nur auf eine Art erklärt werden: als Ausdruck des Willkürlichen, als Äußerungen

eines selbständigen Lebens. In den Bahnen der Planeten lag der astronomische Beweis dafür, daß die Himmelskörper beseelt wären. Die Welt war mehr als geschaffen, sie war das Göttliche selbst in lebendiger Wirksamkeit.[22]

Wie erweiterte und klärte sich alles von diesem Gesichtspunkte aus! Die Welt wurde zu einer ungeheuren Halle, wo die göttliche Kraft, der göttliche Wille beständig von oben nach unten wirkte. Zu unterst lag die Welt der Elemente. In unermeßlichem Abstande hiervon bewegten sich der Mond und die sechs anderen Planeten, jeder in seinem durchsichtigen Himmel. Zu oberst endlich drehte sich die Wölbung des undurchsichtigen Himmels, wo „die Sternbilder hingesetzt waren in Figuren, wie sie Tieren gleichen" (Tafel 5 Vers 2). Anscheinend hatten diese Bewegungen nichts miteinander zu tun, und doch war es die sie von oben her durchströmende Kraft, welche die Welt der Elemente in Bewegung versetzte. Zeigte nicht die tägliche Erfahrung, wie der Aufgang dieser Gestirne Sommer verkündete, der Aufgang jener Winter, Sturm, Dürre usw.? Die Vorgänge auf der Erde spiegeln so nur ab, geben wieder den Gang der göttlichen Himmelskörper und den göttlichen Willen. Aber ihre Art zu wirken ist verschieden. Sonne und Mond spinnen mit ihren regelmäßigen Bahnen gleichsam die festen Längs- und Querfäden; die fünf anderen bewirken das Wechselvolle, das scheinbar Zufällige. Alle sieben im Verein spinnen mit ihrem Gang über den Himmel die Fäden des Schicksals; lautlos weben sie das Muster des Erdenlebens. Von ihnen hängen nicht nur Sommer und Winter, Regen und Dürre, sondern auch Leben und Tod eines jeden lebenden Wesens, sein Aussehen, seine Anlagen, Verhältnisse und Schicksale ab; so wie sie diese durch ihre Stellung in der Stunde der Geburt bestimmt haben, so wird es, so lebt es. Niemals wiederholen sie sich ganz genau in ihrer Stellung zueinander. Darum sind auch niemals zwei Jahre, zwei Tage, zwei Menschen, zwei Blätter vollständig gleich.

In dieser eigentümlichen Weltanschauung erreichte der Gedankengang der Chaldäer seine höchste Form. Von einer Seite gesehen, war sie nur in Religion verwandelte Astronomie; aber zugleich besaß sie infolge ihrer Abstammung Geschmeidigkeit genug, sich jeder Glaubensform anzuschließen, ob an viele Götter, ob an einen Gott oder auch an eine einfache, natürliche Ordnung. Die chaldäische Betrachtungsweise wurde darum allmählich überall die herrschende, und sie mußte unüberwindlich sein, solange die Voraussetzungen für ihre Wahrheit unverrückt bestanden. Ihre Herrschaft hielt sich bis ungefähr 1600 n. Chr. Sie wirkte durch ihre eigene Großartigkeit und Wahrscheinlichkeit. Und wenn es an Sinn hierfür gebrach, so führte sie einen Zauberstab in ihrer Hand, welcher ihr den Sieg sicherte. Denn sie brachte die Sterndeutung mit sich.

Es lag nämlich ganz nahe, folgendermaßen zu schließen: Werden alle Bewegungen in der Welt der vier Elemente durch den Gang der Planeten hervorgerufen, so läßt sich alles, was hienieden vorgeht und vorgehen wird, auch von den Sternkundigen aus dem Gange der Planeten ablesen. Dieser Schluß war klar und unwiderleglich. Hiermit war die Wissenschaft, die Kunst begründet, welche durch Jahrtausende auf der ganzen Erde aller Aufmerksamkeit gefesselt und als die höchste menschliche gegolten hat.

Es war ein Ding, daß man alles müßte aus den Sternen ablesen können, und wieder ein anderes die Frage, wieweit man selbst imstande dazu wäre. Die Chaldäer bestrebten sich redlich, diese hohe Kenntnis zu erlangen. In dem, was uns aus jener Zeit vorliegt, kann man, wie es scheint, einen bestimmten Fortschritt spüren, indem teils die Prophezeiungen

mehr und mehr allein von den Planeten entnommen wurden, teils die Stellungen dieser am Himmel das Übergewicht über ihre bloße Farbe und anderes Ähnliche erhielten. Bei dieser ununterbrochenen Beobachtung der Planeten machten natürlich auch die astronomischen Kenntnisse von ihnen Fortschritte. Man entdeckte nicht nur die Trabanten des Jupiter, welche sich in Südasien mit bloßem Auge erkennen lassen, sondern auch die des Saturn, welche nur für das bewaffnete Auge sichtbar sind. Man bestimmte die Umlaufszeit des Jupiter beinahe richtig auf zwölf Jahre, und kam dazu, die nahezu richtige Reihenfolge der Planeten nach ihrem Abstand von der Erde zu erkennen: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn, in welcher Reihenfolge die Sonne den wirklichen Platz der Erde einnahm.

Die erste unwillkürliche Folge der Sterndeuterei mußte eine neue Zeiteinteilung nach der Anzahl der Planeten werden. Wenn man nämlich ihre Einwirkung auf das menschliche Schicksal zu bestimmen suchen wollte, lag es außerordentlich nahe, sich jeden von ihnen an seinem Tage wirkend vorzustellen. So entstand hier eine neue Art Woche, zu sieben Tagen, nur zu astrologischem Gebrauch. Aber je mehr der Glaube an die Sterndeutung an Stärke und Verbreitung gewann, um so mehr mußte diese Planetenwoche die bürgerliche Zeitrechnung durchbrechen und schließlich ganz verdrängen.

Die ursprüngliche Zeiteinteilung bei Assyrern und Babyloniern hatte wie bei anderen Völkern der Anzahl der Finger entsprochen, sogar in ihrer einfachsten Form. Man zählte die Tage zu je fünf. Solcher Fingerwochen gab es drei zwischen Vollmond und Neumond und wieder drei zwischen Neumond und Vollmond. Die erste dieser Wochen war dem Gotte Anu geweiht, die zweite dem Gotte Hea, die letzte dem Bel, und so weiter[28], eine Einteilungsart, deren einfache Natürlichkeit für ihr hohes Alter zeugt.

Aber in diese Zeitteilung brachte die heilige Siebenzahl der Planeten Verwirrung. Die heiligen Schriften der Chaldäer zeigen uns die Verwirrung und Umbildung in vollem Gange. In der Erzählung von der Erschaffung der Welt heißt es folgendermaßen: „Er setzte den Mond zu herrschen bei Nacht usw. Den siebenten Tag machte er zu einem heiligen Tage und gebot an ihm zu ruhen von aller Arbeit. Darauf erhob sich die Sonne am Horizont des Himmels“ usw.[24] Die Einsetzung der siebentägigen Woche wird also hier in die Anfänge der Welt verlegt, zwischen die Entstehung von Mond und Sonne. In dem chaldäischen Berichte von der Sintflut spielt die Siebenzahl gleichfalls eine hervorragende Rolle; sieben Abschnitte hat der Bau der Arche, siebenmal wird das Fahrzeug probiert; sieben Tage währt der Regen, nach sieben Tagen gehen die Geretteten hinaus, von sieben Menschen wird das Opfer dargebracht, und die sieben großen Götter versammeln sich um den Altar.[25]

Zu König Sargons Zeit (um 1600 v. Chr.) scheinen noch beide Zeiteinteilungen — die Fingerwoche und die Planetenwoche — nebeneinander bestanden zu haben, jene zum alltäglichen Gebrauche, diese für Festgebräuche und Sterndeuterei. Aber auf die Dauer war das nicht haltbar. Mehr und mehr rechnete man nach den Festtagen. Die Siebenzahl siegte sowohl in bezug auf Tage, Wochen und Monate als auch auf Jahre, indem auch hier jedes siebente und jedes neunundvierzigste heilig wurde.[26]

Mit derselben Kraft, mit welcher die heilige Siebenzahl und die Planetenwoche durchdrangen, mußte auch die Bedeutung des Einzeltages sich geltend machen. Beseelte doch die Sterndeutung beide Formen des Gedankenganges. Wenn jeder einzelne Tag von seinem Planeten beherrscht war, mußte man doch Wert darauf legen, darüber Sicherheit zu erlangen, welcher Tag und welcher Planet zusammen gehörten; denn hierauf beruhte alle Voraussage. Daß es hier einiges Schwanken gab, ehe die Folge

der Planetentage fest entschieden war, ist begreiflich genug. Indessen sind wir nicht imstande die Entwickelung in ihren einzelnen Abschnitten zu verfolgen. Wir kennen nur das Endergebnis, wie es schließlich festgesetzt wurde — und wie es noch heute in unseren Zeitbenennungen fortlebt.

Denn wie bekannt — oder richtiger: wie in der Regel vergessen und nach Kräften verschleiert — sind die europäischen Namen für die Wochentage verhärtete Reste der alten Sterndeutung. Der Tag der Sonne (Sonntag, sunday), der Tag des Mondes (Montag), der Tag des Mars oder Tyr (mardi, Tyrsdag, Dienstag), der Tag des Merkur oder Odin (mercredi, Onsdag), der Tag des Jupiter oder Thor (jeudi, Torsdag, Donnerstag), der Tag der Venus oder Freja (vendredi, Freitag), der Tag des Saturn (saturday) geben deutlich genug die Reihenfolge innerhalb der siebentägigen Planetenwoche an, so wie die Sterndeutung sie schließlich festsetzte.

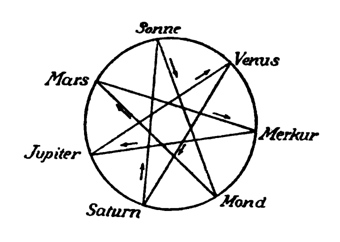
Warum wählte man gerade diese Ordnung? Es müßte doch, so sollte man glauben, nahegelegen haben, wenn man wie die Chaldäer die Reihenfolge der Planeten nach ihrem Erdenabstand kannte — Mond, Merkur, Venus, (Sonne), Mars, Jupiter und Saturn — auch die Tage in derselben Weise zu ordnen. Aber man beschränkte sich, den Saturnustag (Sonnabend) als letzten zu belassen, während man den Rest im übrigen scheinbar kunterbunt verteilte. Der Grund kann schwerlich gewesen sein, daß sich die gewählte Ordnung aus einer älteren Zeit herschrieb, in welcher man sie irrtümlich für die richtige hielt. Denn von allen uns bekannten Angaben über die Ordnung der Planeten entspricht keine der bei den Wochentagen befolgten.[27] Man könnte vermuten, daß die Planetentage nach dem Werte der ihnen entsprechenden Metalle geordnet waren — denn die Sonne bedeutete seit alter Zeit Gold, der Mond Silber, Mars Eisen, Jupiter Zinn, Saturn Blei[28] — oder daß sie nach der Farbe geordnet waren. Denn schon sehr früh hatte man die

Planeten in Beziehungen zu den sieben Farben des Regenbogens gebracht und, wenn auch mit Abweichungen in den verschiedenen Gegenden, danach bezeichnet, Venus z. B. mit Vorliebe als weiß oder grün, Jupiter als purpurrot, Saturn als schwarz. Die Mauern von Ekbatana waren nach Herodot sieben an der Zahl[29], immer eine höher als die andere, die Zinnen auf der äußersten weiß, auf der nächsten schwarz, dann purpurrot, blau, hellrot, versilbert und vergoldet. Die Tempel und Observatorien der Chaldäer waren in sieben Stockwerke geteilt, die nach oben immer kleiner wurden, und von denen jedes mit seiner Farbe bemalt war.

Eine sinnreiche Erklärung für die Reihenfolge der Tage gibt der griechische Geschichtschreiber Dio Cassius.[30] Nach ihm waren die Ansprüche an die genaue Bestimmung des Planeten, welcher im Augenblicke der Geburt der herrschende war, mit der Zeit so hoch gestiegen, daß die Sterndeuter sich nicht damit begnügten, auf die altgewohnte Weise die ganzen Tage einzelnen Planeten zu überweisen, sondern sie ließen jede Stunde am Tage von ihrem Planeten bestimmt sein. Nach dem Planeten, welcher in der ersten Stunde des Tages herrschte, wurde auch der Tag benannt, und die Wirkung dieses Tagesplaneten wurde entweder verstärkt oder abgeschwächt durch die Macht des Planeten, in dessen Stunde die betreffende Geburt eintraf. Rechnete man nun die Planeten in ihrer Reihenfolge vom Himmel zur Erde herunter, so folgen sie ja so: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond. Die erste Stunde am heiligen Tage (Sonnabend) wurde also die des Saturn. Und zählte man dann weiter die Reihe herunter, eine Stunde für jeden Planeten, so kam die 25. Stunde auf die Sonne (Sonntag); die nächste 25. Stunde auf den Mond (Montag), dann auf Mars (Dienstag), auf Merkur (Mittwoch), auf Jupiter (Donnerstag), auf Venus (Freitag) und wieder auf Saturn (Sonnabend) und so fort.

Eine letzte Erklärung endlich, welche auch nicht unwahrscheinlich klingt, ist die, daß man auf folgende Art vorgegangen

ist: die sieben Planeten wurden in ihrer Reihenfolge und in gleichem Abstand auf der Peripherie eines Kreises bezeichnet. Zog man darauf von Saturn als Ausgangspunkt — im Verhältnis des musikalischen Tonintervalls διὰ τεσσάρων, der Quart — einen Strich nach dem dritten folgenden Punkte in dieser Reihe, so traf man die Sonne (Sonntag), und fuhr man so fort, traf man weiter den Mond (Montag), Mars (Dienstag), Merkur (Mittwoch), Jupiter (Donnerstag), Venus (Freitag), bis man wieder im Ausgangspunkte, Saturn, endete. Zugleich hatte man, wie die beistehende Figur zeigt, durch diese verschiedenen Züge die heiligste von allen Figuren gezeichnet, einen in eine Sonne eingeschriebenen siebenzackigen Stern[31], den mathematischen Ausdruck für die musikalischen Tonintervalle.[32]



Eine andere Merkwürdigkeit fällt an der Reihenfolge der Planetentage heute vielleicht weniger in die Augen, ist aber an und für sich absonderlich genug: man machte den Ruhetag, den heiligen Tag, zu einem unglücklichen Tag, indem man ihn von dem Unglück bringenden Planeten, Saturn, beherrscht werden ließ. In diesem Zuge spiegelt sich eine religiöse Auffassung wider. Assyrer und Babylonier glaubten nicht an Unsterblichkeit, und ihr oberster Gott war ein strenger Herr. Sein Festtag war nicht so sehr die fröhliche Ruhe nach der Mühe der Woche als vielmehr der Untergang der Woche selbst, der Ruhetag, welcher wie der Tod sich unerbittlich alles unterwarf. Das Blei und das Schwarz entsprachen mit Recht dem Planeten Saturn.

Das Gleiche kehrt wieder in dem gewiß aus diesen Gegenden stammenden griechischen Mythus von Kronos (Saturn). Unverständlich für die Griechen, welche nach Dekaden (zehn Tage) rechneten, hieß es von diesem Sohne von Himmel und Erde,



daß er seine sechs Kinder verschlungen hätte. Der Gedanke wird erst klar, wenn man sich erinnert, daß Kronos, der Ruhetag, den Schluß der Woche bildete und so die ersten sechs Tage der Planetenwoche verzehrte.

Mit der Sterndeutung war ein neuer und großer Abschnitt in der Entwickelung der Menschheit eingeleitet, der vorletzte, den wir kennen. Wie bedeutungsvoll und tiefgehend dieser wurde, sieht man am besten daran, daß die Sterndeutung vermocht hat, was bisher keine Religion vermocht hat, alle Kulturvölker der Erde zu unterwerfen. Überall, wo sie ihren Siegeszug hielt, zeichnete sie die Überwundenen mit ihrer heiligen Siebenzahl. Die unhandliche Planetenwoche mit ihrer verschrobenen Planetenreihe ist jetzt in der ganzen Welt bekannt. Wie kurze Zeit erst seit der großen Epoche der Sterndeutung verlaufen ist, zeigt sich deutlich darin, daß auch Europa noch nicht vermocht hat, ihr Merkzeichen zu entfernen. Vergebens versuchte die große französische Revolution die Planetenwoche abzuschaffen und die ursprüngliche, einfache Zehnteilung wieder einzuführen. Es blieb beim alten. Ein Chaldäerknabe würde sich noch heute sofort in den europäischen Wochentagen zurecht finden können.



Also im Rahmen der großen Epoche der Sterndeutung müssen wir eine Hauptquelle für die Beleuchtung suchen, welche auch im 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung über dem Leben lag. Aber hiermit ist in Wirklichkeit erst wenig gegeben. Wir wissen nur, daß der Schauplatz, auf welchem sich das Leben abspielte, nach der chaldäischen Auffassung ein Raum war mit einem Keller unten und einer Decke oben, von der sieben große Augen auf die auftretenden Personen hinunterstierten, sie beherrschten, sie wie Marionetten leiteten. Man konnte nicht hinauskommen, denn keine Tür führte nach außen. Für die

Chaldäer führte nur, wenn das Leben ausgespielt war, eine lautlose Falltüre zu dem schwarzen Keller hinunter.

Aber diese sieben Augen, welche hinunterstierten, meinten es nicht alle mit dem Menschen gut. Es gab böse Augen darunter, Unglück bringende, zumal das des düsteren Saturn. Konnte also ein Gott des Lichtes wirklich Schaden zufügen? Warum wirkten sie Unglück? Die Chaldäer vermochten sich das nicht zu erklären. Darum wurde ihre Religiosität nur sklavische Unterwerfung, ihre letzte Erklärung nur scheue Furcht. Denn ein launischer orientalischer Tyrann war jeder von diesen Göttern, auch den besten nicht ausgenommen. Die Sonne konnte Brand stiften, der Mond die Todesseite herauskehren, Astartes wilde Lust Ekel und Wahnwitz erregen. Hier war alles innere Verständnis ausgeschlossen. Hier ließ sich nur eines tun: verhüllten Hauptes sich in den Staub werfen.

Während die Chaldäer hier Halt machen und bei dem Widerspruch stehen bleiben mußten, hatte ein Nachbarvolk auf anderem Wege versucht die Erklärung zu finden. Das waren die Perser[33], ein Zweig des indogermanischen Stammes, der im Hochland von Iran den Hafen der Seßhaftigkeit erreicht hatte.

Hier war die Witterung viel rauher als in der mesopotamischen Ebene, ein stärkerer Abstand zwischen Sommer und Winter, zwischen dem hellen Tage und der dunkeln, stürmischen Nacht. Aber zu jeder Zeit und in jedem Wetter mußte man hinaus, um das Vieh zu hüten, die starre Erde zur Fruchtbarkeit zu zwingen, den Ertrag zu sichern. Da gewöhnte man sich an Gefahr, wurde tätig und entschlossen. Und nicht nur bräunte sich bei all dem die Wange, härteten sich die Sehnen und schärfte sich der Blick in der klaren Bergluft, sondern es sproßte hier auch ein eigener Volksschlag auf, kühn, bieder und selbständig, der sich als niemandes Knecht fühlte, nicht einmal Gottes, sondern entschlossen war, ehrlich zuzugreifen, um ihm zu helfen und seinen Willen durchzuführen.

In sittlicher Beziehung standen die Perser hoch. Das hatte einen bezeichnenden Ausdruck in der Entwickelung ihrer religiösen Vorstellungen gefunden. Vom Glauben an die beseelten Himmelskörper — unter welchen die Sonne entsprechend der Natur des Landes der höchste war, dann folgten der Mond und der Sirius als der regenverkündende Stern — hatte man sich nach und nach dazu erhoben, in dem Sonnengotte Mithra den Gott der Rechtlichkeit, der Treue und der Wahrheit zu sehen. Die Wahrhaftigkeit war ja gerade die Tugend, welche von den Persern am höchsten geschätzt wurde. Daneben ehrte man auch die vier Elemente: Feuer, Erde, zum Teil die Luft, aber besonders das Wasser, das fruchtbar machende Wasser. Eine Menge Formeln und Vorschriften ging darauf aus, sie vor Befleckung zu bewahren.

Ihren höchsten Ausdruck erlangte die persische Lebensanschauung bei dem Reformator Zoroaster oder Zarathustra. Die Grundfrage nach dem Verhältnis von Licht und Dunkel wurde von ihm in tiefer Übereinstimmung mit der Natur des Volkes und des Landes gelöst. Er stellte den 24stündigen Tag als die Erklärung des Lebens auf. Das Licht ist gut, das Dunkel ist böse. Warum sind sie aber beständig im Tage vereinigt, folgen einander als Tag und Nacht? Warum überwindet das Licht nicht ein für allemal das Dunkel und bringt einen ewigen Tag hervor? Das Geheimnis ist, daß sie einander an Stärke gleichen. Denn der Gott des Lichtes, Auramazda (Ormuzd), ist wohl ewig, allwissend und in hohem Maße stark, aber nicht allmächtig. Darum braucht er in dem langwierigen Kampfe mit Ahriman, dem Gotte des Dunkels, menschliche Hilfe. Die Sage vom Leben ist folgende:

Als der Gott des Lichtes infolge seiner Allwissenheit wußte, sowohl daß es einen Gott des Dunkels gäbe, als auch welches Unheil einmal aus einem Kampfe zwischen ihnen hervorgehen würde, bot er am Anfange der Zeiten Ahriman einen Vergleich

an, wenn dieser ihn verehren und ihm bei seinen Schöpfungen beistehen wollte. Zum Lohne sollte Ahriman selbst die Unsterblichkeit erhalten. Aber der Gott des Dunkels glaubte in seiner Unwissenheit, daß dieses Gebot ihm aus Schwachheit gemacht würde; er schlug es ab, und der Kampf begann.

Beim ersten Zusammenstoß war der Lichtgott siegreich. Um den Ausfall des Kampfes zu fördern und den endgültigen Sieg zu beschleunigen, schuf er jetzt die Welt. In dieser herrschte anfangs ein glücklicher, paradiesischer Zustand. Denn der Teufel lag da, gelähmt und untätig vor Schrecken. „Menschen und Tiere waren unsterblich; wie Fünfzehnjährige wandelten sie, ein jeder, Vater und Sohn. Weder Pflanzen noch Wasserläufe vertrockneten; man kannte weder Kälte noch Hitze, nicht Krankheit noch Tod noch Ungehorsam.“ Unter solch glücklichen Verhältnissen wurde der Raum für die Menschen und ihre Herden zu eng. „Da sagte der trefflichste Mensch zur Erde: Liebe, erweitere dich, daß du noch mehr Vieh und Menschen tragen kannst!“ Und die Erde erweiterte sich, so daß sie der wachsenden Menge Raum geben konnte, und das wiederholte sich noch einmal im Laufe der Jahrhunderte. Endlich kam der Abschluß des paradiesischen Zustandes, indem die Teufel ihren Herrn Ahriman zum Handeln erweckt hatten. Die „Sintflut“ trat ein, und alles ertrank bis auf den trefflichsten Menschen und den Teil der Schöpfung, welchen er auf Ormuzds Befehl in eine hierzu erbaute Viehhürde gerettet hatte. Aber Ahriman goß seine Unreinheit und seine Verderbnis aus über die Natur, „so daß Nützliches und Schädliches, Reines und Unreines jetzt in ihr vermischt ist“.

Hiermit begann das zweite Weltalter, die Zeit der Tätigkeit, des Kampfes für die Menschen. Die Aufgabe ist, dem Gott des Lichtes im Streite gegen Ahriman und seine Teufel zu helfen. Dies wird zuerst durch Bekämpfung aller Unreinheit im eigenen Inneren ausgeführt, so daß die Wahrheit hier zur

Herrschaft kommt, dann nach außen hin in der Bewahrung der vier Elemente gegen Unreinheit und Befleckung. Aber endlich soll im Gegensatz zu dem verderbenden, zerstörenden Beginnen des Teufels gerade die Lebenskraft gestärkt werden. Das geschieht durch Opfer an die Mächte des Lichtes und des Lebens, denn das Opfer erhöht ihre Kraft. Und unmittelbar geschieht es dadurch, daß der Mensch das Öde und Unreine in der Natur ausrottet und reinigt, Gräser, Korn und Fruchtbäume pflegt. „Denn die Erde ist nicht glücklich, welche lange ungepflegt daliegt." „Hier geht ein erwachsenes Mädchen herum, welches lange kinderlos geht; solche sollen gute Männer haben." „Wer da auf dieser Erde arbeitet mit dem linken Arm, mit dem rechten Arm, dem wird sie Reichtum bringen, recht wie ein geliebtes Weib ihrem lieben Gatten einen Sohn bringt." „Der, welcher seine Kühe gut füttert und rechtschaffen lebt, wird den himmlischen Lohn haben." „Wer das Korn pflegt, tut ein heiliges Werk." Denn „wenn die Gerste aufsprießt, erschrecken die Teufel; wenn das Korn hoch wächst, werden die Herzen der Teufel ohnmächtig. Wenn das Korn gemahlen wird, jammern die Teufel; wenn der Weizen aufsprießt, wenden sich die Teufel zur Flucht". Aber die Gaben der Erde dürfen nicht geizig verbraucht werden. Der, welcher nicht fromm und freundlich dem Bedürftigen gibt, soll „hinabstürzen zum Wohnsitz des Teufels, zu all den scharfen Gräsern". Denn „das Reich kommt vom Lichtgotte zu denen, welche den Armen unterstützen".

Es gibt also eine innere Wechselbeziehung zwischen dem Lichtgotte und dem Menschen. Der Mensch ist sein Kampfgenosse auf der Erde, hat aber selbst die himmlischen Kräfte nötig, um nicht vom Bösen besiegt zu werden. Und indem der gute Mensch für sich Seligkeit und Unsterblichkeit gewinnt, stärkt er die Macht des Gottes und kann ihm in der Stunde der Entscheidung beistehen.

Diese kommt, wenn der letzte Kampf herannaht. Das ist eine schreckliche Zeit. „O Schöpfer! gönne mir den Tod, gönne

meinen Lieben zu sterben, daß sie jene Zeit des Schreckens nicht erleben mögen!" Wenn sie sich naht, sollen Sonne und Dunkel Zeichen geben, der Mond soll mannigfach die Farbe wechseln, zahlreiche Erdbeben sollen entstehen, der Hauch soll zum Sturme werden. Mangel und Angst sollen sich vermehren, Feinde nach Tausenden hervorwimmeln und die Teufel das schöne Iran vernichten. Eine Weile hält die Wut des Kampfes inne, und das tausendjährige Reich wird aufgerichtet; aber wieder entbrennt der Streit und wilder als zuvor. Da kämpft der Lichtgott gegen Ahriman, alle guten Geister und alle Frommen gegen das Teufelsheer. Zuletzt ist vom Feinde nur Ahriman und die Schlange übrig. Auch sie sinken zusammen, die Schlange wird in geschmolzenem Metall verbrannt, und der letzte Schlupfwinkel, in welchem der Fürst der Lüge und des Dunkels Schutz gesucht hat, wird in die Flammen geworfen und verbrennt zu nichts. So wird die Hölle von aller Unreinheit gereinigt und vom Gott des Lichtes eingezogen, um das Gebiet der Welt zu erweitern. Die ganze Welt wird wiedergeboren, und alle Toten, Menschen und Tiere, stehen aufs neue zum Leben auf. Die Seelen erhalten ihre vormaligen Leiber, „die Sonne leuchtet, so daß Seele und Leib erkennen: dies ist mein Vater, und dies meine Mutter, und meine Gattin und meine Sippe. Und der, welcher Mann war, als er starb, soll weiter leben als vierzigjährig, und der, welcher Kind war, soll seine fünfzehn Jahre behalten; jeder erhält sein Weib zurück und jeder soll seine Kinder wiedersehen. Und es geht zu wie hier in der Welt, aber im Lande der Seligkeit werden Kinder nicht mehr geboren".

Diese Lehre, erfüllt von ehrlichem Willen und Bergluft, war es, welche mit einem Male den Semiten auf den Leib rückte, als der Perserkönig Cyrus um 538 v. Chr. Babylon eroberte. Unwillkürlich beugte sich der semitische Geist vor dem neuen Glauben des Weltherrschers. Die Lehre vom Teufel, von der Befleckung der Welt, von der Teufelsbesessenheit und von einem

kommenden tausendjährigen Reich wuchsen nun nicht nur in Babylonien fest, sondern auch beim jüdischen Volk, das dort in Gefangenschaft gehalten wurde. Durch die Juden gewannen diese ursprünglich persischen Gedanken später in das Christentum Eingang. Zum Entgelt aber wurden der Perserkönig und seine Leute von der großartigen Himmelsanschauung der Chaldäer geblendet. Wie schwer und eng war die alte persische Auffassung mit ihrer Erzählung von dem Regensee da oben und vom Sirius, der sich als ein weißes, goldohriges Pferd mit der schwarzen, schuppigen Mähre des Teufels herumschlug! Welche Hoheit und Tiefe lag dagegen in der gewaltigen Kuppel mit der göttlichen Himmelsschrift! Und wie glaublich klang es nicht, daß Auramazda eine Wunderbotschaft herniedersandte zu allen Gläubigen! Schon Xerxes war auf seinem Zuge nach Griechenland von Ostanes begleitet, dessen Beruf es war, den Willen des Himmels zu erkunden.[34] Bald gehörten solche Leute mit zum notwendigen Zubehör des Hofes, und für die allgemeine Auffassung gingen allmählich „Chaldäer" und das persische „Magier" in Eins über.[35] Kein Wunder, daß in der späteren persischen Literatur eines der Anzeichen für den letzten Weltkampf das wurde, daß sogar die sieben Planeten in Unordnung geraten und Merkur und Jupiter die anderen ihrer Macht berauben.

Die Babylonier waren, wie wir gesehen haben, bei ihrer sorgfältigen Beobachtung der Himmelskörper zu größerer Genauigkeit in der Zeitbestimmung gelangt als irgendein anderes Volk. Aber während sie sich mit den himmlischen Bahnen abgaben, welche die Zeit bestimmen, sahen sie schließlich alles, was auf der Erde vorgeht, als eine Wirkung der Himmelsbahnen an, wie die Zeit an sich. In diese trübe Einförmigkeit brachten die Perser neues Leben, indem sie allem, was vorgeht, einen inneren Wert beimaßen. Alles gehört entweder dem Licht oder dem Dunkel. Das Licht ist das Gute, das Dunkel das Böse. Und es gibt zwei außerordentlich mächtige Wesen, welche alle Macht in der

Welt teilen: der gute Gott des Lichtes, und der Gott des Dunkels, der Teufel.

Die Entdeckung der Perser, der Unterschied zwischen gut und böse, Gott und Teufel — wobei das Dasein nach Tag und Nacht geschieden wurde — war von tieferer Bedeutung als die Sterndeuterei der Chaldäer. Anderseits war diese unmittelbarer für jedermann einleuchtend. Beide Auffassungen ergänzten sich eigentlich nicht gegenseitig und gelangten auch nie zu einer innerlichen Einheit, aber sie bestanden weiter nebeneinander, selbst dort, wo sie sich in demselben Bewußtsein vereinigten. Was sie am innerlichsten verband, war, daß sie beide von demselben Weltenbild herstammten, der lichtstrahlenden Halle mit der Himmelsdecke oben und dem Keller unten. Aber zusammen machten sie die höchsten Gedanken aus, zu welchen die Menschheit bis dahin gelangt war.

Die Sterndeutung und die Lehre von Gut und Böse wanderten dann von ihren Heimstätten Babylon und Persien aus und unterwarfen allmählich alle Kulturvölker. Indem die beiden Lebensanschauungen unter dieser Brechung die verschiedensten Verbindungen mit den urwüchsigen Eindrücken eines jeden Ortes eingingen, erzeugten sie durch diese Vereinigung eine eigen gemusterte Farbenstimmung über dem Leben. In diesem Muster ist die Sterndeutung immer am leichtesten zu erkennen, während gut und böse je nach den Himmelsstrichen von hell nach dunkel und von dunkel nach hell hin wechseln können. Bei Weißen ist ja der Teufel schwarz, bei Negern weiß.

Wir werden diesem Entwickelungsgang in großen Zügen folgen, nicht nur nach West, sondern auch nach Ost. So wie sich die Verbindungen in Indien und China formten, zeigen sie uns nämlich mehr als eine exotische Üppigkeit und Farbenpracht. Sie erleichtern uns zugleich das Verständnis der gleichen Ideenverbindungen, wie sie in kleineren Verhältnissen das Europa des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts aufwies.

Der äußerste östliche Flügel der Indogermanen drang in Vorderindien ein und eroberte unter heftigen Kämpfen mit der früheren Bevölkerung das Land am Indus und darauf das bis zum Ganges hin. Nah verwandt mit den Persern und derselben Kultur teilhaftig wie diese, sahen sie sich jetzt plötzlich in ganz fremde Verhältnisse versetzt. Der erste Eindruck war nur berauschend. Keine rauhe und harte Natur, nur ein Quellen von Farben, Duft und Schönheit. Schwellende Früchte, unaufhaltsamer Wuchs im strahlenden Sonnenlichte. Und wurde die Hitze zu stark, dann kam das Sturzbad der Regenzeit. Alles war herrlich abgemessen, aber mit höherem als nur menschlichem Maßstabe.

Solange der Kampf noch bestand und bei den einzelnen die ererbte innere Abhärtung noch vorhielt, war alles gut. Aber als die Wärme die Sinne weich und matt gemacht hatte, als der Tatendrang ausgebrannt, der Mensch selbst unvermerkt zur Blume verwandelt war, da legte sich ein anderer Schimmer über die Umgebung. Jetzt zeigte all diese unbändige Üppigkeit eine neue und erschreckende Seite. Die Luft war Feuer, das Leben verzehrende Flamme. Machtlos stand der Mensch dem Brande des Lebens, der unbezähmbaren Fruchtbarkeit gegenüber. Wie eine Schlange erhob sich das Jahr, biß sich selbst in den Schwanz und wirbelte herum: neun Monate brennende Hitze, drei noch schlimmere Sommermonate mit dröhnenden Donnern und flammenden Blitzen, bis der Schweiß in wolkenbruchartigen Regengüssen hervorbrach. Dürre und Überschwemmung, quellendes Leben, wild hinbrausend über das, was neu blühte und in einem Nu vorbei war, Entstehung und Untergang jagten einander, wälzten sich wie ein ungeheures Rad und rissen den Menschen mit sich fort.

Was war unter solchen Verhältnissen Glück? Nicht glühenden Hirnes in des Lebens Drang mitzukämpfen, sondern träumend wie die Lotosblume in dem kühlen, zum Bade ladenden Teiche

im Schatten der Mangobäume zu ruhen, still grübelnd sich in sich selbst zu versenken, vom Leben erlöst den Frieden des Gedankens zu gewinnen.

Die erste Wirkung der neuen Verhältnisse auf das Geistesleben des Volkes war, daß sein historischer Sinn verdorrte. Dieses Volk, welches so große Taten ausgeführt hatte, vergaß seine eigene Geschichte und hat sich seither nie wieder daran erinnert. Denn jede menschliche Tat mußte hier neben der überwältigenden Geschichte der Natur verblassen. Die wird annalistisch für jedes einzelne Jahr besonders geschrieben; und das eine Jahr wiederholt nur das andere. Aber die Folge ist, daß auch die Natur nicht recht wirklich bleibt. Sie ist selbst nur ein Märchen, blendend, erschreckend und nichtig.

Auch die religiösen Vorstellungen formten sich nach den veränderten Verhältnissen um. Der Glaube an die beseelten Himmelskörper schlug nach und nach einen ganz anderen Weg ein als bei den tatkräftigen Verwandten in Iran. Die Inder waren wie die Perser zu dem Punkte gelangt, wo die Einbildungskraft halb spielend, halb staunend neue Götter für jedes neue Verhältnis aufstellte. Sonne und Mond eingerechnet war die Zahl schon auf 33 gestiegen. Jetzt verdorrte dieser lebendige Glaube im Grübeln. Sein Ziel wurde, die Einheit in allem zu finden.[36]

Es gibt drei Welten: Himmel, Luft und Erde. Im Himmel herrscht der Sonnengott, in der Luft zeigt er sich als der schimmernde Blitz, auf der Erde läßt er sich erblicken, wenn man das Opferholz reibt, daß es Flammen gibt. So ist das Feuer die Einheit in den Formen der Gottheit. Aber im Himmel herrscht zugleich der Mondgott. In der Luft zeigt er sich als der befruchtende Regen, beim Opfer als der berauschende Opfertrank. Hier ist die befruchtende Nässe die Einheit. In vollem Einvernehmen mit der Natur Indiens gelangte man also dazu, daß Feuer und Nässe das Innerste sind, das eigentliche Wesen in jeder Erscheinung.

Aber Feuer und Nässe sind ja beide im Opfer vorhanden. Folglich ist also das Opfer die Einheit beider, das Höchste im Leben. Auf diesem Wege kam man dazu, im Opfer selbst etwas Höheres zu sehen als die Götter. Diese wurden wohl dazu eingeladen, wie man auch verstorbene Ahnen mit Gaben bedachte, aber die Wirkung des Opfers war unabhängig von der Gunst der Götter, es war eine mystische Handlung, welche, richtig ausgeführt, auch die beabsichtigte Wirkung hatte.

Wer vermochte das rechte Opfer richtig auszuführen? Nur einer: der Priester, der Brahmane. Nicht zufällig ließ der Sprachgebrauch in dieser Benennung Verschiedenes zusammenfließen: „Brahman" bedeutet sowohl den Priester, die heilige Handlung als auch den Gott Brahma. Der Priester war ein höheres Wesen, der das Wunderbare auszuführen vermochte; er hatte durch das Opfer die Götter in seiner Macht, er war selbst Gott. Auf diesem Wege wurde die Kasteneinteilung begründet, welche noch heute in Vorderindien herrscht und der Priesterschaft eine göttliche Sonderstellung anweist. Im Laufe der Zeiten ist der Hauptinhalt des Opfers natürlich die Gabe an die Priester geworden, und Freigebigkeit gegen die Brahminen die höchste Frömmigkeit.

Das Opfer war die Einheit von Feuer und Nässe, und der Priester wiederum die Einheit des im Opfer Wirksamen. Aber was war da wieder das innerste Brahma, das wahre Wesen im Brahmanen? Das war seine innerliche Vertiefung, das Versenken in sich selbst, wobei er aufhörte ein Ich im Gegensatze zu einem Du zu sein und zum Nichts wurde, während er eins mit allen wurde, das Licht des reinen Seins in sich fühlte.

Auf diesem Punkte der Entwickelung — durch ein wunderliches Zusammentreffen gerade gleichzeitig mit dem Erwachen der Vettern in Iran zu großen Taten und der Begründung des ungeheuren persischen Weltreiches unter König Cyrus — trieb auch der indische Geist seinen eigentümlichsten Schoß und begründete

ein Reich, welches die Völker von der Mündung des Ganges bis Japan umfassen sollte. Aber auf indische Weise nur ein Reich des Gedankens, in welchem alles Wirkliche so weit als möglich verneint wurde. Ungefähr 500 v. Chr. erhob sich der fürstliche Mönch Gotama, oder wie er in der Regel nach seinem Ehrennamen genannt wird: Buddha, „der Erkennende".[37]

Für Buddha sind wie für Zoroaster Licht und Dunkel, Himmel und Erde, gut und böse, Tätigkeit und Ruhe die entscheidenden Bestimmungen. Nur ist das Verhältnis umgekehrt. Das Licht, die Flamme, die Welt, das Leben, das ist etwas Böses, das ungeheure Gefängnis, in welches der Mensch gekommen und in dem er durch die Seelenwanderung festgehalten wird. Die Aufgabe ist, aus der heißen Kammer mit dem glühenden Boden und der glühenden Decke wieder zu entschlüpfen, mit dem Dasein aufzuhören, frei zu werden. Denn das Leben ist Leiden. „Das Leben ist Flamme: die Flamme der Liebe, des Hasses, der Betörung. Wie der Wind die Flamme treibt, daß sie sich bald hierhin, bald dorthin heftet", so wird auch die Seele von Dasein zu Dasein getrieben. Wie wird das Leiden aufgehoben, die Flamme verlöscht? Durch Verneinung aller Begier, durch Läuterung von Freude und Schmerz, durch stille Versenkung in die heilige Ruhe der Selbstbetrachtung. Die höchste Seligkeit, Nirwana, ist, ausgelöscht zu werden. Wie das große Meer nur von einem Geschmack durchdrungen ist, dem Geschmack des Salzes, so gibt es auch hier nur einen Geschmack, den der Erlösung.

Der Weg, auf welchem die Auslöschung, die Befreiung von Dasein und Leiden erreicht wird, ist doppelter Art. Das erste und größte Erfordernis ist innere Reinheit. „Wer redet und handelt mit unreinen Gedanken, dem folgt das Leiden nach, wie das Rad dem Fuße des Zugtieres." Des Menschen Wandel muß rechtschaffen sein. Man muß die fünf Gebote beobachten: 1) Lebende Wesen nicht töten; 2) sich nicht an fremdem Eigentum vergreifen; 3) keusch sein; 4) nicht die Unwahrheit reden; 5) nicht berauschende

Getränke genießen. Man muß aufopferndes Wohlwollen, Mitleid, Barmherzigkeit gegen alle beweisen.

Aber diese Rechtschaffenheit ist nur die Hälfte des Ganzen. „Wie man Hand mit Hand, Fuß mit Fuß wäscht, so läutert sich die Rechtschaffenheit durch Weisheit und die Weisheit wieder durch Rechtschaffenheit." Diese Weisheit ist in ihrem innersten Grunde das Wissen von der Endlichkeit aller Dinge, von der großen Leidenskette des Daseins. Erst wenn durch dieses Wissen jede Hoffnung, jede Furcht, jede Lust, jede Begierde ausgebrannt und erloschen ist, kommt man zur wahren Seligkeit, zum Nirwana. Der Weg ist lang. Durch eine unermeßliche Reihe von Zuständen muß man sich durchkämpfen. Beständig folgt dem Tode die Wiedergeburt, bis endlich einmal das Ziel der Erlösung erreicht ist, das geläuterte Wissen zu der Gewißheit geworden ist: „nie werde ich wieder neu geboren werden". Nicht durch Gebet an irgendeinen Gott, sondern durch die Kraft des eigenen Wissens ist der Sieg erkämpft. Darum beugen selbst die Götter sich vor dem, welcher vor ihnen die Welt der Endlichkeit hat verlassen dürfen, vor dem Seligen, welcher Nirwana erreicht hat.

Ist Nirwana ein Sein, oder ist es nichts? Ist der Selige weiter ein Ich? — „Der Erhabene, Buddha, hat hierüber nichts offenbart."

Wie man sehen kann, knüpft sich das Interesse hier weder an Gott noch an die Welt. Es ist nur der Drang der Gequälten, wieder aus dem Gefängnisse des Daseins zu entkommen, wo jedes Ding in ununterbrochenem Werden siedet und wogt. Güte gegen alle ist nur ein Mittel hierzu, nicht das Ziel an und für sich. An sich selbst ist sie nichts, sondern nur die Seite des Negativen, welche dem Weltenfeuer zugekehrt ist. „Die Liebe ist ja Flamme" für Buddha und selbst eine Form für des Lebens Leid. Die richtige Güte ist für ihn nicht Mitleid, sondern eine Art freundlichen Mitwissens, welches wie eine kühle Hand auf brennender Stirn wirkt, lindernde Marmorkälte, deren Wert an ihrer Kraft

sich nicht selbst zu erhitzen bemessen wird. Das innerst Erlösende ist das in sich gekehrte Grübeln, der bohrende Gedanke, welcher sich den Weg aus dem Dasein bahnt. An sich ist der Gedanke nichts; sein Inhalt ist nichts, aber gerade darum vermag er wie eine Blase durch das siedende Dasein aufzusteigen und platzt, wenn er an die Oberfläche gelangt.

Im reinen Buddhismus ist von Sterndeutung nichts zu spüren, und die persische Lehre von Gott und Teufel ist dazu verdunstet, daß das Dasein etwas Böses sei. Anders für die Mehrzahl der Buddhaanhänger. Für die indische Einbildungskraft lag es nahe, den Scheiterhaufen des Daseins noch anzufachen, indem sie sich Massen von Teufeln und fürchterliche Höllenqualen ausmalte. Und schon in den ältesten Nachrichten von Buddhas Leben und Lehre — Buddha selbst hat nichts niedergeschrieben — zeigen sich Spuren von Sterndeutung, indem die heilige Siebenzahl der Planeten auftritt. Darum verblieb er z. B. viermal sieben — oder nach anderen siebenmal sieben — Tage unter dem „Baume der Erkenntnis", ehe er seine Lehre zu verkünden begann.[38] Die Sterndeutung fand einen Stützpunkt in der indischen Neigung die Realität der Natur zu leugnen, sie als Märchen zu betrachten. War die Natur nur ein Symbol, so wurde der Sternhimmel leicht zur Bilderschrift. Gleichzeitig mit dem Buddhismus drang jetzt die Sterndeutung durch.

Bald waren alle Wohlhabenden eifrig dabei, das Horoskop zu stellen und die Planeten ganz nach babylonischem Vorbild zu befragen. Nur fehlte der wirkliche wissenschaftliche Hintergrund. Darum mußte die Himmelswölbung sich auch darein finden, den Gläubigen nicht mehr zu gelten als ihre Taschenausgabe, welche jeder in seiner eigenen hohlen Hand besaß. In den feinen Linien der Hand stand das Schicksal eines Menschen ebensogut geschrieben wie in den Bahnen der Planeten.[39]

Unter diesen Verhältnissen kam es natürlich so, daß die alte indische Zeitteilung in dreimal fünf Tage von Neumond bis Voll-

mond und umgekehrt — die drei „hellen" und die drei „dunkeln" — der Einteilung der Sterndeutung weichen mußte. Es gibt sichere Spuren, daß um 400 v. Chr. die Planetenwoche in Vorderindien gesiegt hat.[40]



Am weitesten nach Osten lag das uralte Kulturland China. Man hat früher angenommen, daß die Entwickelung, welche hier in Jahrtausenden vor sich gegangen ist, unbeeinflußt von anderer Seite gewesen sei und uns so die selbständige Kulturentwickelung der mongolischen Rasse lehre. In neuester Zeit haben sich Stimmen erhoben, daß die sogenannten „hundert Familien", welche um 2300 v. Chr. von Nordwest her in China eindrangen, seine Zivilisation begründeten und allmählich das Land bis zum gelben Fluß hinab eroberten, von babylonischer Kultur beeinflußt gewesen seien, vielleicht geradezu Auswanderer aus Südwestasien, wo gerade um diese Zeit so gewaltsame Umwälzungen stattfanden.[41] Wie es sich auch hiermit verhalten mag, so schlug doch die Entwickelung in China früh eine selbständige, den Verhältnissen des Landes entsprechende Richtung ein.

Die Hauptrolle in China spielt weder eine Jahreszeit noch eine Tageszeit, noch ein einzelner Wärmegrad. Alles wechselt gleichmäßig. Frühling, Sommer, Herbst und Winter folgen gleichmäßig einander, jahraus, jahrein. Es kann regnen und stürmen, oder der Himmel kann wolkenlos sein bei Tage wie bei Nacht, im Herbst und im Frühling, im Sommer und im Winter. Nur das Unregelmäßige wirkt störend. So z. B. wenn der Regen ausbleibt und zuviel Sonnenschein und Dürre erzeugt wird oder umgekehrt, wenn allzuviel Regen die Flüsse zur Überschwemmung bringt. Woher stammt der regelmäßige Gang des ganzen Jahres? Selbstverständlich vom Himmel, der, wie jeder sehen kann, sich langsam bewegt und Sonne und Sterne, je nach der Jahreszeit, hoch oder tief stehen läßt.

Hieraus mußten die beiden Hauptwahrheiten hervorgehen, welche den ganzen chinesischen Gedankengang am tiefsten ausdrücken: Der Himmel ist Herr über alles. Und: Das Gute ist die Ordnung.

Soweit unser Wissen reicht, war man in China über den Glauben an die Mächte des Dunkels allein und ebenso über den Glauben an die einzelnen Himmelskörper als Gottheiten hinaus. Dieser letztere muß früh gewichen sein und dem umfassenderen, dem Glauben an den ganzen Himmel, Platz gemacht haben. Denn die ältesten Himmelseindrücke, welche wir aus China kennen, entsprechen schon ganz diesem Gedankengange. Hiernach war nicht die Sonne mit ihrer wechselnden Bahn, sondern der große Bär das Bild des Himmelslebens. Wie ein ungeheuerer Zeiger stand er jahraus, jahrein auf einer und derselben Stelle am Himmel und wies sowohl der Sonne als den Jahreszeiten ihre Plätze an. Um diesen Himmelseindruck ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß der große Bär vor 4000 Jahren dem Nordpol bedeutend näher stand als heutzutage, so daß sein Schwanz sich wie ein Zeiger an einem festen Punkte des Himmels ausnahm, der im Laufe des ganzen Jahres wechselweise nach den verschiedenen Enden der Welt zeigte.[42] Dieser ursprüngliche Eindruck hat sich in dem Grade in das Bewußtsein des Volkes eingebrannt, daß er noch heute in China von Gelehrten und Laien festgehalten wird, obgleich die Himmelsverhältnisse infolge der stetigen Änderung der Äquinoktialpunkte — die Erdachse macht im Laufe von 25000 Jahren eine volle Drehung — jetzt dem nicht mehr entsprechen. In der alten Darstellung heißt es mit Recht: „Wenn er mit dem Schwanz nach Ost zeigt, ist es Frühling in der ganzen Welt. Wenn er nach Süd zeigt, ist es Sommer. Wenn er nach West zeigt, ist es Herbst. Und wenn er mit dem Schwanz nach Nord zeigt, ist es Winter in der ganzen Welt." Jetzt liegt, wie gesagt, der Sommer nicht mehr nach Süd oder der Winter nach Nord. Aber man paßt sich, so gut es geht, dem Alten

an, das immer noch einen Rest von Wahrheit besitzt: der Winter geht nach Nord, der Sommer geht nach Süd.

Ein anderer uralter Himmelseindruck in China ist der eigentümliche „Tierkreis“. Während die Chaldäer den Himmelskreis, in welchem die Sonne während des Jahres aufgeht, in zwölf Sternbilder teilten, eines für jeden Monat, teilte man ihn in China seit uralter Zeit in 28 „Häuser“. Diese Teilungsart ist in hohem Grade unvollkommen, indem der Abstand zwischen den „Häusern“ nicht einmal gleich ist, sondern zwischen 30 und 1 Grad variiert. Die sieben Sommerhäuser umfaßten so 112 Tage, während die sieben Frühjahrshäuser nur 75 Tagen entsprechen. Nichtsdestoweniger hat diese Einteilung sich in China bis auf den heutigen Tag gehalten, obgleich man die chaldäische Einteilungsart kennt und sich ihrer Vorzüge bewußt ist. Der Grund hierfür ist ohne Zweifel, daß jene so ganz der chinesischen Himmelsanschauung entspricht. Spuren einer alten Einteilung in 28 „Häuser“ kommen wohl auch in Indien vor, ja sogar im fernen Arabien[43], aber es kann kaum ein Zweifel daran sein, daß der erste Gedanke hieran in einem Lande entstanden sein muß, welches vier Jahreszeiten hatte, und in welchem diese an einem Siebengestirn (dem großen Bären) gemessen und darum natürlich wieder in sieben Teile zerlegt wurden. Und die astronomische Unvollkommenheit, daß der Abstand zwischen den „Häusern“ ungleich ist, so daß sie nicht zur Berechnungseinheit taugen, entspricht gerade den chinesischen Verhältnissen. Es ist nur eine scheinbare Unbeholfenheit, aber in Wirklichkeit ein Versuch, die ungleiche Dauer der Jahreszeiten wiederzugeben: der Sommer 112 Tage, der Winter 98, der Herbst 80 und der Frühling 75 Tage.[44] Der Beginn der Jahreszeiten spielte seit uralter Zeit in China eine bedeutende Rolle, indem der Kaiser am ersten Tage einer jeden in großartigem Aufzuge zu Rosse und in eine entsprechende Farbe gekleidet die Jahreszeit einzog.

Um 1100 v. Chr. ging eine wichtige Veränderung in China vor, indem das Herrscherhaus Tcheou zur Macht gelangte. Ob

dem eine neue Einwanderung — „rothaariger Kirgisen, mit arischem Blute gemischt und mit Kenntnis der westlichen Kultur"[45] — entsprochen hat, muß dahinstehen. Gewiß ist, daß die ersten kräftigen Kaiser aus diesem Hause eine ganz neue Regierungsform für das Land begründeten, und daß China unter der 800jährigen Herrschaft dieses Fürstenhauses seine höchste Kulturblüte erreichte.

Eine bemerkenswerte Schrift aus jener Zeit ist erhalten, ein Verzeichnis von Pflichten sämtlicher Beamten, ziemlich sicher von einem Bruder des ersten dieser Kaiser verfaßt. Danach war die Beobachtung des Himmels zwei Männern anvertraut, in deren Familien diese Ämter erblich waren.[46] Der erste hatte die Zeitrechnung zu regulieren. Da man die Zeit in Abschnitte von zehn Tagen teilte und dabei die Umlaufszeit des Jupiter zu zwölf Jahren anschlug, lauteten seine Pflichten so: „Er hat zu tun mit den zwölf Jahren, den zwölf Monaten, den zehn Tagen, den zwölf Stunden und der Stellung der 28 Sterne. Er beobachtet die Sonne, wenn die Tage am längsten und wenn sie am kürzesten sind, er beobachtet den Mond zur Tagundnachtgleiche im Frühjahr und Spätjahr, um die vier Jahreszeiten zu bestimmen." Der andere Beamte sollte auf alle Bewegungen und Veränderungen am Himmel aufpassen, um danach zu bestimmen, was an Glück oder Unglück bevorstand. Aus diesem Anlasse sollte er den Himmel nach den neun Provinzen des Kaiserreiches einteilen und sehen, was für eine jede verkündet wurde. Besonders sollte er auf den verschiedenen Glanz des Jupiter achten, und welcher Provinz er galt, auf die Farbe der Wolken und Nebel zur Sonnenwende und Tagundnachtgleiche, ob sie schädliche Insekten, Tod, Krieg, Dürre, Überschwemmung oder Überfluß verkündeten; endlich auf die Winde in jeder der zwölf Stunden, ob ihr Ton in den dazu gestimmten Rohrpfeifen Harmonie oder Mißklang zwischen Himmel und Erde verkündete. Über all dieses sollte er dem Kaiser berichten, damit dieser der Obrigkeit zu

Hilfe kommen könnte, und damit die richtigen, entsprechenden Zeremonien angeordnet werden könnten.

Wie man erkennen wird, war das eine Art Sterndeutung in ihrer unvollkommensten, aber weitesten Form, wo alle himmlischen Kundgebungen beobachtet und ausgelegt wurden. Wie tüchtig diese kaiserlichen Astronomen gewesen sind, geht aus ihren Resultaten hervor. Sie gelangten nicht nur dazu, die Länge des Jahres auf 365 1/4 Tage zu bestimmen, sondern um 1000 v. Chr., zu einer Zeit, als in Europa niemand derartiges ahnte, bemerkten sie, daß 19 Sonnenumläufe zu 365 1/4 Tagen mit 235 Mondumläufen übereinstimmen.[47] Neben dieser ihrer unbestreitbaren Tüchtigkeit fällt ein anderer Zug in die Augen: ihre ergebene Pietät den himmlischen Kundgebungen gegenüber. Der Unterschied zwischen Chinesen und Griechen ist an einem Verhältnis wie diesem zu erkennen: der griechische Astronom Hipparch (160—125 v. Chr.) brauchte nur die Beobachtungen aus den letzten Jahrhunderten mit den seinigen zu vergleichen, um die stetige Bewegung des Äquinoktialpunktes zu entdecken. In China dagegen war ein Abstand von 2600 Jahren zwischen den ersten grundlegenden Beobachtungen und dem Manne, der endlich den Schluß daraus zu ziehen wagte.[48]

Chinas höchste geistige Blütezeit[49] fällt in die Jahre 550 bis 400 v. Chr., diesen merkwürdig fruchtbaren Zeitraum, welcher Konfusius in China, Buddha in Vorderindien und die griechischen Philosophen wie Pythagoras, Sokrates und Platon hervorbrachte. In China fand besonders Konfusius den Ausdruck für die großen Gedanken, welche durch Jahrhunderte die treibenden in der Entwickelung gewesen waren. Und er machte dies so gründlich, daß es für eine spätere Zeit unmöglich ist auszusondern, was ihm und was der Vorzeit gehört. Anders als es bei den meisten anderen Völkern zuging, wo gerade die tiefsten Geister — ein Zoroaster, Buddha, Sokrates, Jesus von Nazareth — selbst nichts Schriftliches hinterlassen haben, hat sich nämlich in China der

bemerkenswerteste Denker des Landes nicht damit begnügt, selbst eine Menge Schriften zu verfassen, sondern er hat zugleich die ganze frühere Literatur geordnet und bearbeitet, so daß alles sein Gepräge trägt.

Konfusius — oder wie sein Name richtig lautete Kong-tse (vom Geschlechte Kong) — sprach die chinesischen Grundgedanken aus: Der Himmel ist Herr über alles; das Gute, das wahre Sein ist die Ordnung; das höchste Menschliche ist aufrichtige Ehrerbietung davor.

Der „Himmel", der „höchste Kaiser", die Gottheit, ist nicht ein besonderes Wesen, verschieden von der Welt, sondern offenbart sich in der Natur und ihrer Ordnung. Gott nährt weder Gefallen noch Mißfallen über die Menschen, sondern mit derselben Hoheit und Ruhe wie in der Natur, offenbart sich Gott auch im Staat und im sittlichen Verhalten des einzelnen. Da Natur und Staat Ausdrücke für ein und dasselbe sind, muß der irdische Kaiser auf jede Unordnung in der Natur achten, welche für ihn ein Anzeichen dafür ist, daß er die Harmonie des Staates wiederherzustellen suchen soll. Unterläßt er das, so kann er von seinem Volke gestürzt oder verdrängt werden, denn in der Natur wie im Staate bedeutet das richtige Verhältnis Segen, Übermaß oder Mangel aber Unglück. So ist es der Himmel selbst, der allerwegen Sonne und Wind verteilt, in der Natur, im Staat, im Leben des einzelnen, wo der Übermütige Unheil erntet, der Demütige Glück. Jeder ist imstande Gutes zu tun. Die höchste Tugend, welche alle anderen umfaßt, ist die kindliche Ehrfurcht, die Pietät, die Pietät gegen die Eltern, die verstorbenen Ahnen, gegen den Staat, den irdischen Kaiser, gegen die natürliche Ordnung, den höchsten Kaiser, den „Himmel". So bildet hier alles eine große Einheit, wo die natürliche Ordnung, die staatlichen Gesetze und die Pflichten des einzelnen ein und dasselbe sind, und wo wiederum die Pietät des einzelnen sich in den kleinsten Stücken als eine Pflichterfüllung gegen den „Himmel" selbst erweist.

Weder für eine besondere kirchliche Lehre noch für einen besonderen Priesterstand ist hier Platz. Religion ist die Ansicht eines jeden einzelnen von der klaren Ordnung der Verhältnisse. Die religiösen Zeremonien werden im Hause oder öffentlich verrichtet, immer in ganz bestimmter Reihenfolge. Der Hausvater opfert im Hause den Ahnen; die Staatsbeamten öffentlich den Jahreszeiten; der Kaiser allein bringt das große Opfer für den „Himmel" dar.

Kong-tses Leben entsprach seiner Lehre. Im Besitze einer allumfassenden Gelehrsamkeit und voller Fleiß sammelte er die chinesische Literatur, bildete sie um, schuf sie neu. Gleichzeitig ging er ganz in der Staatsverwaltung auf und war als Mensch harmonisch, frei von Eitelkeit und ehrenhaft. Es war derselbe geniale, liebenswürdige Pedant, welcher hellhörig die gemeinsame Stimmung aus den Himmelsverhältnissen, dem Kaiserstaate und den Menschenpflichten heraushörte, der warm gebot: sei freundlich zu allen, behandle andere, wie du selbst wünschst behandelt zu werden; welcher so nicht weniger als 3000 Anstandsregeln einschärfte, ja sogar in der Einsamkeit gegen sich selbst zeremoniell war.

Kong-tses älterer Zeitgenosse war Lao-tse, welcher, in vielem mit ihm einig, das Lebensglück nicht in Belesenheit, Staatsdienst und Anstand setzte, sondern in die stille Innerlichkeit eines gesammelten Sinnes. Etwas jünger als Kong-tse waren Yang-tse und Mih-tse. Der erstere predigte den Genuß und erklärte alles für eitel; Tugend sei nur ein Wort, die einzige Lebensaufgabe die Befriedigung der Lüste. Einen gefährlicheren Angriff auf Kong-tses Auffassung richtete Mih-tse, Chinas bedeutendster Denker, der 400—500 Jahre vor unserer Zeitrechnung Gedanken aussprach, welche innerhalb der selbständigen Entwickelung Chinas dem entsprechen, was später in Nazareth und Kapernaum verkündet wurde. Mih-tse lehrte wohl ebenso wie Kong-tse, daß man sich für das Wohl des Staates opfern sollte, aber er prägte

gleichzeitig ein, daß das große Gebot im Leben die Liebe wäre. Die Wohlfahrt des Reiches hinge nicht von gelehrten Altertumsstudien und vom zähen Festhalten am Überlieferten ab, sondern von dem einen: Liebe zu allen. Vom Haß und vom Unterschiedmachen kommen alle Übel. Die wahre Liebe scheint wie Sonne und Mond über alle ohne Unterschied. Die Art wie Kong-tses Anhänger diese Lehre bekämpften und die Unruhe wieder beschwichtigten, gibt einen tiefen Einblick in die Eigentümlichkeit des chinesischen Geistes. Die Lehre von der Liebe zu allen wurde als gefährlich und aufrührerisch bezeichnet, indem sie als Wildling dem noch edleren Gefühle, der menschlichen Haupttugend, der kindlichen Pietät, die Kraft entzog.

Das Gepräge, welches Kong-tse dem Gedankengange seines Volkes aufgedrückt hatte, war zu tief und zu echt, als daß es sich wieder hätte verwischen lassen. Darum mißglückten auch die hierauf gerichteten Versuche eines neuen eindringenden Herrscherhauses, obschon die Eroberer mit klarem Blick für die Bedeutung der Gelehrsamkeit in China im Jahre 213 v. Chr. alle Bücher verbrennen ließen. Ein paar Exemplare von Kong-tses Schriften wurden gerettet und überlieferten das Leben der Vergangenheit. Aber der Schlußstein in der chinesischen Gedankenreihe, der entscheidende Beweis für die Einheit von „Himmel“ und Erde, fehlte noch. Diesem Bedürfnisse wurde erst abgeholfen, als ungefähr zu Beginn unserer Zeitrechnung ein starker Einfluß von Süden her sich geltend machte und China geistig von Indien befruchtet wurde.

Die beiden entgegengesetzten Auffassungen, der Buddhismus und die babylonische Sterndeutung, drangen ein. Schon in Vorderindien waren sie äußerlich eine Verbindung eingegangen. In China näherten sie sich in veränderter Form einander noch mehr. Kong-tses frühere Alleinherrschaft erlitt nun Abbruch, insoweit als der Buddhismus großen Zuspruch gewann und in China die Form einer Erneuerung von Lao-tses altem Ge-

dankengange annahm. Fos Lehre, wie diese Mischung genannt wird, hat bis in unsere Tage die große Masse des chinesischen Volkes beherrscht. Es ist überflüssig zu bemerken, daß Gotamas und Lao-tses ursprüngliche und erhabene Gedanken hier einen bescheidenen Platz neben allerlei groben Entstellungen einnehmen.

Aber während Kong-tses Lehre so auf den Kreis der Gebildeten beschränkt wurde, gewann sie gleichzeitig einen entscheidenden Sieg, indem sie ihren Abschluß in der babylonischen Sterndeutung erhielt. Mit Freuden ging das ganze chinesische Volk auf diese Erklärungsart ein, auf welche es so wohl vorbereitet war. Denn wenn alle an den Himmel als an die höchste Gottheit und an die natürliche Ordnung als an das Wesen dieser Gottheit glaubten, was war da verständlicher, als daß der Wille des Himmels in der Himmelsschrift zu lesen stand? Nicht, wie bisher angenommen, nur im allgemeinen in der Stellung des großen Bären, im Glanz des Jupiter, in der Farbe der Wolken, im Ton des Windes; nein, alle Einzelheiten des Lebens in denselben beweglichen Schriftzeichen, welche unaufhörlich über den Himmel hinzogen. Erst hierdurch kam man zu dem höchsten Ausdruck für die alles beherrschende Ordnung. In diesem Glauben fand die Ehrfurcht vor dem Himmel ihre innerste Stärke und Frieden.

Ganz natürlich brachte es der chinesische Respekt vor dem Bestehenden mit sich, daß das Neue nicht ein Bruch mit der Vergangenheit wurde, oder auch nur als ein Fortschritt bezeichnet wurde. Die Ausleger verwischten die Spur nach Kräften und suchten die babylonische Sterndeutung aus den frühesten Nachrichten der Vorzeit herauszudeuten. Und ebenso natürlich kam die neue Art von Sterndeutung dazu, einen erhöhten Glanz auf Kong-tses Anhänger, den gelehrten Stand, zu werfen. Denn zur Sterndeutung gehörte Gelehrsamkeit. Und die himmlischen Schriftzüge waren wie die irdischen. Sie ließen sich nicht buchstabieren. Jedes Wort, jede Planetenverteilung, und jedes Leben

und jede Begebenheit, welche darunter entstanden, jedes war ein Schriftzug für sich.

Es ist gleich bezeichnend für die chinesische Geistesentwickelung, daß sie der Sterndeutung als ihres eigentlichen Abschlusses bedurfte, und daß sie nicht selbst dahin fand. Aber einmal aufgenommen verwuchs die neue Himmelsansicht in China innerlicher mit dem Volksbewußtsein als an irgendeinem anderen Orte, nicht einmal die Heimat der Lehre, Babylon, ausgenommen. Wir haben aus einer weit späteren Zeit einen Zeugen hierfür. Im 13. Jahrhundert bereiste der Venezianer Marco Polo als Gesandter des Tartarenkhans öfters China und war erstaunt, wie weit man hier in der Sterndeutung gekommen war. Ein paar kleine Züge sind für den Zustand bezeichnend. Die Sterndeuter, sagt er, prophezeien alles, sowohl das Schicksal der einzelnen Menschen als besonders Wetter und Wind, Krieg und politische Begebenheiten für die nächstfolgenden Jahre; „und sie schreiben jedes Jahr die Resultate ihrer Beobachtungen in kleinen Schriften nieder, welche „Tacuin“ genannt und für einen Grot (40 Pfennige) an alle verkauft werden, welche sie zu kaufen wünschen“. Über Chinas Hauptstadt sagt er: „Andere Straßen werden von Ärzten und Sterndeutern bewohnt, welche auch Unterricht im Lesen und Schreiben geben.“ Sterndeuter und Lehrer war also ein und dasselbe.

Als Liebling und Vertrauensmann des großen Khans hatte Marco Polo auch reichlich Gelegenheit mit den Mongolen Bekanntschaft zu machen, diesem merkwürdigen Volke, welches im 13. Jahrhundert fast ganz Asien und halb Europa erobert hatte. Von ihren religiösen Verhältnissen berichtet er, daß sie an einen höchsten Gott im Himmel glaubten, zu dem sie um Gesundheit für Seele und Leib beteten. Aber sie hatten noch einen anderen Gott, welchen sie Natigay nannten und für den Erdgott ansahen, der über ihre Kinder, ihr Vieh und ihre Feldfrüchte wachte. Ferner glaubten sie fest an den Einfluß der Sterne

auf das Menschenschicksal. Darum mußten vor jeder Schlacht die Sterndeuter, von denen der Khan eine ganze Schar an seinem Hofe hatte, entscheiden, ob der Tag für die Mongolen glücklich sein würde oder nicht.

Mag nun diese Kenntnis der Sterndeutung über China oder über Persien zu den Mongolen gekommen sein, sie zeigt uns immer dasselbe. Die große Bahn der Lehre war jetzt in diesem Weltteil vollendet. Der Ring der Sterndeutung umschloß ganz Asien.



Obschon Ägypten ungefähr unter denselben Breitengraden lag wie die anderen Flußländer, wo die Kultur zuerst aufgesproßt war, entsprachen seine natürlichen Verhältnisse doch gar nicht denen jener Länder. Ägypten war das Land der entschiedenen Gegensätze, ein Kindergarten der Natur mit leicht faßlichem Unterricht. Die Wüste im Osten, die Wüste im Westen, aber mitten darin, von zwei im Sonnenlichte weiß schimmernden Bergketten begrenzt, das lange, schmale Niltal mit seiner tiefen, schlammigen, schweren Dammerde. Keine unzeitige Verzärtelei. Am Mittag brannten die Sonnenstrahlen von dem wolkenlosen Himmel, daß der Scheitel glühte und der Erdboden durch die Sandalen brannte. Nachts lag das Land ebenso ohne Wolkenteppich, so daß die empfangene Wärme wieder ausstrahlte und man gegen Morgen vor Kälte zittern konnte. Mit scharfen Zügen waren drei Jahreszeiten gezeichnet, verschieden von denen aller anderen Länder. Von den Hundstagen an trat der Nil über, schnell, hoch, so daß es galt sich zu sputen und sein Eigentum zu bergen. Das Tal verwandelte sich in einen langen See, wo Grenzscheiden und Marken auf dem Grunde verborgen lagen, wo man in Booten über die ehemaligen Wohnstätten

fahren mußte, während die Mücken millionenweise über die gleitenden Wasser tanzten. Von Oktober an war das Wasser gesunken und dicker Schlamm zurückgeblieben. Und ein Pflanzenwuchs quoll auf, so üppig, feurig und kräftig, daß man oft dreimal die schwellenden Fluren abernten konnte, ehe die Aprilsonne kam. Dann siegte die Hitze, alles trocknete zu Staub, selbst der Nil sickerte ein und lag da wie ein langes schlotteriges Krokodil; nur vereinzelte Palmen ließen noch ihre schlaffen Zweige hängen und stierten von oben wie aufgespießte Greise nach dem Kommen des Hundssternes und den sehnsüchtig erwarteten ersten Flußwellen aus dem Süden.

Hier sagte die Natur selbst zum Menschen: Wehre dich und greife zu! Unerbittlich wurde das Land abwechselnd in See, Garten und Wüste verwandelt. Aber jedes Kind konnte zugleich einsehen, was hier zu tun war. Der Fleiß erhielt schnellen Lohn und die Erfindsamkeit trug tausendfältige Frucht. Früher als anderswo muß hier der Übergang von Jagd und Fischerei zum Hirtenleben und wieder vom Hirtenleben zum Ackerbau stattgefunden haben. Und bei alledem wuchs eine abgehärtete, zahlreiche und dabei glückliche Bevölkerung auf, leicht und sorglos dahinlebend und doch fleißig und auf alles aufmerksam. Darum ging die geschichtliche Kenntnis bei keinem Volke zeitlich so weit zurück wie bei den Ägyptern. Und bei keinem anderen Volke sammelte sich eine solche Summe zuverlässiger, wohlgeordneter Erfahrung wie gerade hier.

Soweit unser Wissen reicht — ungefähr 4000 v. Chr. —, waren die Ägypter zum Glauben an die beseelten Himmelskörper gelangt und scheinen damals diesen Glauben schon lange gehabt zu haben.[50] Das ist leicht verständlich, denn wenn irgendwo, so mußte man in Ägypten über die bloße Dunkelangst hinauskommen und sich dem Glauben an die Mächte des Lichtes da droben zuwenden. Aber ebenso notwendig mußte dieser Glaube eine eigene, der Natur des Landes entsprechende, von den um-

wohnenden Völkern verschiedene Form annehmen. Denn während der Mond bei den Chaldäern z. B. eine Rolle spielte, welche die der Sonne fast übertraf, mußte seine Bedeutung in Ägypten eine weit geringere werden. Bei so manchem Volke war er die Göttin der Nässe und der Fruchtbarkeit. Aber in Ägypten rief er nicht einen Tropfen Regen hervor, und die Fruchtbarkeit des Landes verdankte man nicht ihm, sondern der Sonne. Die Sonne war es, welche den Schnee auf den Bergen weit im Süden schmelzen machte, so daß der Nil austrat. Die Sonne war es, welche aus dem feuchten Schlamm den Pflanzenreichtum hervorlockte. Die Sonne war es auch wieder, welche das Nilufer trocken, öde und hart brannte. Jede einzige dieser drei Jahreszeiten war eine Großtat der Sonne, und nur der Sonne. Unter solchen Verhältnissen mußte die Sonne der Hauptgott, fast der einzige Gott werden.

Selbst in Kleinigkeiten läßt sich das erkennen. Nacht und Mond waren die Vertrauten der Chaldäer, Tag und Sonne die der Ägypter. Während die meisten anderen orientalischen Völker ihr Haupt gegen die Sonne verhüllen, gingen in Ägypten die Leute in der Mehrzahl mit entblößtem, zuweilen sogar rasiertem Kopfe in der Sonne; aber nachts bedeckte man das Haupt gegen die Mondstrahlen. Als Herodot etwa 60—70 Jahre nach der Schlacht bei Pelusium auf die Walstatt kam, wo die Knochen der Gefallenen noch umherlagen, waren die Hirnschalen der Ägypter leicht von denen der Feinde zu unterscheiden. Davon, daß die Ägypter beständig in der Sonne barhaupt gingen, waren ihre Schädel so hart geworden, daß sie sich kaum durch Schläge zerbrechen ließen, während die der Perser, welche von klein auf mit dem Turban bedeckt gewesen waren, entzwei gingen, wenn man auch nur einen kleinen Stein auf sie warf.[51]

Es könnte scheinen, als ob dieser Glaube der Ägypter an die Sonne als größten oder einzigen Gott dem widerspräche, was wir sonst von ihrer Religion wissen. Sie verehrten ja eine

große Menge Götter: Ra, Osiris, Ptah, Amon, Num usw. Indessen ist von diesen jeder besonders der höchste Gott gewesen, nur jeder für eine andere Gegend. Das Land war nämlich ursprünglich in viele Staaten, deren jeder seinen eigenen Sonnengott hatte, geteilt. Als das Land sich zu zwei Reichen — Ober- und Unterägypten —, später zu einem Reiche vereinigte, wurden nach dem Volksbrauche diese vielen, je nach dem Orte obersten Götter beibehalten. Aber wiewohl sie auch mit ihren verschiedenen heiligen Tieren das Aussehen einer bunten Horde bieten, drückte doch jeder einzelne im wesentlichen dasselbe aus.

Die Natur des Landes führte also zur vorzüglichen Verehrung des einen Gottes, des Sonnengottes. Aber selbst der Glaube an diesen mußte eine eigene Form annehmen, entsprechend den gegebenen Verhältnissen. Für einen denkenden Ägypter war es natürlich, das ganze Dasein als einen ungeheuren Strom anzusehen, einen Nil im großen, wo jahraus, jahrein Überschwemmung von Wachstum, und dieses wieder von Wüste und Tod abgelöst wurde. Beständig setzte der Fluß des Lebens neue Schichten Schlamm ab, neue Geschlechter, neues Glück. Wer war der Herr des Stromes? Selbstverständlich der Sonnengott. Aber jeder konnte sehen, daß es in den Erscheinungen dieses Gottes Unterschiede gab. Wenn das Niltal grünte, war es, als ob er selbst zur Erde herniederstiege, in der gesegneten Blüte zum Leben geboren würde. Aber wenn die Zeit des Staubes kam, entwich er wieder von der trockenen Mumie, der Erde, und bereitete auf weiten fernen Wegen erst alles wieder zu seinem neuen Kommen vor. Das war das Sinnbild in der Natur für das wahre Wesen des Gottes. Denn wirklich ließ der Sonnengott sich zuweilen auf der Erde gebären und offenbarte so sein Erbarmen. Das wiederholte sich in gewissen Zwischenräumen, und so schlang sich hinter dem wirklichen Jahr ein höheres Jahr, bezeichnet durch das Kommen und Fortgehen des Sonnengottes.

In welcher Gestalt ließ der Gott sich gebären? Eine der häufigsten Antworten hierauf war: als Apisstier. In dieser Antwort offenbart sich viel von der Eigentümlichkeit des Volkes. Wie die Erzählungen der Perser von der Himmelskuh und die der Nordländer von der Kuh Audhumbla, welche Steine beleckte und dadurch den Stammvater der Götter hervorbrachte, so ist auch die ägyptische Lehre vom Apis eine dunkle Erinnerung an den entscheidenden Kulturfortschritt, welcher mit dem Aufkommen der Viehzucht gemacht wurde. Bei den Ägyptern ist der Gedanke am klarsten ausgedrückt, insofern als es hier der höchste Gott selbst ist, welcher sich in dieser Form offenbart hat. Aber ebenso bezeichnend für den historischen Sinn der Ägypter wie für ihre Abhängigkeit von der Vergangenheit ist, daß sie an dieser Form haften blieben und später nicht den Drang fühlten, sie zu sprengen, etwa indem sie sich den Gott in Menschengestalt geboren dachten. Sie begnügten sich, Apis für eine Jungfraugeburt zu erklären, indem er nicht von einem Stier gezeugt, sondern eine reine Äußerung der Kraft des Höchsten war; sie bewunderten seine Schönheit, Stärke, Zeugungskraft usw., aber nahmen offenbar keinen Anstoß an der Beschränktheit der Offenbarungsform selbst. Der gottsuchende Gedanke des Menschen hatte sich noch nicht über die Tierform hinaus entwickelt. Wie schwer das überhaupt der Menschheit gefallen ist, kann man an Beispielen aus weit späteren Zeiten sehen. Selbst als im Christentum der nächste Schritt getan und Gott als in Menschengestalt offenbart angenommen war, fand ja die bildnerische Wiedergabe lange darin Gefallen, aufs neue zur Tierform zurückzukehren und Christus z. B. als Fisch, als Lamm usw. darzustellen.

Wie eng der Glaube an den Gott, welcher sich auf der Erde gebären läßt, mit den ägyptischen innersten Grundanschauungen verwachsen war, geht aus der Geschichte Ägyptens hervor. Eine Zeit mußte kommen, in welcher der Abstand zwischen dem sonst

so reinen Gottesbegriffe und seiner Offenbarungsform allzu groß wurde. Die äußere historische Veranlassung war gegeben, als die vielen örtlichen höchsten Götter in den Schatten traten, während um 2250 v. Chr. Theben zur Reichshauptstadt wurde. Die Folge hiervon war zuerst, daß Thebens oberster Gott Amon zum höchsten von allen erklärt wurde. Aber dieser Sieg konnte in Wirklichkeit doch nur dadurch erreicht oder doch behauptet werden, daß Amon nach und nach selbst zu dem einen, wahren, unsichtbaren Gotte veredelt wurde. Um 1400 hatte diese Entwickelung in die Richtung des Übersinnlichen hin ihren Höhepunkt erreicht. Selbst der König (Amenhotep IV.) nahm für die reine Lehre Partei und bekämpfte die Andersdenkenden mit Macht. Aber zuletzt siegte die alte Auffassung. Und das ist leicht verständlich. Denn dasjenige, dem die Ägypter nach dieser Zumutung entsagen sollten, das war ihr innerstes Seelengut, der Glaube daran, daß der oberste Gott nicht immer der Erde gleich fern war, sondern in seiner unendlichen Gnade zuweilen sichtbar wurde, sich auf der Erde gebären ließ. Solches konnte kein Ägypter auf die Dauer aufgeben. Jetzt wurden die alten Gottesdienste in Theben wieder errichtet, ein königlicher Prinz wurde Apispriester in Memphis und legte kostbare Apishöhlen an. Wieder konnte der Hymnus zu Amons Ehre klingen: „Eins in Dir selbst, und eins mit jedem Gotte, der göttlichen Wesen herrlicher Stier, Herrscher aller Götter!" Und wieder konnte die wunderliche Lehre von Osiris verkündet werden, der die Seele der Sonne war, die Quelle des Lichtes, der Herr der Unterwelt, der allgütige Gott, und doch sichtbar in dem schwarzen Stier im Apisstalle zu Memphis.

Ein solch ausgeprägter Glaube an den Sonnengott wie der ägyptische mußte bei einem begabten Volke wie diesem notwendig sowohl zu gründlichen Beobachtungen der Sonne führen als auch zu Versuchen, auf dem Wege der Vermutung weiter vorwärtszukommen.

Ihr schönstes Resultat hat die wissenschaftliche Beobachtung in der ägyptischen Zeitrechnung niedergelegt. Nach uraltem Brauche teilte man die Tage zu zehn und zehn ab. Den Jahresanfang setzte man, im Gegensatz zu anderen Völkern, aber in voller Übereinstimmung mit der Natur Ägyptens, zu Beginn der Nilüberschwemmung, welcher dadurch angekündigt wurde, daß die Sonne kurz nach dem längsten Tage sich in der Morgendämmerung in Begleitung des hellen Sirius, des Hundssternes, zeigte. Sehr früh gelang es den ägyptischen Priestern, die Länge des Sonnenjahres auf 365¹/₄ Tage zu berechnen, eine Entdeckung, von der sie noch zu Herodots Zeit (um 450 v. Chr.) rühmten, daß sie in Ägypten weit früher als bei anderen Völkern gemacht worden sei.[52]

Nichtsdestoweniger teilte man weiter das Jahr in zwölf Monate zu 30 Tagen mit fünf überschüssigen Tagen, rechnete also, als ob das Jahr bloß aus 365 Tagen bestünde, ohne je einen Schalttag einzuschieben, um die Ordnung wiederherzustellen.

Dieser Fehler, welcher ursprünglich zwar aus Unwissenheit begangen war, wurde später geflissentlich festgehalten und bildete einen der eigentümlichsten Ausdrücke der ägyptischen Lebensanschauung. Der gleitende Nilstrom, an welchem kein Punkt so armselig war, daß er nicht zuzeiten im Sonnenglanze leuchtete, wurde unbewußt auch für die Zeitrechnung das Vorbild. Indem man nicht mit Hilfe von Schalttagen den etwa sechs Stunden, welche alljährlich von der Umlaufszeit der Sonne übrigbleiben, einen Ablauf verschaffte, ließ man absichtlich das Jahr der Zeitrechnung im Verhältnisse zu den Jahreszeiten vorrücken. Wie ein griechischer Schriftsteller es ausdrückte: „Die Ägypter rechnen weder ihre Jahre nach der Sonne noch ihre Tage und Monate nach dem Monde, sondern sie gehen auf ganz eigene Art vor. Sie halten nämlich darauf, daß die Opfer der Götter nicht immer zu derselben Zeit im Jahre dargebracht werden, sondern im

Gegenteil alle Jahreszeiten durchwandern, so daß ein Sommerfest sowohl zum Herbst- wie Winter- wie Frühlingsfest werden kann."[53] Es brauchte 1461 Jahre, ehe die Reihe ganz durchlaufen war, also ehe der Hundsstern wieder am ersten Morgen im ersten Monat des Jahres aufging. „Die ägyptischen Priester erzählten mir", sagt Herodot[54], „daß vom frühesten bis zum letzten König 341 Menschenalter d. h. 11340 Jahre verflossen waren." In dieser Zeit hatte sich die Hundssternperiode achtmal erneut[55], ohne daß die Fruchtbarkeit des Landes oder die Überschwemmungen des Niles oder Krankheiten oder Todesfälle eine wesentliche Änderung erfahren hätten.

Die Macht der Sonne war der goldene Faden der Hoffnung und der Gewißheit, auf welchem das Jahr, das Leben, die Zeit, alles aufgereiht war, und welcher beständig hindurchschimmerte. Wo wissenschaftliche Beobachtungen und Berechnungen versagten, hielt man sich an bloße Vermutungen, und hier schuf der ägyptische Gedankengang einige der schönsten und tiefsten Erklärungsversuche, welche der Menschengeist hervorgebracht hat. Indem der Gedanke stetig um die Sonne und ihre Macht kreiste, lag die Frage so nahe: Wo bleibt die Sonne an jedem Abend, wenn sie im Westen niedersinkt? Erlischt sie im Meer? Versandet sie in der Wüste? Und welches Verhältnis besteht zwischen ihr und der neuen, welche jeden Morgen im Osten aufgeht?

Ein wie großer Fortschritt es war, überhaupt diese Frage zu stellen, kann man daran sehen, daß nicht einmal Assyrer und Babylonier so weit gekommen waren. Bei der großen Bedeutung, welche der Mond für sie hatte, lag die Frage ihnen auch nicht so nahe, denn das blasse Gesicht des Mondes erscheint ja häufig auch bei Tage am Himmel. Für die Ägypter aber mußte sich mit Macht die Frage erheben: Was wird nachts aus der Sonne?

Das Weltbild von damals hatte keinen Platz für eine ntwort. Die Welt war ja die große Halle mit dem Himmel

als Decke, der Erde als Boden und der Unterwelt als Keller. Mehr gab es nicht. Wie sich die Chaldäer bei ihren vorzüglichen mathematischen und astronomischen Berechnungen mit dieser mangelhaften Vorstellung haben begnügen können, weiß man nicht. Später, als die Griechen eine Antwort gefunden hatten, entlehnten sie diese von dort. Bis dahin scheinen sie — wunderbar genug — nicht einmal die Lücke empfunden zu haben, sondern beruhigten sich mit einer ausführlichen Beschreibung der zwei Paare starker Flügeltüren, durch welche die Sonne am Morgen im Osten hereinkam und abends im Westen hinausging. Die Ägypter brachten es so weit, die Frage zu stellen, vermochten aber nicht, die wissenschaftliche Antwort zu finden. Sie blieben auf halbem Wege stehen und begnügten sich mit einer nur bildlich-religiösen Antwort. Diese gaben sie in doppelter Form, und zwar so tiefsinnig und stimmungsvoll, daß sie hernach vielen Geschlechtern zu geistiger Nahrung gedient hat.

Die erste Erklärung war diese: Die Sonne geht wohl am Abend unter, wird aber vom nächtlichen Mond abgelöst und dieser wiederum von der jungen Morgensonne. Sterbend hinterläßt also die Sonne ihre Macht dem Monde, der wie eine treue Gattin sorgsam über sie wacht, bis ihr Abkömmling, die neue Sonne, erwachsen ist und das Erbe antreten kann. Während die Formen wechseln, bleibt das Wesentliche, das Licht selbst. In dieser Dreiheit ist der ewige Sieg des Lichtes gegeben und hiermit zugleich die tiefste Erklärung vom eigentlichen Wesen des Göttlichen. Denn die Gottheit ist eine Dreieinigkeit: Vater, Mutter und Sohn. Dieser Glaube war in Ägypten außerordentlich verbreitet. Seit uralter Zeit wurden fast in jeder Stadt drei höchste Götter: Gottvater, Gottmutter und Gottsohn verehrt, welche zugleich drei Personen waren und doch ein Wesen ausmachten. Eine nicht ungewöhnliche göttliche Vorstellung ist darum ein Weib mit einem Kind auf dem Schoße (Osiris' Gattin Isis mit dem Knaben Horus), in welcher man geglaubt hat,

das Vorbild für die Madonnenbilder einer späteren Zeit zu finden.[56]

Die andere religiöse Erklärung kam einer wissenschaftlichen Lösung der Schwierigkeit noch näher. Es ist ein grobes Mißverständnis der Dreieinigkeit, sich Gottvater von einem Feinde getötet und von seinem Sohne wieder gerächt zu denken. Es ist dieselbe Sonne, welche zurückkehrt. Wenn sie am Abend im Westen niedergeht, stirbt sie nicht, sondern wandelt auf dunkeln, verworrenen, gefährlichen Pfaden durch die Unterwelt zurück nach Ost, um am nächsten Morgen aufs neue aufzugehen. Es ist ein und derselbe Gott, der siegreiche und der leidende, der Herr und der Erlöser der Welt. Indem Gott zum Reiche des Todes hinabsteigt, gibt er zugleich seine unergründliche Sorge für den Menschen zu erkennen und erweist sich als Richter und Herrn der Unterwelt.

Auf diese schöne Sonnendeutung war wieder die ägyptische Ansicht über das menschliche Leben aufgebaut. Der Lauf der Sonne, der Ausdruck des göttlichen Wesens, ist zugleich das Sinnbild für das Menschenlos. Auch der Mensch lebt, stirbt und muß in die Unterwelt hinabsteigen. Aber fürchtet euch nicht! Die Mumie bezeichnet nur die dürre Staubzeit des Lebens, bis der Strom der Lebenskraft wieder steigt. Wie die Sonne wird die Menschenseele zurückkehren und ihren harrenden, alten Leib wieder in Besitz nehmen. Denn die Seele gehört der Sonne; im Totenreiche wird sie vom Richter freigesprochen und nimmt im Sonnenboote Platz. Ist auch die Fahrt in der Unterwelt beschwerlich, voller Gefahren und Kämpfe, einmal dringt man doch durch zum Morgen des Lichtes. Daß die Totenstadt bei Memphis und bei Theben in den westlichen Bergen lag, hatte darum sinnbildliche Bedeutung; es war das Land des Sonnenunterganges. Die Überfahrt über den Nil bezeichnete die Überfahrt zu einem Jenseits. Aber die Fahrt ging auf geheimnisvollen Wegen weiter, mit der Sonne, mit Gott.

Die ägyptische Ansicht vom Dasein rundet sich so zu einer fröhlichen Zuversichtlichkeit ab, und mit ihr paart sich ein gestähltes Gefühl dafür, daß jähe Wechsel, schwere Zeiten nun einmal dazu gehörten. Lebensanschauung und Denkmäler entsprachen einander. Schlank wie ein Obelisk, regelmäßig und festgegründet wie eine Pyramide, geneigt zu einförmiger Wiederholung wie ihr Bilderschmuck, ragte diese Erklärung hinauf, in Sonnenlicht gebadet, kantig und steif. Es ist ebenso bezeichnend für sie, daß das Höchste hier zur Vorsehung für die ganze Welt wurde, und daß es doch in einen Stierleib gesperrt gedacht werden konnte. Der Unsterblichkeitsglaube umfaßte nicht nur die Seele, sondern hielt zugleich den Leib fest.

Mit dieser Lebensanschauung stieß die Sterndeutung zusammen, als sie von Babylonien aus südwärts drang. Unzweifelhaft hat sehr früh zwischen Ägypten und Babylon lebhafter Verkehr und geistiger Austausch bestanden. So war die oben besprochene babylonische Neigung, die Götter zu dritt in Gruppen zu sammeln, gewiß ein Zeichen des ägyptischen Einflusses. Aber zu welchem Zeitpunkte die Sterndeutung nach Ägypten gelangt ist, weiß man nicht mit Sicherheit. Wie gründlich sie sich inzwischen festgesetzt hatte, geht daraus hervor, daß ein späterer Geschichtschreiber um 200 n. Chr., Dio Cassius, im Ernste behaupten konnte: „Der Brauch, die Tage nach den sieben Planeten zu benennen, ist zuerst bei den Ägyptern aufgekommen und hat sich von hier vor nicht langer Zeit zu allen anderen Völkern, insbesondere den Römern, verbreitet.“[57] Daß die Ägypter so als die Erfinder galten, ist ein Ausdruck dafür, daß der Brauch damals schon lange im Lande geherrscht hatte. Ungefähr 600 Jahre früher können wir auch schon sichere Spuren von Sterndeutung nachweisen. Herodot erzählt nämlich von den Ägyptern[58]: „Es gibt auch verschiedene andere Dinge, welche sie zuerst erfunden haben, nämlich welchem Gotte jeder Monat und jeder Tag gehört, und was jedem Menschen nach dem Tage, an

welchem er geboren ist, im Leben begegnen wird, welchen Tod er finden und wie er werden wird.“ Die frühesten aber ganz gewiß noch unsicheren Spuren von Sterndeutung sind verschiedene Planetenverzeichnisse, deren ältestes auf die sogenannte 19. Dynastie, um 1400 v. Chr., zurückgeführt wird.[59]

In diesen Planetenverzeichnissen gibt es einen echt ägyptischen Zug. Die Sonne wird immer zuerst genannt. Das wurde auch die Hauptbedingung, unter welcher die Ägypter sich nur auf die Sterndeutung einließen. Allmählich gewöhnte man sich an die neue Hieroglyphenschrift am Himmel, welche den Inhalt des Einzellebens darstellte, sogar noch ehe es gelebt war. Allmählich verblich die alte Zeiteinteilung nach zehn Tagen und wich der siebentägigen Planetenwoche, welche hier wie anderswo nur zu astronomischem Gebrauche aufkam und schließlich von jedermann im täglichen Gebrauche benutzt wurde.[60] Was man aber weder aufgeben wollte noch konnte, das war die Überzeugung von der allvermögenden Kraft des Sonnengottes. Mit dem Glauben an den dreieinigen Gott, welcher sich auf der Erde gebären ließ, ja in das Totenreich hinabstieg, um die Menschen zu erlösen, nahm die Sterndeutung unvermerkt ein anderes Gepräge an. Wohl strahlte der Wille des Schicksals unveränderlich von oben herab. Aber Saturns unheilverkündender Blick war, ebensowenig wie die Trockenperiode des Niles oder der Tod selbst, einzig und allein ein Unglück, das sich wie ein wütender Schakal auf den Menschen stürzte. Hinter dem Gange der Planeten, wie hinter dem Laufe des Niles und den Wegen des Lebens, zeichnete sich eine stärkere Macht, welche das All auf gewundenen aber sicheren Wegen zum Glücke leitete.

Seinen deutlichsten Ausdruck fand dies in der neuen Ansicht von der Woche. Nach assyrisch-babylonischer Auffassung lag ihr Schwerpunkt notwendigerweise in der Siebenzahl. Erst mit dem siebenten Tage war die Woche vollbracht, auf diesen siebenten Tag, den Festtag, den Ruhetag, zielte darum die ganze Woche,

in ihm sammelte sie sich, in ihm ging sie zugrunde. „Sabbat" läßt sich sowohl von „Ruhe" wie von „sieben" ableiten. Anders bei den Ägyptern. Sie waren nicht in einen ererbten Glauben an einen finsteren, tyrannischen Gott gekerkert, welcher mit einem Machtworte die ganze Woche und ihr Wirken an einem Ruhetage des Todes sein ließ. Für sie war im Gegenteil der Sonnengott Anfang und Ursprung aller Dinge. Der Tag der Sonne, der Sonntag, wurde darum für sie notwendigerweise der Festtag. Und durch ein glückliches Zusammentreffen folgte ja gerade in der verworrenen Planetenfolge der Sterndeuter der Tag der Sonne gleich auf den des Saturn und eröffnete die neue Woche. Ohne Bruch mit der astrologischen Reihenfolge ließ sich da der Schwerpunkt der Woche nach oben, der heilige Tag auf den ersten Wochentag verlegen. Und während nach babylonischer Anschauung alles aus war, wenn die heilige Sieben sich erfüllt und der Ruhetag die vorausgegangenen in sich aufgenommen hatte, so lag nach ägyptischer Auffassung gerade die Verheißung in der wöchentlichen Reihenfolge. Denn im Weltengange wie im Wochenlaufe kehrte Gott beständig wieder zurück, ließ sich aufs neue an seinem eigenen Tage, dem Tag der Sonne, dem gesegneten Tag des Herrn, gebären.

Obgleich alle Einzelheiten, Berechnungsarten usw. unverändert geblieben zu sein scheinen, änderte die Sterndeutung doch durch die Verpflanzung auf ägyptischen Boden teilweise ihr Gepräge. Sie ward sonnig und sonnengebräunt. Jetzt wie vorher griffen himmlische Mächte ein und lenkten die Steinchen auf dem irdischen Schachbrett. Aber der Mensch verhüllte nicht länger schreckensvoll sein Haupt. Das Haupt zuversichtlich erhoben wagte er aufzusehen in der Gewißheit, daß der Stier, die Sonne, der höchste Gott, der Erlöser des Menschen, wohl wissen würde das Spiel zu gewinnen.

Alexandria wurde ein neuer Hauptsitz und Ausgangspunkt für die Sterndeutung.

Zwischen Babylonien und Ägypten lag das Land Kanaan, wo sich die Juden ansiedelten. Dies Volk war ein Zweig des semitischen Stammes, und zwar gehörte es ursprünglich in die Gegend bei Babylon. Während eines langen Aufenthaltes in Ägypten hatte es sich inzwischen die Kultur dieses Landes angeeignet. Und als es selbständig wurde, trug es starke Zeichen seiner doppelten Herkunft an sich. Politisch betrachtet war seine Bedeutung nur gering. Eine kurze Glanzperiode unter ein paar Königen, David und Salomo, sonst immer nur ein bedrohtes Dasein, Unterjochung, ja Knechtschaft bei einem der zwei großen Nachbarn. Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Volkes liegt in seinen energischen Versuchen, eine selbständige Lebensanschauung aus den beiden gegebenen Voraussetzungen zu gestalten.

In Ägypten erwachte das jüdische Volk zu geistigem Dasein und wurde flügge, als Moses ihm sein Programm gab. Aber erst weit später, während und nach der babylonischen Gefangenschaft, wurde die ganze Literatur, durch welche wir jetzt allein die Erlebnisse und das geistige Gepräge des Volkes kennen, verfaßt oder doch wenigstens bearbeitet. Was wir von den Juden wissen, ist eigentlich nur die Art, wie das Volk kurz nach seiner letzten gewaltsamen Beeinflussung von Babylon aus auf sich selbst zurücksah. Von hier aus müssen wir zu bestimmen suchen, wie seine Vergangenheit wirklich gewesen war.

Der große Gedanke, welchen Moses, der „in aller Weisheit der Ägypter erzogen war", aufgriff und sich zu eigen machte war derselbe, welcher gerade damals die Ägypter so sehr in Bewegung gesetzt hatte: der Gedanke an den unsichtbaren Gott. Da er nicht an die ägyptische Vergangenheit gebunden war, konnte er sich diesen Gedanken voll und ganz zu eigen machen. Kein anderer entsprach wie dieser dem Bedürfnis eines begabten und gequälten Volkes, das sich notgedrungen den Göttern seiner Unterdrücker hatte beugen müssen. Während die Ägypter selbst, wie wir gesehen haben, den Gedanken wieder aufgaben als un-

vereinbar damit, daß der Gott sich auf der Erde gebären ließ und also wieder sichtbar wurde, wurde er für Moses der alles beherrschende Punkt. Im Vertrauen auf den unsichtbaren Gott führte er seine Landsleute aus Ägypten. Er und die Juden schlossen einen besonderen Bund, einen Pakt mit diesem Gott, der so zu gleicher Zeit der Ursprung und Herr des Alls und doch bloß ein Nationalgott wurde.

In diesem neuen Gottesbegriffe lag das Eigentümliche und Zentrale der mosaischen Lehre. Und daß es sie bewahrt und verteidigt hat, oft unter den schwierigsten Verhältnissen, darin liegt die historische Bedeutung des jüdischen Volkes. Moses' sonstige Auffassung überschritt nämlich nicht wesentlich den ägyptischen Kulturstandpunkt, weder an Moral in den zehn Geboten noch an Umsicht in den anderen Gesetzen und Vorschriften. Die Beschneidung, welche als Zeichen des Vertrages festgesetzt wurde, war schon für die ägyptischen Priester geboten, und zwar seit uralter Zeit. Der Brauch, welcher auch bei den Juden durchdrang, daß sie mit einem Steinmesser vorgenommen werden sollte, scheint ihren Ursprung in die Steinzeit zurückzuverlegen. Wurde so der Glaube an den unsichtbaren Gott das wesentlichste Kennzeichen der Juden, so muß man sich doppelt über die Zähigkeit und Kraft wundern, mit welcher er festgehalten wurde. Denn sein Inhalt war ja doch eine Abstraktion, zu welcher sich von zehntausend auch nicht einer wirklich zu erheben vermochte; seine äußere Form war ärmlich und lächerlich: ein leerer Tempel. Überall war die Beurteilung dieselbe: er wurde als Gotteslästerung verachtet. Auch hier war mithin, wie immer in der Religionsgeschichte, das Verhältnis so, daß nur einigen wenigen Auserwählten ein Schimmer von den Gedanken des Stifters aufging und diese sie weitertrugen. Die Masse der „Anhänger" war unbewußt um Jahrtausende im Rückstande.

Wenn nichtsdestoweniger die Sache des unsichtbaren Gottes bei den Juden stetig den Sieg gewann, lag dieses zum Teil

auch an der Schwäche des Standpunktes selbst. Der unsichtbare Gott, zu welchem die Juden sich bekannten, hatte zugleich einen Vertrag gerade mit diesem Volke geschlossen. Aber damit sank er zu einem Nationalgott herab vom Rang des assyrischen Gottes Assur und der besonderen Kriegsgötter der anderen Volksstämme. Ein solcher Vertrag und ein solcher Gott war bequem genug für die Volksmasse, um daran zu glauben, aber es war auch ein großer Abstand zwischen dem erhabenen Begriffe von dem unsichtbaren allmächtigen Gott und dem bloß eifersüchtigen und rachgierigen Tyrannen hinter den Wolken.

Was endlich zugleich eine Stärke und eine Schwäche der Juden ausmachte, das war die Unabhängigkeit des Volkes von Natureindrücken. In früher Jugend mit der Wurzel herausgerissen und dann unter allen möglichen Naturverhältnissen herumgestoßen, vom Euphrat bis zum Nil und wieder zurück, hatte das Volk seine unmittelbare Einheit mit der bestimmten natürlichen Umgebung, welche zugleich fördernd und hemmend wirkt, verloren. Mit abgeschnittenem Nabelstrang war es nicht mehr heimisch im Mutterleib der Natur, sondern war imstande allein in der kalten Luft des Gedankens, des Streites und der Leidenschaft zu atmen. Darum hat kein anderes altes Volk in gleichem Grade wie dieses vermocht, sich einen unkörperlichen Gott und eine aus nichts geschaffene Welt zu denken. Während die anderen Volksstämme sich von dem Himmelseindruck der Sterndeutung blenden ließen, ging es den Juden umgekehrt. Sie blieben hiergegen kalt, aber sie wurden dafür von dem sinnreichen Siebenzahlgedanken entflammt. Umgekehrt war kaum bei einem anderen alten Volke auf gleicher Bildungsstufe die Decke des Daseins so niedrig, der Dunstkreis des Volkes so beißend, das Licht der Himmelslichter so ärmlich als gerade hier. Wie grundverschieden von einer sternenklaren Nacht auf dem babylonischen Turme oder von der milden Grundstimmung in der Lehre von Osiris' Erlöserzug unter die Erde ist nicht z. B. der bekannte

Bericht im Buche Josua. Da wird das Verhalten des unsichtbaren Gottes bei dem Kampfe geschildert, als die Juden sich Kanaans zu bemächtigen suchten, und als fünf eingeborene Könige sich zusammenschlossen, um ihr Vaterland gegen die fremden Eroberer aus der Wüste zu verteidigen.

„Aber Jahwe sagte zu Josua: „Fürchte dich nicht vor ihnen! Denn ich habe sie in deine Macht gegeben, und nicht ein Mann soll dir widerstehen können." So kam Josua plötzlich über sie. Und Jahwe erschreckte sie vor Israel und schlug sie mit einer großen Niederlage bei Gibeon. Aber als sie vor Israel hinunterflohen nach Beth-Horon, ließ Jahwe große Steine vom Himmel auf sie fallen bis nach Aseka, daß sie starben. Und es fielen mehr von diesem Steinhagel, als durch das Schwert getötet worden waren von den Kindern Israels. An dem Tage redete Josua zu Jahwe und sagte vor den Augen Israels: „Sonne, steh stille in Gibeon, und Mond, halte inne im Tale Ajalon!" Und die Sonne stand still und der Mond hielt inne, bis das Volk Rache genommen an seinen Feinden. So steht es ja geschrieben im „Buche des Aufrichtigen". Die Sonne blieb stehen mitten am Himmel und eilte nicht niederzugehen etwa einen halben Tag. Und einen ähnlichen Tag gab es nicht vorher oder nachher, daß Jahwe hörte auf die Stimme eines Mannes, denn Jahwe kämpfte für Israel."[61]

Durch seine Lage mitten zwischen den beiden großen Kulturländern Ägypten und Assyrien-Babylonien war dem Judenvolk seine Entwickelung vorgezeichnet. Sie mußte zuletzt in der Annahme oder Ablehnung dessen bestehen, was ihm von den beiden mächtigen Nachbarn geboten wurde. Von Ägypten nahm es die Lehre von dem unsichtbaren Gott an, und überdies eine gewisse vereinzelt vorkommende Lebensfreude und ein Gefühl von Verwandtschaft Gott gegenüber, Stimmen, welche jedesmal in dem eigentlich jüdischen Gedankengang besonders fremd klingen. Dagegen vermochte Ägypten ihm nicht die Vorstellung von dem

göttlichen Stier beizubringen. Wie nahe dies jedoch lag, sieht man daran, daß selbst Aron in Moses' Abwesenheit in der Wüste seinen Landsleuten ein goldenes Kalb, d. h. ein Apisbild anfertigte, welches diese begeistert anbeteten.[62] Und noch viele Jahrhunderte später, als nach Salomos Tode das Reich geteilt worden war, ließ der König des Reiches Israel, Jerobeam, „zwei goldene Kälber" machen und sagte: „Sieh deine Götter, Israel, welche dich aus Ägyptenland führten", und er stellte das eine auf in Bethel, das andere in Dan.[63] Dem Apiskult fehlten jedoch zu sehr die geschichtlichen Voraussetzungen im Volksleben, als daß er hätte dauernd Wurzel schlagen und den jüngeren Glauben an einen unsichtbaren Gott verdrängen können. Auch die Lehre von einer Dreieinigkeit, oder der feste ägyptische Glaube an die Unsterblichkeit und die Auferstehung des Fleisches konnte auf die Juden keinen Eindruck machen. Selbst der lange Aufenthalt in Ägypten war zu kurz gewesen, um ihre semitische Abneigung gegen den Gedanken eines zweiten Lebens nach diesem aufzuheben. Ihre Losung blieb: Nur ein Gott, nur ein Leben!

Die Einwirkung von assyrisch-babylonischer Seite zeigte sich zuerst und zumeist in der Aufforderung, die Götterlehre dieser nördlichen Völker anzunehmen. Ab und zu, so wird berichtet, ließen wohl die Juden — der König und das Volk — sich bewegen Baal, Moloch und Astarte anzubeten; aber stets kehrte man wieder zum Kultus des unsichtbaren Gottes zurück. Allmählich gestaltete sich die geschichtliche Ansicht des Volkes von sich selbst — jedenfalls wie wir sie durch seine spätere Geschichtschreibung und prophetisch-politische Literatur kennen — zu der Überzeugung aus, daß der Abfall von dem Gotte des Volkes, von Jahwe, Unglück brachte, die Anhänglichkeit Glück. Und mit sicherem religiösen Takte wies man auch die immer aufs neue anklopfende Sterndeutung als einen bloß vermummten Glauben an die göttlichen Himmelskörper ab. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß es auf die Sterndeutung zielte, wenn so

oft das Verdammungsurteil über den Glauben an „Sonne, Mond und das ganze Heer des Himmels“[64] ausgesprochen wird. Man paßte hier scharf auf. Nicht einmal als Bild von Gott und seiner Größe durfte der mächtige Himmelseindruck sich einschleichen. Denn „du sollst dir überhaupt kein Bild von deinem Gotte machen“.

Aber wozu die Sterndeutung selbst nicht imstande war, das vermochte die ihr verwandte heilige Zahl der Planeten. Wie der Sand des Wüstenwindes drang die Siebenzahl ein und füllte alle Ritzen und Spalten. Sie besiegte nicht nur die Zeiteinteilung und setzte sich in Form der siebentägigen Planetenwoche fest: überall prägte sie ihr Zeichen auf von der Erschaffung der Welt bis zu dem Schmuck des Hohenpriesters und dem siebenarmigen Leuchter des Tempels. Leider sind wir außerstande, den Zeitpunkt dieser Einwanderung sicher zu bestimmen. Wie oben bemerkt, besitzen wir die jüdischen Schriften nur so, wie sie nach der babylonischen Gefangenschaft gesammelt wurden. Diese letzte Redaktion ist jedoch nicht ganz einheitlich, sie selbst verrät die Anschauungsweise verschiedener Zeiten.

In den historischen Nachrichten gibt es drei Schichten, welche stark in die Augen springen. Zuerst eine einfache, unkomplizierte Form, welche sich selbst als die älteste kundgibt. Dann eine Umarbeitung, deren Ziel es war, den Stoff zu dem unvergeßlichen Hauptereignis in der Geschichte des Volkes, dem Auszug aus Ägypten, in Beziehung zu setzen. Endlich eine Umarbeitung, in welcher alles auf die Siebenzahl zugeschnitten ist. In der letzten Redaktion, welche von einem nur fleißigen Sammler vorgenommen zu sein scheint, sind diese drei verschiedenen Schichten bisweilen nebeneinander abgelagert und eröffnen so einen Einblick in den Entwickelungsgang, dessen einzelne Stufen sich nicht mit Sicherheit zeitlich fixieren lassen.

Ein deutliches Beispiel für diese Entwickelung geben die Feste ab. Die drei großen Feste scheinen ursprünglich nur Dankfeste für Fruchtbarkeit gewesen zu sein, das Passah für die Frucht-

barkeit der Schafherden, Pfingsten für die Weizenernte, das Laubhüttenfest für die Obst- und Weinlese. Von diesen war das Passahfest der Natur der Sache nach das älteste und wies zurück auf die Nomadenzeit, wo die Schafherden das Haupteigentum ausgemacht hatten, und das erstgeborene Lamm war eine Bürgschaft für ihr Wachsen und Gedeihen. Pfingsten und Laubhüttenfest konnten erst eingeführt werden, nachdem das Volk Kanaan erobert hatte und selbst zum Ackerbau übergegangen war. Durch diese gründliche Änderung der Lebensweise wurde das Passahfest nahezu gegenstandslos, und es scheint früh in ein geschichtliches Erinnerungsfest umgebildet worden zu sein, bei welchem das geschlachtete Lamm und das ärmliche ungesäuerte Brot an die Verhältnisse beim Aufbruch aus Ägypten erinnern sollten. Ganz natürlich verknüpfte die Überlieferung die Einrichtung dieses Festes mit dem größten Manne des Volkes, mit Moses, welcher es aus Ägypten geführt hatte.

Eine viel jüngere Zeit und ein gekünstelter Gedankengang verraten sich aber darin, daß auch Pfingsten und Laubhüttenfest zu Erinnerungsfesten an Ägypten gewendet wurden, daß auch ihre Einsetzung auf Moses zurückgeführt wurde. In einer der Gesetzsammlungen, welche in die sogenannten fünf Bücher Mosis aufgenommen wurde, werden Moses folgende Worte über Pfingsten in den Mund gelegt: „Hierdurch sollst du dich erinnern, daß du ein Diener warst in Ägypten."[65] Und in einer anderen wird er zum Überbringer folgender Botschaft von Gott gemacht: „Jeder Eingeborne in Israel soll (am Laubhüttenfeste) in einer Laubhütte wohnen, damit eure Nachkommen wissen, daß ich die Kinder Israels in Laubhütten wohnen ließ, als ich sie aus Ägypten führte."[66] Hier werden dem mangelnden Sinn für Wirklichkeit geradezu unmögliche Forderungen gestellt. Keine Menschenseele würde je darauf verfallen, sich die Wanderung in der dürren Wüste als ein Leben in Laubhütten vorzustellen. Und umgekehrt, jedermann, welcher in dem durch seine Fülle

an Wein berühmten Kanaan nur einmal während der Weinlese versucht hatte nach einer Traube unter dem sonnenfleckigen Weinlaub zu greifen, mußte im Nu, von der Wirklichkeit belehrt, den Ursprung des Festes und zugleich aller Laubhüttenfröhlichkeit erfassen können.

War bei dieser gesuchten Umdeutung die Befreiung aus Ägypten zum Mittelpunkte des Ganzen geschraubt worden, so wurde die babylonische systematische Verherrlichung der Siebenzahl ganz natürlich noch weiter hinaufgerückt. In den beiden Erzählungen von der Erschaffung der Welt im ersten Buche Mosis wird einmal berichtet[67], daß die Welt an einem Tage erschaffen sei, während das andere Mal[68], in Übereinstimmung mit der chaldäischen Auffassung, angenommen wird, daß sie im Laufe von sechs Tagen erschaffen worden sei. Der Heiligkeit des Ruhetages hat sich selbst Gott gebeugt, indem er am siebenten Tage ruhete; und auf diese großartige Einsetzung wird hier die irdische Wocheneinteilung mit dem Sabbat am Schlusse zurückgeführt. Zu wiederholten Malen wird ausdrücklich gesagt, daß Gott befohlen hätte, es sollte so sein.[69] Ein unentwegter Ägyptist wagt freilich auch hier einmal die Erklärung, daß Moses dem Volke die Worte zugerufen haben soll: „Du sollst dich erinnern, daß du Knecht warst im Ägypterland; aber der Herr, dein Gott, führte dich heraus mit gewaltiger Hand; darum gebot der Herr, dein Gott, dir den Ruhetag zu halten.“[70]

Beruhten die Woche und der Sabbat auf der Siebenzahl, so mußten es auch die großen Feste tun. Im ersten Monate des Jahres kam das Passah als Fest des Tages und der Tage, indem man zuerst an einem Tage das Passahfest feiern sollte, darauf sieben Tage lang das Fest der ungesäuerten Brote.[71] Darauf folgte Pfingsten als „Wochenfest“, genau sieben Wochen nach dem Passah. Endlich kam im siebenten Monat das Monatsfest. Am ersten Tage desselben war Ruhetag, eine Woche darauf Versöhnungsfest, und noch eine Woche darauf sieben Tage lang

Laubhüttenfest. Hier war ziemlich offenbar die Rücksicht auf den Gang des Jahres und die Ernte hinter die Verherrlichung der Siebenzahl zurückgetreten. Zum Überfluß äußerte sich dies in einem besonderen Fest alle sieben Jahre und in einem noch größeren, wenn siebenmal sieben Jahre verlaufen waren. Die Siebenzahl der Chaldäer hatte zu diesem Zeitpunkt vollständig die Juden besiegt. Kein Wunder, daß die Siebenzahl, wo sie in diesem Grade vor den Augen schwebte, sich auch innerhalb der geschichtlichen Überlieferung zeigen mußte. So kann, um nur ein Beispiel zu nennen, kaum ein Zweifel daran bestehen, wie weit es auf altem Berichte oder auf neuer Bearbeitung beruht, daß das Wort Lamechs lautete: „Siebenmal soll Kain gerächt werden; siebenzigmal siebenmal soll Lamech gerächt werden", oder daß derselbe Lamech gerade 777 Jahre alt wurde.[72]

Die Art, wie die Juden sich der babylonischen Siebenzahl beugten, war und blieb jedoch mehr äußerlich, insoweit sie sich hartnäckig weigerten, den hierzu gehörigen Sternenglauben anzunehmen. Wie tief sie auch von dem Sturme gebeugt wurden, glitt dieser doch wesentlich über ihre Häupter dahin, und ihr Glaube an den unsichtbaren Gott blieb gewahrt. Aber noch tiefergreifende Bedeutung erhielt eine letzte Einwirkung aus Babylon, durch welche ihr Gottesbegriff und ihre religiöse Lebensanschauung eine Änderung erfuhren. Das war, als die ursprünglich persischen Gedanken über Babylon zu ihnen gelangten: die Lehre von den beiden einander bekämpfenden, nahezu gleich starken Lebensmächten Gut und Böse, die Lehre von Gott und Teufel.

❧

Wann die Lehre von Gut und Böse, Gott und Teufel, zuerst zu den Juden gekommen ist und hier angefangen hat Wurzel zu schlagen, sind wir ebensowenig imstande bestimmt zu sagen,

wie wir es vom Eindringen der Siebenzahl sagen konnten. Wir kennen die Literatur des Volkes ja nur so, wie sie nach der babylonischen Gefangenschaft ihre letzte Form erhielt. Es ist aber genügend deutlich, daß diese Gedanken eine außerordentliche Wirkung auf die jüdische Auffassung ausgeübt, sie durchsäuert und umgebildet haben. Wir können in der jüdischen Literatur — dank der mangelhaften Kritik und dem treuen Sammelfleiß der letzten Redaktion — alle Entwickelungsstufen nachweisen, von der vollständigen Unberührtheit durch die Lehre von Gut und Böse, Gott und Teufel an bis zu dem Punkt, wo die persische Lehre fast gesiegt und die Bewegung angefangen hatte, welche mit unaufhaltsamer Kraft sich bis zu den Tagen Christi und der Apostel weiter abrollen sollte.

Die ursprüngliche Auffassung, welche für Moses' Lehre von dem Vertrage der Juden mit dem unsichtbaren Jahwe hinreichen konnte, war die, daß die Sünde einfach Ungehorsam gegen Jahwe, also Abfall von dem Vertrage mit ihm war. Mit dieser Erklärung hat man sich, scheint es, lange Zeit genug sein lassen. Noch in vielen „Psalmen Davids" wird die Sünde nur als Abfall, ihr Wesen als das rein Negative, die Hilflosigkeit des Gottverlassenen seinen Feinden gegenüber geschildert. Und sowohl die Psalmen als die Propheten Jesaias und Jeremias werden nicht müde zu verkünden, daß es keinen Gott gibt außer dem einen: alle anderen sogenannten Götter sind nur Götzen, ohnmächtige Hirngespinste.[73]

Im Gegensatze hierzu findet sich im letzten Buche Mosis eine Gruppe von Erzählungen, deren Verfasser deutlich genug von einem neuen Geiste erfüllt sind. Jeder besonders suchen sie nämlich, wenn auch auf verschiedene Weise, über die veraltete Erklärung hinauszugehen und gerade über die Ursache des Ungehorsams und damit über das Verhältnis zu Gott nachzuforschen. Von welcher Seite sie angeregt worden sind, diese Frage zu stellen, verrät sich durch den Schauplatz in diesen Er-

zählungen, welcher mit Vorliebe Assyrien, Babylonien und den den Persern bekannten Gegenden bis ganz nach Indien hinüber entnommen wird. Wie diese merkwürdigen Erzählungen jetzt vorliegen, stellen sie eine Art Gemisch dar, indem alte babylonische und persische Überlieferungen und Volksreminiszenzen mit einem neuen, heißen Gedankengange aufgegossen sind.

In der Erzählung vom Turmbau zu Babel[74], den die Menschen bis zum Himmel bauen wollten, was Gott jedoch durch die Verwirrung der ursprünglich einzigen Sprache in viele hinderte, wurde das Wesen der Sünde als Übermut angenommen. Die beiden locker verknüpften Erzählungen von der Sintflut[75], von welchen die eine die Arche auf dem Ararat stranden läßt, stimmen darin überein, daß Gott die Wasserflut kommen ließ, weil er bereute, die Menschen, welche jetzt böse geworden waren, geschaffen zu haben. Unklar wird als Grund hierfür angeführt, daß höhere Wesen, „Söhne Gottes", der Menschen schöne Töchter geehelicht[76] und damit das Geschlecht verdorben hätten. Aber die beiden Erzählungen weichen voneinander ab hinsichtlich der Wirkungen des angewandten Mittels. Die eine bezeichnet das Ganze als eine nutzlose Übereilung, welche wieder bereut wird. „Und Jahwe roch den angenehmen Duft (von Noahs Brandopfer). Da sagte Jahwe in seinem Herzen: „„Ich will künftig nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen, denn die Gedanken des Menschenherzens sind böse von seiner Jugend her; und ich will nicht mehr alles treffen, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, sollen nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.""

Die andere Erzählung läßt dagegen die Sintflut ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung für die Menschheit sein. Als neu geschaffen werden die Geretteten von Gott mit dem Segen gesegnet, welcher einmal dem ersten Menschenpaar erklungen war. Ferner werden ihnen da manche Dinge erlaubt und ver-

heißen: Der Mensch soll künftig nicht nur von Pflanzen leben, sondern auch von tierischer Nahrung, nur nicht vom Blute selbst, denn das Blut ist die Seele. Alle Tiere sollen vor dem Menschen Furcht haben. Wagen sie dennoch einen Menschen zu töten, wird Gott sein Blut von ihnen fordern. Ebenso, wenn ein Mensch den anderen tötet. Und Gott errichtete den Bund mit allen Geretteten, Menschen und Tieren und allem Lebendigen, daß künftig nie mehr eine Wasserflut die Erde verderben solle. Und als Zeichen des Bundes setzte er den Regenbogen an den Himmel, den stetig wiederkehrenden Zeugen dafür, daß die Wasser, wenn Gott die Regenwolken über die Erde führt, nie mehr zur Flut anwachsen sollen, sondern daß Gott sich seines Bundes, mit allem, was da lebt, erinnert.

In diesen beiden Erzählungen von der Sintflut tritt der Gegensatz zwischen den beiden Stimmungen, welche sich in die Macht über den jüdischen Gedankengang teilen, hervor: als Regel eine schwere und gedrückte Lebensauffassung, gepaart mit einem Hang zum Gewaltsamen, ganz wie bei den semitischen Verwandten im Norden. Aber verstohlen und unerwartet kann ein ägyptisches Erbteil in Form von Lebensfreude und Zuversicht auf die Verwandtschaft mit Gott auftauchen, das sich nicht unterdrücken läßt und selbst das trübste Bild zu vergolden vermag. Im gegenwärtigen Falle verwandelt sich selbst ein solch widerspenstiger Stoff wie das harte Strafgericht des Herrn über die Erde in Sonnenlicht und Glück.

Am reinsten tritt dieser innere Gegensatz in den beiden höchsten Erzeugnissen der jüdischen religiösen Dichtkunst hervor, in den beiden Erzählungen von der Erschaffung der Welt. Beide tragen wie die ganze Gruppe das Zeichen des babylonisch-persischen Einflusses. So ist in der einen die Siebenzahl genau durchgeführt mit einer sechstägigen Schöpfung und Gottes Ruhe am siebenten Tage, dem Sabbat. Die andere ist vollständig auf babylonisch-persischen Vorstellungsformen aufgebaut: der

Garten des Paradieses, der Baum des Lebens, der Baum der Versuchung, die Schlange als das böse Tier[77] (früher scheint die Schlange bei den Juden gerade die Heilkunde, die Erlösung bezeichnet zu haben[78]). Aber der Grundton ist in beiden geradezu entgegengesetzt. In der ersten[79], welche ohne Zweifel von demselben Verfasser geschrieben ist, wie die lebensfrohe Erzählung von der Sintflut, quillt derselbe Lebensmut wie an den Ufern des Niles. Im Jubel werden alle Schranken, sowohl jüdische wie babylonische, gesprengt. Moses hatte gesagt: „Du sollst dir kein Bild oder Gleichnis machen von deinem Gott." Aber hier wird der Mensch selbst Gottes Ebenbild. Denn als alles andere erschaffen war, sagte Gott: „Wir wollen einen Menschen machen in unserem Bilde nach unserem Gleichnis." So schuf Gott den Menschen in seinem Bilde, in Gottes Bilde schuf er ihn, Mann und Weib schuf er sie. — Und hier ist nicht die Rede von Sünde und Bösem, sondern von Glück. Liebe und frohe Arbeit ist das Ziel des Lebens. Denn Gott segnete Mann und Weib und sagte: „Seid fruchtbar und mehret euch; erfüllet die Erde und machet sie euch untertänig und herrschet über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und alles Lebende, was sich auf der Erde regt." Nur eines noch — und hier äußert sich die milde Lebensanschauung in ihrer schönsten Form, gepaart mit der ägyptischen Lehre, daß das Blut das Leben ausmacht —: Gewalt soll nicht verübt werden, Blut soll nicht vergossen werden. Darum wies Gott dem Menschen zur Nahrung an alle die Pflanzen, welche Frucht tragen, den Fischen, Vögeln und Tieren aber die grünen Sträucher. — Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.

In dieser Erzählung von der Entstehung der Welt hat der menschliche Glaube an das Leben, der Traum vom Glück seinen edelsten Ausdruck gefunden. Der reichste Gedanke des Daseins: alle sind Brüder, Kinder Gottes, pocht an und drängt hinaus. Während so hier ein Gefühl schwillt, welches alles und alle

umfassen will, ist in der anderen Erzählung[80] gerade das Gegenteil der Fall. Sie ist mit derselben unvergleichlichen Kunst wie die erste geschrieben. Jedes Wort ist einfach und natürlich und doch dabei fein und wohl erwogen, so daß das ganze Bild ebenso leicht faßlich ist und von groß und klein behalten wird. Aber zu innerst in der ansprechenden Frucht der Erzählung liegt der bitterste Kern. Unter dieser leichten Form brütet nur Mißmut und verzweifelter Lebensüberdruß. Was hilft es, daß hier vornehm ein besonderer Platz für den Mann abgesperrt ist? Denn nicht wie dort ist die freie Kultur des Menschen Ziel, sondern als Gott Adam aus Staub gebildet und ihm den Lebensodem in die Nase geblasen, setzte er ihn in den Garten, welchen Gott am Anfange gepflanzt hatte in Eden, dem Lande, von dessen Fluß die vier Hauptströme ausgehen: Pison, Gihon, Euphrat und Tigris. Und nicht wie dort ist das Menschenpaar nur ein oberstes Glied in der Reihe der Schöpfung, nein, der Mann ist zuerst von allen da. Denn damit Adam nicht allein sein sollte, bildete Gott ebenfalls aus Ton alle Tiere des Feldes und Vögel des Himmels und führte sie zu ihm; und zuletzt bildete Gott aus der Rippe des Mannes den herrlichsten Zeitvertreib, das Weib. Reicher als der Perserkönig, sicherer als der Hohepriester stand Adam da im umfriedeten Tempelhain als Herr der Welt.

Aber was half das alles? Denn damals wie jetzt brannte der große Widerstreit in des Menschen Seele, der Widerstreit zwischen Gut und Böse. Am Beginn der Zeiten stand er als die Antwort heischende Frage, der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse, von dessen Früchten Gott verboten hatte zu genießen. Aber was ist das Leben ohne Erkenntnis? Und welche Erkenntnis ist höher als diese? Das ging damals so wie immer. Die Schlange, welche arglistiger war als alle Tiere des Feldes, sagte zum Weibe: „Ihr sollt nicht sterben, wenn ihr eßt vom Baume der Erkenntnis, aber Gott weiß, an dem

Tage, an welchem ihr davon esset, werden eure Augen aufgehen und ihr sollt werden wie Gott, Gut und Böse zu erkennen." Und das Weib sah, daß der Baum gut war davon zu essen und ergötzlich anzusehn und ein Baum nach Wunsch, um Verstand davon zu erhalten, und sie nahm von seiner Frucht und aß, und sie gab auch dem Manne und er aß. Dann verfluchte Gott die Schlange, das Weib, den Mann, die Erde. Und er trieb den Menschen fort aus dem Garten Eden auf die verfluchte Erde, wo er ein schmerzenvolles, kummervolles Leben hinschleppen sollte bis zum Tode.

Was ist nach dieser Erklärung die Sünde? Ungehorsam. Aber was ist wieder der Grund zum Ungehorsam? Begierde. Begierde nach Sättigung, Begierde nach Schönheit, Begierde nach Wissensmacht. Wer entzündet diese Begierde im Menschen? Ein fremdes, verführendes, böses Wesen. Und die Folgen der Sünde sind Verfluchung, ein hoffnungsloser Kampf ums Leben, ein sicherer Tod.

Es war kein geringer Mann, welcher das gefühlt hatte. Aber ein verzweifelter Mann war es. Auf des Lebens Höhe gestellt, hat er nicht die kräftige Werktagskost der körperlichen Arbeit, ihre wetterharte Hoffnung, ihr ebenes Glück gekannt. Sein Brot im Schweiße seines Angesichtes essen war für ihn eins mit Verfluchung. Je höher er stand, desto tiefer erschien ihm die Tiefe. Und mit beißendem Spotte verfolgt er alle Ausdrücke seines Gegners für Segen: fruchtbar werden, sich die Erde untertänig machen, schonungsvoll kein Blut vergießen sondern nur Pflanzenkost genießen, denn der Mensch ist geschaffen im Bilde Gottes: Nein! Geburt ist eitel Schmerz; Dornen und Disteln trägt nur die Erde; und das Leben liegt nicht im Blute, sondern im Atem. Den blies Gott in Adams Nase, und wenn er stillsteht, so hilft alles Gerede von Gottes Bild und Gottes Gleichnis nichts. Dann bleibt nur Erde zurück, „wovon du genommen bist. Denn Staub bist du, und zu Staub sollst du wieder werden".

Nachdem einmal im jüdischen Bewußtsein der Gedanke an einen besonderen Verführer geweckt worden war, war er nicht wieder hinauszubringen. Er preßte sich trotz des Glaubens an den einen unsichtbaren Gott auf und hielt nicht inne, ehe der Widerspruch hier eingezogen war und das Dasein eines entsprechenden bösen Wesens sich festgesetzt hatte. Das Alte Testament zeigt uns diese Entwickelung in ihren ersten unverkennbaren Formen, wo sich die Auffassung unter der Wirkung des eingeführten Ansteckungsstoffes krümmt. Nach Samuelis 2, 24, 1 war es Gott selbst, welcher, „als sein Grimm gegen Israel entbrannt war", David dazu antrieb eine Volkszählung vornehmen zu lassen, was eine schreckliche Pest als Strafe zur Folge hatte. Erst als diese nach Jerusalem kam, „bereute Gott das Böse" und gebot der Pest aufzuhören. In Chronik 1, 21, 1—6 wird dagegen von derselben Volkszählung berichtet: „Und Satan stand gegen Israel, und er trieb David an, Israel zu zählen. Aber dieses Tun war böse in Gottes Augen, darum schlug er Israel."

Es wird auch redlich versucht diesen Satan als einen von Gott geduldeten, fast anerkannten Versucher der Menschen zu bezeichnen. So wird das Buch Hiob mit folgendem Auftritt im Himmel eingeleitet: „Es geschah eines Tages, als die Kinder Gottes kamen sich dem Herrn vorzustellen, da kam auch Satan mitten unter ihnen. Und der Herr sagte zu Satan: „Hast du acht gegeben auf meinen Diener Hiob? Es ist keiner wie er im Lande, ein aufrichtiger und rechtschaffener Mann, der Gott fürchtet und der das Böse meidet." Aber Satan antwortete dem Herrn: „Fürchtet etwa Hiob Gott für nichts? Hast du nicht sein Haus beschirmt und sein Tun gesegnet? Aber strecke jetzt deine Hand aus und taste all das an, was er hat. Was gilt es, wenn er dich nicht gleich ins Gesicht verleugnet?" Und der Herr sagte zu Satan: „Siehe: alles, was er hat, sei in deiner Hand. Nur an ihn selbst lege nicht Hand!" Da ging

Satan hinweg vom Angesichte des Herrn." Dieses Verhältnis zwischen Gott und Satan war jedoch auf die Dauer unmöglich festzuhalten. Beim Propheten Sacharja heißt es auch[81], daß, als der Satan dem Hohenpriester Josua nachstellen wollte, Gott sagte: „Der Herr drohe dir, Satan! ja, der Herr drohe dir! ist dieser nicht ein Brand, der aus dem Feuer gerettet ist?"

In den sogenannten „apokryphen" Schriften, welche nach der Sammlung des Alten Testamentes abgefaßt sind, zeigt sich die begonnene Bewegung in ihrer weiteren Entwickelung. Im Buche „Weisheit Salomos" wird von der Schlange als dem Teufel gesprochen, durch welchen der Tod in die Welt gekommen ist.[82] Im Buche Tobias wird ein besonderer Eheteufel Asmodäus genannt. Im Buche Henoch wird versucht die Entstehung der vielen Teufel durch einen Fall der Engel zu erklären.

Im Anfang unserer Zeitrechnung war endlich die persisch-babylonische Durchsäuerung des jüdischen Gottesbegriffes vollendet. Von dem einen, allmächtigen, unsichtbaren Gott war nur der unsichtbare übrig. Die Einzigkeit und die Macht hatten nicht standhalten können. Denn nicht nur wucherte es überall von kleinen Teufeln und Dämonen, welche ohne weiteres Tiere wie Menschen befielen. Aber alle die Teufel hatten ein göttliches Oberhaupt: den Fürsten dieser Welt, den Gott dieser Welt. Demgegenüber war es nur ein geringer Ausgleich, daß auch das Heer Gottes durch eine Menge von Engeln, Erzengeln, Fürstentümern und Gewalten vermehrt worden war.[83] Die einfache Wahrheit war, daß von den drei Stockwerken des Daseins Keller und Halle vom Feinde besetzt waren und nur die Decke noch übrig war. Der Teufel hatte nicht nur die Hölle, sondern auch diese Welt inne. Nur von den Himmeln, den sieben Himmeln, war Hilfe zu hoffen. Sollte sie kommen, so mußte die Losung werden: „Das Reich des Himmels ist nahe."

Unter diesen für die Juden verzweifelten Verhältnissen, bei denen politische Unterjochung mit dem Verluste des geistigen

Sondereigentums Hand in Hand ging, hatte der ursprüngliche, der nicht geimpfte Teil ihres Gottesbegriffes, der Glaube an den Nationalgott, einen kräftigen Wurzelschößling sprießen lassen. Das war eine Art notwendiger Folge von Jahwes unerfüllten Verheißungen gegen sein Volk. Denn wenn Jahwes Auserwählte, mit welchen er den Bund geschlossen hatte, immer nur von neuem Unglück heimgesucht wurden, mußten sie entweder den Glauben an ihn aufgeben, oder das Unglück durch die Hoffnung auf eine künftige Befreiung und künftige Siege ausgleichen. Das unermüdliche jüdische Volk ergriff diesen Ausweg. Messias wurde der Name für den, durch welchen die Erlösung gebracht werden sollte.

Die Messiasidee ist ein noch unmittelbarerer Ausdruck für die Eigentümlichkeit des jüdischen Volkes als sein Gottesbegriff, der ja in seinem Ursprunge zum Teil von Ägypten entlehnt war. Die Messiasidee spiegelt sein Inneres reiner wider. Darum gibt sie einen guten Maßstab dafür ab, wie tief der babylonisch-persische Einfluß eingedrungen war. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist, daß die Messiasidee keine Spuren der Teufelslehre trug. Dem innersten Denken des Volkes fremd, war der Teufelsglaube noch nicht zu den Quellen durchgesickert, aus denen die Messiashoffnung entsprang. Gleichwohl wurde die Messiasidee selbst unter Einwirkung von Babylon und Persien umgewandelt. Während es sich vorher um den Glauben an die Einheit Gottes gehandelt hatte, handelte es sich nun um den Glauben an die Einheit des Lebens.

Die babylonische Gefangenschaft hatte jene schwermütigen Töne hervorgelockt, in denen der Messias als der Leidende dargestellt wurde, welcher die Strafe für die Übertretungen des Volkes trug. Denn da der Gedanke an das jüdische Volk und den Messias als seine Personifikation natürlich oft in eins verlief, so lag es nahe, sich den Messias dieser Generation gleich zu denken, welche die Erniedrigung und Pein der Gefangen-

schaft zur Strafe und Sühne für die Verbrechen des ganzen Volkes getragen hatte. Aber schon im Buche Daniel, das ungefähr 167 v. Chr. abgefaßt ist, ist die Hoffnung in ihrer kühnsten Form aufs neue obenauf. Beim Kommen des Messias müssen die stolzen Reiche der Heiden zusammenstürzen, alle Stämme, Völker und Zungen sollen ihm dienen, seine Macht soll ewig dauern, sein Reich nicht vergehen. Aber — und hier bricht ein neuer Gedanke hervor — welche Freude haben wohl die vorausgegangenen Geschlechter davon? Sie gingen ja verloren, denn mit dem Tode ist alles vorbei. Wie es in den alten Psalmen heißt: „Keine Erinnerung ist an dich im Tode; wer wird dich preisen im Reiche des Todes?"[84] Ja, die Antwort im Buche Daniel[85] lautet: „Dein Volk soll erlöst werden, jeder, welcher im Buche sich geschrieben findet. Viele von denen, die in der Erde des Staubes schlafen, werden erwachen, einige zu ewigem Leben, andere zu Schande und ewigem Abscheu." Zu Daniel persönlich wird schließlich gesagt: „Du, Daniel, gehe hin bis zu deiner Todesstunde! und du sollst ruhen und aufstehen zu deinem Lose am Ende der Tage."

Ob nun der Verfasser hiermit gemeint hat, daß allein die Juden die Unsterblichkeit erreichen sollen, oder ob er sich die Auferstehung auch für andere denkt, er hat den entscheidenden Schritt getan und ein anderes Leben außer dem gegenwärtigen angenommen. Und welches von beiden den höheren Wert hat, darüber kann kein Zweifel genährt werden. Das andere Leben ist ewig, und „die Verständigen sollen darin strahlen wie der Strahlenglanz der Himmelswölbung".

Die Messiasidee hatte also infolge ihrer eigenen ihr innewohnenden Kraft weit außerhalb des alten jüdischen Gedankenganges geendet. Aber in diesem neuen Unsterblichkeitsglauben begegnete man sich mit den Persern. Die Lehre dieser von einem tausendjährigen Reich fand daher leicht bei den Juden Eingang. Es lag ja nahe sich zu denken, daß der Messias gerade dieses

stiften sollte, worauf das große Weltgericht folgen, das himmlische Jerusalem herabsteigen und schließlich der „Alte“ selbst die Herrschaft über die ganze Welt wieder ergreifen würde.

Wie weit auch die Messiasidee die Juden führte, so gab es doch hier wie bei ihrem Gottesbegriffe einen bestimmten Punkt, wo der Gedanke klar und entschieden Halt gebot. Es war ja der unsichtbare, eine Gott, mit welchem sie den Bund geschlossen hatten. Da würde es ein heidnischer, gotteslästerlicher Aberglaube sein, wenn der Messias selbst Gott sein sollte. Ihren einfachen und deutlichen Ausdruck fand diese Begrenzung in der Benennung, welche im Buche Daniel für den Messias stehend wurde, „der Menschensohn“.

Tapfer und zähe hatten die Juden anderthalb Jahrtausende lang den großen Gedanken verteidigt: nur ein unsichtbarer Gott. Immer wieder hatten sie die Vielgötterei zurückgetrieben und die Nichtigkeit der Götterbilder bloßgestellt. Alle sieben Planetengötter hatten sich ohnmächtig erwiesen gegen den einen, den Gott des Lichtes. Aber sein Reich war nur das Licht. Im Dunkel der Nacht schlich sich darum der Feind nach hinten und griff die Stellung im Rücken an. Einmal angebracht ließ sich das Zeichen des Teufels nicht wieder entfernen. Der Gott des Dunkels wurde der Revers des Lichtgottes. Denn die Perser hatten recht, ewiglich kämpfen die beiden, Tag wechselt beständig mit Nacht.

Die Juden flüchteten in ein letztes Blockhaus, den Glauben an den Messias, den Erlöserboten des unsichtbaren, einzigen, allmächtigen Gottes an sie. Aber ehe Jerusalem der Erde gleichgemacht und das Volk in alle Winde zerstreut wurde, sollten sie die fürchterliche Gotteslästerung von ihren eigenen Leuten aussprechen hören: der unsichtbare Gott wäre sichtbar geworden, der eine Gott hätte einen Sohn, welcher seine Allmacht teilte, und dieser Messias sei am Kreuze getötet worden.

Als die Perser nach der Eroberung Babyloniens, Kleinasiens, Syriens und Ägyptens nach Europa vordrangen, wurden sie von dem kleinen Griechenvolke zurückgetrieben. Die Zusammenstöße wiederholten sich, und anderthalb Jahrhunderte nachher waren es die Griechen, welche unter Alexander dem Großen das ganze persische Weltreich eroberten. Das war nicht das Werk zufälliger Umstände, sondern der Ausdruck einer wirklichen Überlegenheit.

In vielem erinnerten die Griechen an die Ägypter, von welchen sie auch einen großen Teil ihrer ältesten Kultur entlehnt hatten. Heiter, geweckt, leichtlebig wie diese begegneten sie sich zugleich im Drange nach Klarheit und im Glauben an das Leben und an sich selbst. Aber das griechische Selbstvertrauen wurzelte tiefer. Denn die Natur hatte sie auf eigene Weise erzogen. In Ägypten erzog sie das ganze Volk, säugte es und rüttelte es wach, indem sie ihm das Land bald als Wüste, bald als See, bald als Ackerland zeigte. Tag und Nacht leuchtete derselbe tiefe Himmel. Nur eins fehlte: Schutz gegen ihre Feinde von Nord und Süd. In Griechenland erzog die Natur nicht nur das Volk, sondern jeden einzelnen. Über ausgedehnte, rauhe Küsten und eine Unzahl kleiner Inseln zerstreut, das Meer beständig vor Augen und den Rücken durch Berge gedeckt, welche zugleich eine Mauer gegen die Feinde und Gestelle für Bienenstöcke und Weinreben bildeten, so wuchs hier eine Menge freier Wesen auf. Einer nach dem anderen plumpsten sie ins Wasser hinein, lernten schwimmen und ein Boot tummeln. Der tägliche Passat führte sie über das weinblaue Meer von Insel zu Insel. Und weiter ging es nach der kleinasiatischen Küste, nach Italien, nach Afrika, dem Schwarzen Meere und Gibraltar. Wie eine Schar Seevögel schwärmten sie herum, ließen sich nieder und gediehen überall, vorwitzig, kühn, unternehmend. Edler gebaut als die breithüftigen, plattfüßigen Semiten, willensstärker und von schärferem Gepräge als die ewig heiteren Ägypter, nach

körperlicher und geistiger Bewegung strebend, mit offenem Auge für alles und gleichsam auf Du mit dem ganzen Dasein, stellten sie einen neuen im Freiland aufgezogenen Menschentypus dar.

Das Weltbild, welches sich unmittelbar den Griechen aufzwang, war deutlicher als das eines anderen Volkes. Gemeinsam war der Eindruck einer ungeheuren Halle mit dem Himmel als Decke oben und dem dunkeln Keller der Unterwelt unter dem Boden der Erdkruste. Hierzu hatten die Babylonier und mehrere andere Völker die Vermutung gefügt, daß die Erde von Wasser umflossen sein müßte. Als Festlandbewohner hatten indessen die wenigsten wirklich einen Eindruck davon. Man schloß es aus der Menge Wasser, welches Tag und Nacht durch die großen Flüsse strömte und an einer Stelle münden und das Meer füllen mußte. Für die Griechen aber gab es keinen Zweifel; sie sahen, wo die anderen nur hörten. Der Ozean bildete für sie gerade die Seite der Natur, deren Eindruck sich am tiefsten einprägte. Was die anderen sich nur mit Mühe vorstellen, geschweige denn verstehen konnten, das stellte sich ihnen hier einfach und leicht faßlich dar: wenn die Sonne an jedem Abend im Westen in den Wellen des Ozeans unterging, segelte sie auf diesen im Laufe der Nacht wieder zurück, um am nächsten Morgen rein gewaschen im Osten aufzustehen.

Während die Griechen so schon von der Hand der Natur mit einem Vorsprunge vor den anderen ausgestattet waren, traten sie, als ihr wissenschaftlicher Sinn erwacht war, schnell an die Spitze. Nachdem sie sich mit dem bekannt gemacht, was andere darüber gedacht und gesprochen hatten, bildeten sie mit großer Umsicht, Klarheit und Kühnheit eine neue Antwort auf die große Frage des Daseins, einfach und doch durchgreifend, tiefer und reicher als je zuvor.

Der erste große Denker, welcher all das Alte sammelte und mit neuem Blicke ansah, war Thales von Milet[86], der um 600 v. Chr. lebte. Er war wie geschaffen für diese Aufgabe:

ein Grieche, in Kleinasien geboren, mit etwas phönizischem Blute in den Adern, weit gereist, von Sardes bis Ägypten, ebenso klug in himmlischen wie in irdischen Dingen. Er studierte in Sardes die babylonische Lehre von den periodischen Finsternissen so gründlich, daß er zum ungeteilten Erstaunen seiner Landsleute die totale Sonnenfinsternis vom 28. Mai 585 voraussagen konnte. Er lehrte die ägyptischen Priester, wie sie die Höhe der glatten Pyramiden messen könnten, ohne sie zu besteigen, indem sie ihren Schatten zu der Tageszeit maßen, zu welcher der Schatten des Menschen ebenso lang ist wie seine Höhe. Die Seeleute seiner Geburtsstadt lehrte er mit Hilfe des „kleinen Bären" Norden zu finden. Er selbst machte sich dadurch ein Vermögen, daß er eine reiche Olivenernte vorausberechnete und danach seine Einkäufe richtete. Alles, was babylonische, ägyptische und griechische Erkenntnis bis dahin erreicht hatte, mußte sich für ihn zu folgendem Weltbilde sammeln: die Erde schwimmt wie eine Scheibe auf dem Ozean. Über ihr wölbt sich der Himmel. Aber oben über diesem ist wieder Wasser, von welchem der Regen kommt. Während nichts in dieser Auffassung wesentlich neu ist, lugt das Neue und Griechische in dem Schlusse hervor, den Thales daraus zog: Wasser von oben, Wasser von allen Seiten, Wasser Nahrung für Tiere und Pflanzen; der fortpflanzende Same und die Säfte des Lebens, alles ist feucht; also ist das Wasser, das Feuchte, der Urstoff des Alls.

Schon Thales' Schüler Anaximander, gleichfalls von Milet, machte einen bedeutenden Schritt vorwärts. Wie sein Lehrer umfaßte er die ganze Bildung seiner Zeit und soll, wie einige erzählen, die Griechen mit dem babylonischen Instrument, dem Schattenzeiger, Gnomon, bekannt gemacht und einen solchen in Sparta haben aufstellen lassen. Aber während man bis dahin nur gefragt hatte: was gibt es über uns und um uns? schlug Anaximander eine neue Bahn ein, indem er wissenschaftlich die Frage stellte: was gibt es unter uns? Die große Entdeckung,

welche sich an Anaximanders Namen knüpft, ist, daß entsprechend dem Himmel, welchen wir sehen, eine andere Himmelshalbkugel sich unter der Erde befindet. Zu dieser Annahme wurde er durch die Beobachtung geführt, daß die dem Nordpol nächsten Sternbilder niemals untergingen, sondern sich nur um ihn im Kreise herumdrehten. Wenn die Sonne im Westen sank, schwamm sie dann nicht auf dem Ozean nach Osten zurück, sondern sie beschrieb an der unsichtbaren Himmelswölbung unten ihren Kreis um die Erde herum bis zurück nach Osten. Aber hieraus folgte, daß die Erde nicht auf etwas aufliegen konnte, sondern frei schweben mußte. Anaximander wich vor diesem schwindelnden Gedanken nicht zurück. Daß die Erde unter diesen Verhältnissen nicht fiele, erklärte er — indem er genial eine Art Gravitationsgesetz ahnte — dadurch, daß die Erde von jedem Punkte der Himmelskugel genau gleich weit entfernt wäre, sich also in der Mitte befände. Die Erde selbst dachte er sich zwar als flach von oben, aber rund an den Seiten, also als ein Tamburin, ein Geldstück.

Kaum lange nach jener großen von Thales vorausgesagten Sonnenfinsternis von 585 wurde auf Samos der Mathematiker und Philosoph Pythagoras geboren.[87] Auf weitläufigen Reisen nach Ägypten und sicher auch nach Babylon lernte er alles, was seine Zeit ihn lehren konnte. Als reifer Mann ließ er sich in Unteritalien nieder, stiftete hier eine politisch-religiöse Bruderschaft, welche zuerst einen bedeutenden Aufschwung nahm, aber später Widerstand erweckte und schließlich zur Folge hatte, daß alle Pythagoreer, und wahrscheinlich auch der Meister selbst, in ihrem Versammlungssaal verbrannt wurden.

Pythagoras, dessen Name ja immer noch mit dem bekannten mathematischen, von ihm gefundenen Satze verknüpft ist, ist zugleich Bahnbrecher auf einem anderen Gebiete, das seiner Lehre ihren Charakter gab. Als eifriger Bewunderer und Pfleger der Musik machte er, indem er Versuche mit einer einzelnen über



einen verschiebbaren Steg gespannten Saite anstellte, die Wahrnehmung, daß die Tonabstände (Quart, Quint, Oktave usw.), zu deren musikalischer Bestimmung ja das feinste Gehör erforderlich ist, ganz einfachen, klaren Zahlenverhältnissen entsprächen. Diese große Entdeckung berauschte ihn. Wenn Verschiedenheit im Tone nur eine Verschiedenheit der Zahl ist, so lag der Schluß nahe, daß der Ton eine Zahl sei. Aber nicht nur der Ton ist Zahl, alles ist Zahl. Ist nicht Punkt und Einheit ein und dasselbe? Zwei Punkte aber, die Zweiheit, ergeben die Linie. Und breitet sich eine Linie nach der Seite aus, so erhalten wir als Dreiheit die Fläche. Und schiebt sich eine Fläche endlich aufwärts, so erhalten wir als Vierheit den Körper. Was gibt es wohl anderes im Raume als Punkte, Linien, Flächen, Körper? So sind denn 1, 2, 3 und 4 die Erklärung von allem. Von diesen ist 3 die heilige Zahl, denn sie schließt Anfang, Mitte und Ende in sich ein. Aber die vollkommenste Zahl ist 10, denn sie ist die Summe von 1, 2, 3 und 4.

Es ist hier nicht leicht, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen dem, was der Meister selbst gesagt hat, und dem, was seine Schüler hinzugefügt haben. Hinsichtlich der Himmelsverhältnisse scheint Pythagoras selbst sich auf die neue und kühne Behauptung beschränkt zu haben, daß die Erde nicht, wie Anaximander behauptete, flach wäre wie ein Tamburin, sondern kugelförmig. In der Mitte des kugelrunden Weltenraumes stünde, von den anderen runden Himmelskörpern umschwärmt, die Erdkugel.

Aber seine Schüler gingen weiter. Für Philolaos, welcher nach 500 v. Chr. in Süditalien wirkte, war es klar, daß die ungeheure Bewegung, welche Sonne, Mond und die fünf anderen Planeten zugleich mit dem ganzen Fixsternhimmel täglich um die Erde herum ausführten, sich schwerlich mit ihren anderen bedächtigeren Bahnen in Harmonie bringen ließ. Aber das, was sich zeigte, ließ sich ja auch damit erklären, daß sich die

Erde selbst in entgegengesetzter Richtung bewegte, von West nach Ost einen Kreis im Laufe von 24 Stunden beschrieb. Wie ein Blitz schlug diese geniale Erklärung ein und zündete in Philolaos' Sinne. Aber sich zu denken, daß sich die Erde immer nur wie ein Mühlrad um ihren eigenen Mittelpunkt drehte, das war ein allzu absonderlicher Gedanke. Weit verständlicher war es, wenn sie im Verein mit einer Kugel von ganz gleicher Größe, welche als Gegengewicht diente, wie zwei Zwillingsschwestern auf einer Wippschaukel, um einen gemeinsamen Mittelpunkt herumschnurrte. Dieser Mittelpunkt konnte natürlich nicht leer sein; als Weltenzentrum mußte es ein Brennpunkt sein, die Heimat des heiligen Zentralfeuers. Aber, konnte man da einwenden, war es nicht doch wunderbar, daß man niemals von der Erde aus das Zentralfeuer oder die Gegenerde bemerkt hatte? Keineswegs, es stimmte im Gegenteil alles mit den Verhältnissen. Denn die Gegenerde konnte von der Erde aus wegen des Zentralfeuers, das dazwischen lag, nicht gesehen werden. Und das Zentralfeuer konnte auf der runden Erde nur von der dem Feuer zugekehrten Seite aus bemerkt werden; aber die war gerade der Hitze wegen unbewohnbar und unzugänglich.

Dieses Weltbild schien dann zur Wirklichkeit zu stimmen, und es war so schön und großartig, daß es jeden Griechen ansprechen mußte. Vom Weltenherd strahlten, wie im einzelnen Heim, in der einzelnen Stadt, Licht und Wärme auf das Ganze aus, besonders auf die Sonne, welche wie eine Braut, eine junge Kolonie das heimische Feuer aufnahm und wieder weiter trug. Im Chortanz bewegten sich alle anderen Kugeln um das Altarfeuer in der Mitte. Und wie stimmten nicht Zahl und Zeit! 10 war die vollkommene Zahl. Die Zahl der Himmelskörper war 10, Erde und Gegenerde, Mond, Sonne, die fünf anderen Planeten und der Fixsternhimmel. Und für alle Griechen, welche ja nach Dekaden rechneten, war die Zahl der Tage 10,

ganz wie oben: ein Festtag beim Altarfeuer, dem neun andere Tage folgten. Die pythagoreische Lehre war der griechische Gegensatz zu der siebentägigen Planetenwoche der Babylonier. Und wie diese der Sterndeutung entsprach, wurde bei den Griechen den wandernden Kugeln eine Wirksamkeit angewiesen. Nicht wie dort die irdischen Schicksale vorzuzeichnen. Die Erde war ja hier selbst eine der wandernden. Nein, nach den zahlbeherrschten Abständen der Töne gestimmt, vereinigten sie sich, indem jede Kugel mit dem Laute einer schwirrenden Saite den Äther durchsauste, zu der himmlischen Musik, der Harmonie der Sphären, welche das Weltenkunstwerk seiner wunderbaren Schönheit würdig umwogte. Wenn der Mensch diese Musik nicht hörte, war es nur, weil sein Ohr, von Geburt an daran gewöhnt, jetzt die Töne überhörte.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen kam dieses griechische schönheitsberauschte Weltbild ungefähr zu gleicher Zeit heraus, als die Brüder im Osten, unter Indiens Sonne, durch Buddha die tiefste, bitterste Weltentsagung verkündeten. So weit hatten sie damals schon die neuen, verschiedenen natürlichen Verhältnisse voneinander getrennt.

Wie schön das Weltbild der Pythagoreer auch war, so litt es doch an einem verhängnisvollen Fehler, der es untauglich machte den Kampf gegen die babylonische Planetenwoche und Sterndeutung zu bestehen. Es beruhte auf der unbeweisbaren Behauptung von einem Zentralfeuer und einer Gegenerde und auf der jedenfalls unbewiesenen Behauptung, daß die Erde selbst in Bewegung wäre. Der griechische Verstand war zu klar und wahrheitsliebend, um das nicht zu entdecken und nach Abhilfe zu suchen.

Welch große Bewegung die neuen Gedanken erweckt hatten, geht aus Platos Dialogen hervor. Er schwankt, wechselt die Meinung und neigt zu der Annahme, daß die Erde sich bewege.[83] Aristoteles aber nahm einen Standpunkt ein, welcher alle Un-

sicherheit zum Weichen brachte und einen entscheidenden Einfluß auf die Auffassung in den folgenden achtzehnhundert Jahren gewann. Klar und scharf sonderte er zwischen den zwei Formen der Naturbetrachtung: der bloßen Spekulation und der auf Erfahrungsbeweis aufgebauten, wirklichen Kenntnis. In die nebelhafte Welt der ersteren verwies er unbarmherzig die Lehre der Pythagoreer von Zentralfeuer und Gegenerde, die bloß der Zehnzahl zuliebe erfunden wären.[89] Ebendorthin verwies er auch jede Lehre von der Bewegung der Erde. Was wir durch Erfahrung wissen, ist nur, daß die Erde rund ist; denn wenn wir den Platz auf der Erde wechseln, wechseln auch die Sternbilder innerhalb unseres Gesichtskreises; während alte hinter uns sinken, steigen neue in der Richtung auf, in welcher wir uns bewegen. Ebenso ist der Schatten, welchen die Erde auf den Mond wirft, rund. Danach sind wir berechtigt zu schließen, daß sich die Erde in der Mitte der Welt befindet. Denn alles Schwere auf der Erde fällt hernieder nach dem Mittelpunkt der Erde hin, und die Erde selbst müßte in dieser Richtung fallen, wenn sie sich nicht schon dort befände. Daß sich dagegen die Erde um ihre eigene Achse drehen soll, ist eine ganz unbegründete Annahme, denn jede andere Bewegung auf der Erde ist nur geradlinig. Die Kreisbewegung kommt nur in überirdischen Verhältnissen vor. Und daß die Erde sich im Weltenraume vorwärts bewege, läßt sich klar widerlegen. Wir müßten ja in diesem Falle die Fixsterne zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Stellungen zueinander sehen, was nicht der Fall ist. Wir müssen also schließen, daß die Erde im Mittelpunkt der Welt ruht.

Die Erdkugel ist das Gebiet der vier veränderlichen Elemente. Darüber und um sie herum liegt der weit größere Teil der Weltkugel, das reine unzerstörbare Gebiet des Äthers. Hier herrscht die vollkommenste aller Bewegungen, die Kreisbewegung. Nur die Kreisbewegung kann ewig sein, denn sie geht stets in sich selbst zurück, von jedem Punkte zu jedem Punkte des Kreises.

Am klarsten zeigt sich diese Bewegung in dem stillen unveränderlichen Kreislaufe des alles umschließenden Fixsternhimmels. Zwischen dem Fixsternhimmel und der Mondbahn, welche die innere Grenze für das Gebiet des Äthers bildet, bewegen sich die Planeten, Sonne und Mond. Von allen muß angenommen werden, daß sie an festen, aber durchsichtigen Sphären, welche sich um ihre Achse drehen, befestigt sind. Daß die Bahnen der Planeten, von der Erde aus gesehen, sich unregelmäßig ausnehmen, läßt sich damit erklären, daß es mehr Sphären als Himmelskörper gibt. Indem diese zugleich an mehrere Sphären geknüpft sind, von denen jede ihre Kreisbewegung hat, kommen die zusammengesetzten Bahnen vor.[90]

Für einen Zeitraum von mehr als achtzehnhundert Jahren verbürgte die Autorität des Aristoteles die Richtigkeit dieses Weltbildes. Klarer, voller und weit tiefer durchdacht als das assyrisch-babylonische, war seine Überlegenheit diesem gegenüber besonders darin einleuchtend, daß es die untere Halbkugel, welche vorher gefehlt hatte, hinzufügte. Dabei zeichnete sich die Erklärung des Aristoteles durch eine großartige Einfachheit und Ruhe aus, welche unmittelbar überzeugend wirkte. Die ganze Welt war eine ungeheure Kugel, die Erde der runde Mittelpunkt in ihr. Eine so einfache und klare Form war der höchsten Wahrheit würdig.

Wie sicher Aristoteles' Erklärung auch das Innerste im griechischen Gedankengange getroffen hatte, geht auf mancherlei Art hervor. All das Beste von den Gedanken seiner Vorgänger war ja hier aufgenommen; der Schönheitsdrang wurde weiter gestillt, selbst die wundervolle Musik der Himmelskörper, die Harmonie der Sphären, widerstritt seiner Erklärung nicht. Aber zugleich bildete sie eine feste Form, welche zurückhielt, wenn der Gedanke allzu kühn überschäumen wollte. Bezeichnend erwies sich dies im Verhältnis zu seinen Nachfolgern. Einer seiner Zuhörer, Herakleides aus Heraklea am Schwarzen Meer, gab

nämlich für die wechselnde Klarheit und Lichtstärke der Planeten Merkur und Venus die Deutung, daß sie sich gewiß bald näher, bald ferner von der Erde befänden und sich nicht um diese, sondern um die Sonne bewegten.[91] Und der Gedanke entwickelte sich weiter. Aristarch von Samos, der um 250 v. Chr. lebte, wagte endlich die Behauptung, daß nicht nur alle Planeten, sondern die Erde selbst sich um die Sonne als Mittelpunkt bewegten.[92] Was ihn unter anderem zu dieser Annahme führte, war, daß die Sonne nach seiner Berechnung weit größer sein mußte, als man bisher geglaubt hatte. Er schlug sie siebenmal größer an als die Erde. Für unsere Zeit, welche davon ausgeht, daß die Sonne 13- bis 14hunderttausendmal so groß ist als die Erde, scheint Aristarchs Siebenzahl nur gering. Aber das muß danach beurteilt werden, daß man noch kurz vorher geglaubt hatte, den Mund allzu voll zu nehmen, wenn man die Sonne so groß anschlug wie die Peloponnes.

Auf dem Wege berechtigter Schlußfolgerungen war man also zum kopernikanischen System gelangt. Im Laufe von hundert Jahren hatten diese griechischen Denker den Weg zurückgelegt, zu welchem das übrige Europa später achtzehnhundert brauchen sollte. Aber hier hielt die Erklärung des Aristoteles zurück. Keinem Griechen konnte es doch ernst damit sein, die edle Harmonie zu sprengen, die Erde ihrer Stellung als Weltmittelpunkt zu berauben, um sie in der großen Verwirrung herumsausen zu lassen. Derartiges empörte den Sinn der Griechen für Schönheit und Ordnung, verletzte ihren Stolz als Erdenbewohner. Die öffentliche Meinung erkannte denn auch jene überschäumende Unbeschränktheit des Gedankens nicht an. Selbst die größten Astronomen der Folgezeit wie Hipparch ließen sich nicht auf die aufgeworfene Frage ein, sondern wandten sich anderen Aufgaben zu.

Diesem griechischen Bilde von den Himmelsverhältnissen mußte notwendig eine eigene Auffassung von Gott, Welt und Menschenleben entsprechen. Wie bei den anderen Völkern war auch bei den Griechen der oberste Gott ursprünglich Sonnengott. Und wie bei anderen Völkern entwickelte sich auch hier im Laufe der Zeit eine Menge von Göttern, unter welchen natürlich der Gott des Meeres einen hervorragenden Platz einnahm. Aber während bei den meisten übrigen alten Völkern die Vorstellung von der göttlichen Kraft sich häufig in Tierformen kleidete, zeigte sich bei den Griechen eine steigende Lust, den Göttern reine Menschengestalt zu geben. Das Tierkleid wurde entweder zu einer bloßen Verkleidung, oder schrumpfte zu einer schwachen Andeutung zusammen, die zuletzt auch ganz verschwand. Der zugrunde liegende Gedanke war offenbar der, daß der Mensch das höchste Wesen sei, seine Gestalt die schönste von allen. Die Götter wurden allmählich zu einem Kreise froher Menschen nur mit einer günstigeren Veranlagung zum Glück als die Menschen selbst; die religiös-künstlerische Wiedergabe von ihnen ging in eine Verherrlichung der Menschenschönheit über. Aber nicht nur Götter wurden zu Menschen, die ganze natürliche Umgebung wurde gleichfalls zu solchen, Wogen, Bäume, Flüsse, Berge, alles. Wohin man den Blick wandte, spiegelte der Mensch sich selbst. Der Mensch war der Mittelpunkt des Lebens wie die Erde der Mittelpunkt der Welt.

Volksglaube und Kunst blieben hier stehen; aber der Verstand suchte weiter, um das innerste Göttliche zu finden. Wie die Seele im Menschen mußte es etwas Unsichtbares sein. Herodot erschien es im Gang der Geschichte als das Gleichgewicht, das Maßhalten, die Selbstzersetzung des Übertriebenen, Nemesis; Sokrates im einzelnen Menschenleben als unmittelbare Überzeugung; Platon bestimmte es als die Idee, Aristoteles als das Gemeinsame in Mensch, Welt und Gott: den Gedanken. Auf eigenem Wege war man so zum Begriffe eines unsichtbaren Gottes ge-

langt. Aristoteles' Schüler, Alexander der Große, welcher sich auf seinem Siegeszuge gegen so manche Volksgottheiten rücksichtsvoll erwies, konnte sich, ohne sich Gewalt anzutun, auch vor dem Gotte der Juden in dem leeren Tempel beugen.

Und doch gab es einen wesentlichen Unterschied zwischen dem unsichtbaren Gotte der Juden und dem der Griechen. Das zeigte sich am besten an Gottes Verhältnis zur Welt. Für die Juden war die Welt an sich nichts; sie war von dem persönlichen Gott aus nichts geschaffen und konnte wieder zu nichts werden, wenn Gott es gebot. Gott war alles, die Welt nichts. Der Gott der Griechen hingegen war kein persönlicher Gott. Er war die der Welt innewohnende Seele, der Gedanke, die Schönheit, welche sie durchströmte. Denn die Welt war ein Kunstwerk; darüber waren sie alle einig: die Pythagoreer, Plato, Aristoteles. Sowenig man in einer Statue die schöne Form von ihrem Material trennen kann, so wenig kann man sondern zwischen Gott und Welt. Sie sind innerlich vereinigt und nicht nur in stiller Ruhe, sondern in Leben, denn das Weltenkunstwerk lebt. Wie bei dem schönen Jüngling auf der Rennbahn Seele und Leib in eins gehen im Rot der Wange, im Glanz des Auges, im Spiel eines jeden edel geformten Muskels und in dem feurigen Sinn, so durchströmen auch Form und Stoff, innerlich sich gegenseitig drängend, alles Leben. Wer kann sondern, wenn es von unten herauf quillt durch Pflanzen, Tiere, Menschen, Gott? durch Kinderträume, Männergedanken, und die alles beherrschende Vernunft? durch die Schwere des Steines, die fliegende Wolke und den wunderbaren Kreislauf des Sternenhimmels? durch Vogelstimmen, Zitherklang und die gottberauschte Harmonie der Sphären? Alles ist nur ein und dasselbe, die herrliche Form des göttlichen Gedankens; denn Leben ist Schönheit und Schönheit ist Leben.

In dieser Weltauffassung stieg die Schönheitsfülle gleichsam aus dem Mittelpunkte der Welt herauf und strömte aus in den

Außenkreis der Weltkugel. Ja sie strahlte vielleicht am reichsten von hier oben in der klaren Ätherreinheit, in dem funkelnden Chortanz des achten Himmels, des Fixsternheeres, und in diesen wunderbaren Tönen, welche, wie Zeugen für die Harmonie des Alls, rhythmisch aus den kreisenden Sphären erklangen. Aber das Interesse senkte sich wieder und sammelte sich um den Mittelpunkt der Kugel, wenn es sich um die Bedeutung des Menschenlebens handelte. Hier stehen wir vor einem eigentümlichen Ausdrucke des griechischen Gedankenganges, an dem Punkte, welcher vielleicht seinen wichtigsten Beitrag zur Entwickelung des Menschengeistes bezeichnet. Die Griechen wagten es, dem Menschen eine selbständige, gewichtige Aufgabe zuzuweisen.

Welche Bedeutung dies hat, geht am besten aus einer Vergleichung mit ihren nächsten Vorgängern hervor. Assyrern, Babyloniern, Juden und Ägyptern hatte dieser Gedankengang ferngelegen. Für alle diese stand der Mensch nahezu wie eine Marionettenpuppe da, welche von Gottes Hand geleitet wurde. Der Draht von oben war in der Sterndeutung geradezu sichtbar; von den Juden wurde er an einem Ruck von oben gemerkt, wenn der Vertrag gebrochen wurde; bei den Ägyptern brauchte Osiris ihn milde, um den Menschen aus dem Todesreiche zu sich heraufzuziehen. Bei ihnen allen war der Mensch in seinen Verhältnissen zu Gott nur passiv. Dagegen hatte bei den indogermanischen Völkern sich die Sehnsucht nach einer selbständigen menschlichen Aufgabe geltend gemacht. Bei den Persern galt es, mit in den Kampf für das Licht einzugreifen, und durch Arbeit, Opfer und Wandel Ormuzd zum Siege zu verhelfen. Für Buddha war die Aufgabe negativ geworden: sich aus dem glühenden Gefängnis der Welt hinauszubohren und zu nichts verbrannt zu werden.

Für die Griechen waren dieselben Bilder — die Kugel mit ihrem Mittelpunkt und das Kunstwerk —, welche ihrem sonstigen Gedankengang zugrunde gelegen hatten, auch hier die leitenden.

Die Erde ist der sichtbare Mittelpunkt der Weltkugel, der menschliche Gedanke ist unsichtbar. Aber Kugel und Mittelpunkt bedingen einander gegenseitig. Der Mittelpunkt beherrscht den Kreis, der Kreis bestimmt den Mittelpunkt. Was ist da die Aufgabe des Menschen, sobald er das Weltenkunstwerk erkennt und bewundert? Selbst Mittelpunkt zu sein, das Kunstwerk in seinem eigenen Leben auszugestalten. Wie die Welt das große Kunstwerk, der Kosmos, ist, so soll jeder einzelne Mensch, hiervon durchdrungen und getragen, dasselbe ausdrücken, indem er sein eigenes Leben selbst zum Kunstwerk, einem Mikrokosmos, gestaltet.

Selbstverständlich entstand dieser Gedanke bei den Griechen nicht sofort, sondern auf einer späteren Stufe. Zuerst mußte ja die klare Antwort darauf gegeben werden, was Gott und die Welt wären. Ferner mußten der erste Schönheitsrausch und die erste Wissensbegeisterung sich gelegt haben, ehe man so weit gehen konnte. Es war auch kaum zufällig, daß die Eroberung der damals bekannten Welt durch Alexander den Großen vorausging. Während kurz nach seinem Tode die Heerführer um die Ordnung seines Weltreiches kämpften, beschäftigten sich seine geistigen Erben mit der Frage, wie das Weltbürgertum sich am richtigsten im Leben des einzelnen ausdrücken ließe. Daß das Menschenleben dem großen Weltenkunstwerk entsprechen sollte, darüber herrschte kein Zweifel; aber über die Art, wie das im einzelnen durchgeführt werden sollte, teilten sich die Meinungen in zwei Hauptströme. Dies waren die beiden verschiedenen Antworten auf die Frage, wie der Mensch leben müßte, wenn er das innerste persönliche Eigen darstellen sollte; sie bildeten den Kern im Sinne der besten Griechen und Römer während eines halben Jahrtausends und länger.

Epikur von Samos[93] (geb. 342 v. Chr.) lehrte seine zahlreichen Zuhörer in seinem Garten bei Athen, wo er, da alle Lehrsäle besetzt waren, unter freiem Himmel seine Vorträge hielt, über das Menschenleben ungefähr folgendes: Jeder strebt nach

Glückseligkeit. Glückseligkeit ist dasselbe wie fortgesetzter Genuß, andauernde Lust. Unklug aber ist es, bloß augenblicklichen Genuß zu suchen, denn dieser führt oft langwierigen Schmerz mit sich. Es gilt Zukunftsblick zu haben, um unabhängig von der scheinbaren Größe und Vorzüglichkeit des Nächsten, ruhig den wirklichen Wert des Genusses und des Schmerzes abwägen und berechnen zu können. Hier wird es sich dann zeigen, daß man sich zuweilen in einen geringeren Schmerz finden muß, um dadurch eine größere Lust zu erkaufen. Körperlicher Genuß ist immer kurzwährend und darum von geringerem Werte als geistiger. Ebenso ist körperlicher Schmerz geringer als geistiger. Die größte und dauerndste Lust, die wahre Glückseligkeit, erlangt man durch die Freundschaft. Hier ist nämlich der größte Nutzen gleichmäßig über die größte Ausdehnung verbreitet. Hier ist alles Deinige mein und alles Meinige dein. In dem Sklaven, welchen du freigibst, gewinnst du selbst die Freiheit. Vermögensgemeinschaft zwischen Freunden zu gebieten, ist nicht notwendig; das hieße nur, einen verletzenden Zweifel äußern. In der Freundschaft drückt sich geistige Gesundheit und Schönheit am deutlichsten aus. Darum soll der Weise, wenn es die Not gebietet, sich nicht einmal bedenken, für seinen Freund zu sterben. — Wer ist mein Freund? Zuerst und zumeist der, an welchen ich durch das Band gegenseitigen Verständnisses geknüpft bin. Aber auch hier gilt es nicht, in blindem Eifer nur für den Augenblick zusammenzuscharren, sondern ebenmäßig und gleich zu verteilen. Einen Freund habe ich überall, wo ich einem Mitreisenden im Leben eine Handreichung bieten kann, oder auch nur so viel wie ein freundliches Wort. Niemand ist freundlos, der noch jemanden hat, dem er eine Wohltat erweisen kann. Denn „seliger ist es Wohltun zu üben, als es anzunehmen“.

Diese milde Lehre war es, welche viele der tiefsten Gemüter im Altertume anzog und die Umrisse der ersten bewußten Menschlichkeit zeichnete. Auf eine eigentümliche stillfertige Art klärte

sich hier der Naturtrieb ab und setzte Blüten an wie Wohlwollen und Freude am Glücke anderer. Verfeinerte Bildung und natürliche Freundlichkeit gingen eine innige Verbindung ein, in welcher für die Sünde und das Böse kein Platz gelassen war. Darum konnte auch kein Orientale diesen Gedankengang, der ganz und gar auf der Voraussetzung des Kunstwerkes beruhte, recht verstehen. Es war der Genuß des Künstlers, welcher den Schmerz von den freiwilligen Entbehrungen nahm, es war das Gefühl der großen Ganzheit, welche den Gebenden teilhaben ließ an der Freude des Empfangenden. Hier kannte man auch keine Furcht vor der Strafe einer höheren Macht. Die Folge der Fehler war allein Mangel an Freude. Die Götter, wenn solche überhaupt vorhanden waren, bekümmerten sich in ungestörter Seligkeit nicht um die Schicksale der Menschen. Und der Tod war keine Strafe, sondern nur ein Aufhören alles Gefühles, damit also auch alles Schmerzes.

Die alte Frage nach Tag und Nacht hatte hier eine neue Antwort erhalten. Nicht war, wie die Perser annahmen, Tag gut, Nacht böse. Sondern in der Klarheit des Tages sah man deutlich, daß das Ganze eins ist und das Glück des einzelnen das Bewußtsein seines Anteils an dem des anderen. Die Nacht ist an und für sich nichts, geschweige denn etwas Böses, sondern nur das Aufhören des Tages, die Grenze des Kunstwerkes. Der Tod ist darum nicht der Feind des Lebens, sondern er besiegelt den stillen Frieden eines unzerstörbaren Sinnes; er ist die schöne Stunde, in welcher das Kunstwerk des Lebens vollendet wird.

Es gehörten eine eigene milde Weichheit und dabei eine durch das Schwinden der Macht geschulte Resignation dazu, sich durch diese Lehre angesprochen zu fühlen und in ihr Ruhe zu finden. Sie umarmte wie die Wellen des Kielwassers, zerspaltete sie nicht wie der Vordersteven. Für alle — sowohl Griechen als besonders Römer —, welche noch den inneren Drang nach Betätigung in sich brennen fühlten, lag es natürlich näher, sich der

entgegengesetzten Lehre anzuschließen, einer Zwillingsschwester dieser, aber voll innerer Kraft, in der jeder Muskel gespannt und selbst die Ruhe nur eine verhaltene Tätigkeit war.

Während Epikur die Schar der Freunde in seinem Garten bei Athen unterwies, ging in der Stadt ein ärmlich gekleideter Mann in dem sogenannten „bunten Säulengang" (Stoa poikile) auf und ab, unermüdlich, wohlwollend erklärend, aber immer nur von zwei bis drei Zuhörern auf einmal begleitet. Der Volkswitz nannte sie nach ihrem Aufenthaltsorte „die Stoiker"[94], ein Name, der weit herumkommen und Klang erhalten sollte, nachdem der zufällige Anlaß zu seiner Entstehung längst in Vergessenheit geraten war. Der Mann in der Mitte hieß Zeno, war 340 v. Chr. auf Cypern geboren, ursprünglich Kaufmann, indem er in seiner Jugend ein vom Vater ererbtes Purpurexportgeschäft von Phönizien nach Athen betrieben hatte. Bei einem Schiffbruche war er seines ganzen Vermögens beraubt worden und hatte dann, seinem Hange folgend, das Geschäft aufgegeben und sich in Athen niedergelassen, um sich ganz der Philosophie zu widmen. So hatte er 20 Jahre lang als Schüler die verschiedenen Schulen besucht, und sich, wie es boshaft hieß, mit phönizischer Handelsschlauheit bei jedem einzelnen das ausgesucht, was er brauchen konnte, bis er eines schönen Tages selbst als Lehrer auftrat. Dieser Zug wurde für die ganze Richtung bezeichnend. Nicht fest abgeschlossen wie Epikurs Lehre in den Aussprüchen eines einzelnen Mannes, sondern unter fortwährendem Wachstum setzte der Stoizismus sein Leben durch Jahrhunderte fort, beständig sich Neues aneignend und doch wesentlich derselbe. Während man, weil die Schriften der Älteren verloren gegangen sind, im Zweifel sein kann, wann diese oder jene

Vorstellungsart entstanden ist, kann man über die Grundauffassung selbst in ihrer scharfgeschnittenen Deutlichkeit nicht fehlgehen. Es besteht eine innere Familienähnlichkeit zwischen jenem genügsamen, sittlich reinen, immer gesunden und unbestechlichen Begründer, der als alter Mann freiwillig vom Leben schied, und seinem starrköpfigen und rechtlichen Nachfolger (Kleanthes), der sich nachts mit harter Arbeit plagte, um am Tage unterrichten zu können und wie der Meister sein Leben freiwillig endete, und dann der durch Jahrhunderte gehenden langen Reihe der tüchtigsten Männer Griechenlands und Roms bis hinunter zum Kaiser Mark Aurel, dem Stoiker auf dem Throne, der bei aller Selbstbetrachtung doch zu jederzeit zugänglich und opferbereit für alle war.

Der Grundgedanke des Stoizismus war, wie der Epikurs, daß das Ziel des Menschen die Glückseligkeit sei. Nur über die Art diese zu erreichen waren sie uneinig. Die Stoiker meinten, daß Glückseligkeit dasselbe wäre wie Tugend. Aber Tugend und Tat ist eins, denn Gut und Böse hängt nicht von dem ab, was mir widerfährt, sondern von dem, was ich wirke. Alles, was einem im Leben begegnet, Schmerz, Lust, Gesundheit, Krankheit, Reichtum, Armut, Ehre, Schande, Tod sind lauter gleichgültige Dinge, „Adiaphora", nur Stoff, der zum Guten oder Bösen benutzt werden kann. Darum hat Epikur so gründlich unrecht, wenn er die Glückseligkeit als Lust, als fortgesetzte Lust bestimmt. Denn hierdurch wird gerade das Innerste und Eigenste im Wesen des Menschen abgestumpft, dieses aus einem handelnden in ein leidendes verwandelt. Aber Tugend ist Tat.

Welche Tat ist nun die Tugend? Sie ist die Wirksamkeit, durch welche der Mensch ununterbrochen sein innerstes Wesen, seine eigene Natur geltend macht; und hierdurch behauptet er seine Freiheit. Zuerst und zumeist gilt es, sich unabhängig zu machen, so daß die eigene Natur zum freien Walten kommen kann. Dies geschieht durch Zügelung der Leidenschaften, welche nichts anderes

als losgelassene, durch einen Fehlschluß irregeleitete Triebe sind. Habsucht z. B. beruht ja nur auf einer fehlerhaften Ansicht vom Werte des Geldes. Die Fehlschlüsse, welche den Trieb irreleiten, können vier Wege einschlagen. Unvernünftige Überschätzung von etwas Gutem bewirkt, wenn dieses als gegenwärtig angenommen wird: Lust, wenn es als künftig angenommen wird: Begierde. Unvernünftige Überschätzung von etwas Bösem bewirkt, wenn es als gegenwärtig angenommen wird: Trauer, wenn als künftig: Furcht. Aber Lust, Begierde, Trauer und Furcht sollen alle unterdrückt werden, damit die eigene Natur des Menschen, ihr eigener Trieb frei werden könne.

Was ist nun die eigene Natur des Menschen, der Trieb in jedem einzelnen? Es ist nicht nur ein zufälliger Trieb, sondern ein inneres Gesetz. Denn jeder Mensch ist ein Teil der ganzen umgebenden Natur und, insoweit er der Vernunft in sich gehorcht, folgt er seiner eigenen Natur; gehorcht er der Vernunft in der großen Natur, gehorcht er Gott. Indem der Mensch seine eigene Freiheit geltend macht, ist er eins mit Gott. Das ist die höchste, die einzig wahre Glückseligkeit.

Diese Glückseligkeit ist sich selbst genug; sie geht unmittelbar aus dem Rechthandeln hervor und kann auch nicht durch längere Dauer erhöht werden. Die beiden gewöhnlichsten Äußerungsformen der Tugend, der Glückseligkeit, sind Rechtlichkeit und Menschenliebe. Diese müssen unabhängig von den Folgen für uns selbst allen erwiesen werden. Denn alle Menschen sind Glieder eines Leibes, alle Menschen sind Brüder, indem sie alle in gleicher Weise Gott zum Vater haben. Niemand ist so gering, daß er nicht Anspruch auf deine Liebe und Rechtlichkeit hätte. Selbst der Sklave ist ein Mensch und hat sein Recht dir gegenüber.[95]

Die ganze Welt macht also eine Einheit aus. Gott ist ihre Seele, ihre Vernunft, die überall wirkende Vorsehung. Dennoch sind hier Seele und Leib nicht verschieden. Denn die Welt ist selbst Gott, insoweit sie nur eine Mannigfaltigkeit von Formen

für den einen Urstoff ist. Dieser brennende Urstoff, dieses ursprüngliche Feuer ist die Außenseite der Vernunft, ist Gott; denn es besteht kein Unterschied zwischen Materiell und Geistig; Gottes Geist ist Flamme.

Indem der Mensch als selbstbewußtes Einzelwesen in diese Welt gesetzt ist, hat er eine doppelte Aufgabe. Teils soll er sich, wie wir gesehen haben, vor dem Ganzen, vor der großen natürlichen Ordnung, vor der weisen und liebevollen Herrschaft der Vorsehung, die immer das Richtige zu treffen weiß, beugen. Darum soll der Mensch jeden unverständigen Eigentrieb in sich ausbrennen: Wollust, Begierde, Trauer und Furcht und ruhig alles in die Hand des großen Vaters legen. Aber außerdem soll er gerade als selbstbewußtes Einzelwesen seine Freiheit geltend machen, in Taten Tugend üben, flammend sein eigenes Wesen ausdrücken, das eins ist mit Gottes Geist. Denn das Leben des Menschen ist nicht nur von der umgebenden Kugel der Verhältnisse bestimmt, sondern als Mittelpunkt darin ist es selbstwirkend und selbstbildend.

Diese doppelte Aufgabe des Menschen zeigt sich in ihrer Zuspitzung einem einzelnen Verhältnisse gegenüber, dem Tode. Von einer Seite betrachtet ist ja der Tod die entscheidendste äußere Schickung, welche die Vorsehung sendet, und sollte darum mit selbstergebener Ruhe erwartet werden. Aber von einer anderen Seite betrachtet ist der Tod als der freiwillige Abschluß des Lebens die höchste Freiheitsäußerung, welche in der Macht des Menschen steht. Selbstmord zu begehen ist das Vorrecht des Menschen vor dem Tier. Sich selbst des Lebens zu berauben, ist die höchste Probe auf die Weise, in der man gelebt hat. Geschieht es nur in verhüllter Furcht, so ist es ein Ausdruck für die Verirrung eines ungezügelten Sinnes. Aber geschieht es nach reifem Entschluß, um seine Freiheit zu behaupten, so ist es schön und berechtigt, wie der letzte Meißelschlag des Künstlers, mit dem er sein Kunstwerk vollendet. Denn wie es edel ist

sein Leben für einen anderen zu opfern, einen Freund, den Staat, so ist es edel, es für sich selbst zu opfern. Hier liegt ein klares Verständnis dafür zugrunde, daß das Leben an sich nicht etwas Gutes ist, sondern wie Schmerz, Lust und alle anderen äußeren Dinge etwas Gleichgültiges, ein „Adiaphoron".

Die Stoiker gingen weit, sowohl in der Anwendung dieses Mittels als auch in der Anerkennung der Beweggründe, welche für berechtigt angesehen werden müßten. Vom Stifter Zeno und seinem Nachfolger Kleanthes bis hinab auf Cato, Brutus, Cassius usw. zieht sich eine lange Reihe von Männern, welche freiwillig den Tod wählten. Seneca, welcher sich auf Neros Befehl tötete und so seinen Wunsch aus den Tagen seiner Blüte erfüllt sah, sich selbst den leichtesten Tod wählen zu dürfen, führt als hinreichende Gründe zum Selbstmord an: Altersschwäche, unheilbares Siechtum, Tyrannei, der man sich nicht auf andere Weise entziehen kann, kurz jedes äußere Hindernis, welches unsere sittliche Freiheit vernichtet. Unter solchen Verhältnissen hat man die Erlaubnis sich seine Todesart zu wählen mit demselben Recht und derselben Freiheit, mit welcher man ein Schiff zur Reise, ein Haus zur Wohnstätte wählt.[96] Man verläßt das Leben, wie man ein Gastmahl verläßt, wenn man glaubt, daß es an der Zeit sei; man legt das Leben ab wie ein Kleidungsstück, das man ablegen muß.

Gibt es ein Leben nach diesem? Hier gebricht es den Stoikern an einer klaren Antwort. Mit demselben Recht kann man annehmen, daß der im Menschen gebundene Teil des Ganzen beim Tode wieder in dieses Ganze übergleitet und so als Einzelwesen ausgelöscht wird, oder umgekehrt, daß der einmal entzündete Freiheitsfunke weiter als selbständig wirkender kleiner Mittelpunkt zu brennen fortfährt. Seneca z. B. spricht sich nach beiden Richtungen aus. Er tröstet eine Mutter, welche den Verlust ihres Sohnes beweint, damit, daß der Tod allem, auch den Leiden ein Ende macht: „derjenige, welcher nicht mehr da

ist, kann auch nicht unglücklich sein." „Der Tod ist an sich nichts, und macht alle Dinge zu nichts." Aber weiterhin sagt er in demselben Briefe: „Jetzt ist dein Sohn zu den fernen hohen Stätten entführt, wo er mit den seligen Seelen spricht und zusammen ist mit Scipionen, Catonen und anderen, welche dieses Leben verachtet haben. Dort, Marcia, umfängt dein Vater sein Kindeskind, froh ihn von Klarheit umstrahlt zu sehen und erklärt ihm den Lauf der Sterne"[97] usw. Und in einem anderen Briefe an einen Freund sucht er diesem Freude an dem bevorstehenden Leben beizubringen. „Jener Tag, den du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag einer Ewigkeit, schaue ihm freimütig entgegen! Denke, wenn sich einmal die Geheimnisse der Natur vor dir auftun werden, das Dunkel brechen, und das Licht, das reinste Licht dich durchstrahlen wird! Da wirst du erkennen, daß du hienieden im Dunkel gelebt hast."[98]

Dieses Schwanken der Auffassung darf jedoch nicht als Ausdruck für den Wechsel von Furcht und Hoffnung genommen werden, sondern nur als Zeichen dafür, daß die Unsterblichkeitsfrage dem Stoiker eigentlich gleichgültig ist. Es genügt ihm zu wissen, daß die Glückseligkeit des Weisen nicht durch die Dauer vermehrt wird, daß die Ewigkeit nicht reicher ist als das Jetzt, und daß das innerste Selbst in jedem eins mit Gott ist.

Nicht nur im Menschen prägt sich das Verhältnis zwischen Mittelpunkt und Ganzem aus. Das gleiche gilt von Gott. Gott ist zugleich „Unser Vater" (parens noster), der bei und in uns ist[99], und die ganze Welt. „Willst du ihn Natur nennen — du hast nicht unrecht." Und wie das Verhältnis zwischen Mittelpunkt und Ganzem beim Menschen sich auf die Selbstmordfrage zuspitzt, so in ähnlicher Art bei Gott. Denn der Lauf der Welt ist dieser. Von Gott — man mag sich diesen nun als „Logos", das Wort, das zeugungskräftige Schöpferwort, oder als Urflamme denken — entwickelte sich die Welt. Das Feuer strahlte Dampf aus, der sich abkühlte und zu Wasser wurde, das Erde

absetzte, und nach und nach bildete sich so die ganze Welt, welche als eine ungeheure Kugel in dem leeren Raume schwebt. Alles ist in dieser Welt schön und weise eingerichtet, der Ausdruck der göttlichen Vernunft. Aber es geht Gott wie dem Menschen. Wie dieser sich selbst beherrscht, indem er seine Leidenschaften zügelt, sich ihnen gegenüber unempfindlich brennt, so saugt Gott im Weltengange immer etwas von sich selbst auf, bis endlich einmal, wenn es so Gottes Wille ist, bei einem ungeheuren Weltenbrand alles zu der ursprünglichen Einheit zurückgeführt wird. Hierauf beginnt eine ähnliche Entwickelung von vorn. Der Zeitraum zwischen Weltenbrand und Weltenbrand macht eine ungeheure Spanne Zeit aus, ein Weltalter, das große Weltenjahr. Innerhalb eines jeden solchen setzt Gott sich als Mittelpunkt für ein Ganzes ein und nimmt sich wieder freiwillig in sich selbst auf.

So ist Gott hier wie der Mensch das beständig vibrierende Wechselspiel zwischen dem Mittelpunkt der Kugel und ihrem Umkreis. In dem selbstbeherrschten Einsetzen und Wegnehmen seines Selbst, in dem reinen Willen, der stark im Fordern und stark im Verzichten ist, schlägt der Puls des Lebens, äußert sich die edelste Schönheit. Tag ist nicht Leben und Glück, noch Nacht nur Dunkel, Tod. Das Menschenleben ist Tag und Nacht, sowohl die strahlende Willensquelle des Lichtes als sein Zwillingsbruder mit dem geschlossenen Auge des festen Entschlusses. Die Summe aller der vielen Tage und Nächte, die starke Form, welche wie das Jahr sie alle trägt, ist die Natur, ist Gott. Auch das Jahr hat seinen Lauf und verrinnt, um wieder zu beginnen.



Die Eroberung der ganzen damals bekannten Welt durch Alexander den Großen wurde von größter Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit. Auf diesem Wege wurde ein Band

um die Nationen geknüpft, welches, stärker als das des überwundenen großen Perserreiches, durch mehr als ein halbes Jahrtausend die Völker miteinander in mündlichen Verkehr brachte. Die Wirkung verlor sich nicht dadurch, daß die praktischen Römer politisch klug die Verwirrung benutzten und schrittweise vom Rücken her die aufgelösten Staaten eroberten. Der Sieger wurde selbst von der Strömung erfaßt, und in griechischer Zunge fand zum erstenmal der große Meinungsaustausch zwischen den vorher getrennten Völkern statt. Die Gedanken Platos und Aristoteles' trafen sich mit denen der Assyrer und Babylonier, der Ägypter, ja selbst mit denen des streng abgeschlossenen jüdischen Volkes, dessen heilige Schriften ins Griechische übersetzt wurden. Der gebildete Römer und das neuerweckte Fischervolk von Galiläa drückten sich schriftlich in derselben Sprache aus. Naturgemäß wurde die von Alexander dem Großen gegründete Stadt Alexandria der Mittelpunkt für diese ganze neue Bewegung.

Von einer Seite gesehen war diese große Mischung nur eine Zeit der Verwirrung und Verwischung. Für den, welcher bloß nach klaren Standpunkten sucht, muß sie sich als eine Verfallperiode in der Geschichte des Denkens darstellen. Denn auf eine eigentümliche Art einten sich hier klare Gedanken mit dunkeln, das Reine mischte sich mit fremden Flecken, man sah das Leben durch eine geblendete, betaute Scheibe. Aber hinter dieser ging eine eigene Entwickelung vor sich. Es war, als strich eine Hand durch all das Heiße und Kalte, und mischte und temperierte den Strom; es war, als ginge etwas bis dahin Unbekanntes aus diesem Zusammengusse, zu welchem jedes Volk sein Bestes beigesteuert hatte, hervor, als würde das Auge der Menschheit von einer neuen Sehnsucht feucht.

Die rein äußerliche Mischung fällt zuerst in die Augen. Gewonnene Erfahrungen, Brocken von Lebensanschauungen, Gottesvorstellungen, Götternamen wurden zwischen den Völkern ausgetauscht, flogen umher und fesselten den Sinn durch die

Anziehungskraft des Unbekannten und Geheimnisvollen. In all dem kam auch manche gesunde Vereinigung zustande, in der unvollständige Stücke einander ergänzten. Schon kurz nach dem Tode Alexanders des Großen schrieb der chaldäische Priester Berosus auf Griechisch seine babylonische Geschichte und hielt auf der Insel Kos Vorlesungen über Astronomie. Die beiden höchststehenden sternkundigen Völker hatten sich getroffen. Die zuverlässigen Beobachtungen der Babylonier, nicht zum wenigsten ihre durch Jahrtausende festgesetzten Aufzeichnungen über die Finsternisse, wurden jetzt Gemeingut und gaben wertvolle Grundlagen für spätere Fortschritte ab. Auf babylonische Vorarbeiten begründete z. B. teilweise der größte Astronom des Altertums, Hipparch, der 165—25 auf Rhodos wirkte, seine beiden Hauptentdeckungen, daß der Äquinoktialpunkt stetig vorrücke und daß die Länge des Jahres einige Minuten kürzer sei als 365 Tage und 6 Stunden, wie man früher annahm.

Es war für die Orientalen leichter, sich die griechische Sprache anzueignen als den griechischen Geist. Empfanden sie auch seinen klaren, kühlen Gedankengang als eine kühlende Brise, als einen Gruß aus dem Freien, so wirkte er doch am ehesten wie ein Fächerschlag, nach welchem die umgebende Hitze doppelt fühlbar wurde. Soweit es sich rechnungsmäßig feststellen läßt, war es gewiß der griechische Gedankengang, welcher am stärksten vom Orient beeinflußt wurde. Jedenfalls erscheinen die Spuren der Mischung am deutlichsten auf seiner vorher so blanken Fläche. Überdies wehte damals wie lange vorher und noch lange nachher der Kulturwind von Osten. Mit innerer unwiderstehlicher Kraft trieben die großen Gedanken nach Westen. Von Babylon kam die Sterndeutung, von Persien die Lehre von Gut und Böse, Gott und Teufel, über Ägyptens glühendem Boden kochte die Vorstellung von einem dreieinigen, unsichtbaren Gott, der doch sichtbar wurde, und von seinen zwei verschiedenen Naturen.

Das Weltbild der Griechen war wie für die Sterndeutung zurechtgelegt. Seitdem man die phantastische Lehre der Pythagoreer von einem Zentralfeuer und einer Gegenerde, wodurch die Zahl der Sphären wie die der Tage zehn geworden war, aufgegeben hatte, seitdem man mit Aristoteles erklärte, daß sich innerhalb der Kugelrundung des Fixsternhimmels die sieben Planeten in wunderlich zusammengesetzten Bahnen bewegten, hatte man die Tür mit weitem Spalt für die Sterndeutung und ihre heilige Siebenzahl geöffnet. Was war wahrscheinlicher, als daß diese sieben Sphären, deren wundervolle Töne, unhörbar für die Menschen, das Universum erfüllten und das Leben umbrausten, ebenso unhörbar, aber ebenso sicher den Zusammenklang zwischen dem einzelnen Menschenleben und dem Ganzen anschlugen, sein Schicksal beherrschten? Vergebens kämpften die Griechen dagegen an und bewahrten am längsten von allen Mittelmeervölkern die uralte, einfache Einteilung in zehn Tage (Dekaden). Die Sterndeutung bezwang sie und die Planetenwoche folgte nach.

Zu dieser schnellen Ausbreitung der Sterndeutung nach Westen trugen in nicht geringem Grade die politischen Verhältnisse bei. Als Alexander der Große in Babylon verschieden war, war die Zeit der Stadt zu Ende. Sein Feldherr und Nachfolger, Seleukos, der Babylonien als Königreich an sich riß, legte eine neue Hauptstadt Seleukia am Tigris an. Die heimatlosen Priester vom Heiligtum des Bel in Babylon, wo von Stadt und Tempel bald nur Schutthaufen übrig waren, zerstreuten sich in alle Winde, nicht zum wenigsten nach Kleinasien und Griechenland. Überallhin brachten sie ihre von Geschlecht zu Geschlecht angesammelten Kenntnisse und den feurigen Glauben an die Kunst der Sterndeutung, welche sie in glücklichen Nächten auf den Terrassen des Tempels geübt hatten, während unter ihnen die goldenen Kuppeln Babylons vor der sternbesäten Pracht der Himmelskuppel erblichen. Bessere Vertreter konnte man sich nicht denken, und sie verschafften ihrer

Kunst Boden und Anerkennung über ganz Kleinasien und Griechenland, von wo sie später nach Italien und Rom übergeführt wurde. Die Flut wurde auch nicht gedämpft, als sie auf einen neuen Strom von Sterndeutern aus Ägypten stieß, welche ebenfalls die Kunst bekannt und fruchtbringend machen wollten. Und es schadete dem Glauben nicht einmal, sondern verbreitete ihn nur in weitere Kreise, als den berühmten „Chaldäern" und „Mathematikern", deren Name überall noch einen guten Klang hatte, ein Haufe Betrüger und Zauberer folgte, welche nur dafür ein offenes Auge hatten, daß Horoskop und Nativität Goldes wert waren.[100]

In Rom war der Boden für die Sterndeutung durch die Wirksamkeit der Auguren und Haruspices vorbereitet. Der Glaube an diese hatte zu schwinden angefangen, aber der Drang nach Kenntnis der Zukunft war lebendig wie vorher, und die Sterndeutung kam hier als das neue Evangelium. Unwiderstehlich brach sie sich Bahn. Was half es, daß altmodisch Denkende wie Cato und Ennius sie verdammten?[101] Vor Beginn unserer Zeitrechnung war der Glaube so verbreitet, daß jedermann neben der Zeitteilung, die man täglich brauchte, auch über die geheimnisvolle Wirkung der Planetentage Bescheid wußte. Besonders war die Furcht vor dem Saturnstag, oder wie er häufig genannt wird, dem Sabbat, sehr verbreitet.[102] Der jüdische Geschichtschreiber Josephus konnte mißverständlich und doch mit Recht sagen: „Es gibt nicht eine einzige, weder griechische noch nichtgriechische Stadt, wohin sich nicht unsere Heilighaltung des siebenten Tages verbreitet hätte."[103] In römischen Patrizierfamilien war es Brauch, wenn es sich um Hochzeit oder Geburt eines Kindes handelte, sofort durch einen „Mathematiker" den Betreffenden das Horoskop stellen zu lassen.[104] Die ersten Kaiser standen alle in mehr oder minder offenkundiger Verbindung mit den Sterndeutern; Tiberius studierte selbst die Kunst, um jeden entdecken und umbringen

zu können, dessen Horoskop auf einen Nebenbuhler um die Kaisermacht deutete.[105] Ganz wie später dem Christentum gegenüber erhob sich gegen die Sterndeuter eine Reihe von Verfolgungen; sie wurden aus Rom ausgewiesen und die Todesstrafe wurde gegen sie und jeden, der sie befragte, angewendet.[106] Aber aus dem Blute der Märtyrer sproßten nur neue Gläubige auf. Die Sterndeutung wurde schnell Volksreligion. Die Planetenwoche, das Siegeszeichen der Sterndeutung, mit der verworrenen Reihenfolge der sieben Planetennamen für die Tage hatte am Schlusse des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts im römischen Reiche die Alleinherrschaft.[107] Welche von den beiden Auffassungen der Planetenwoche gesiegt hatte, die, welche in dem untergegangenen Babylon heimisch gewesen war, oder die, welche sich aus Ägypten herschrieb, wo Alexandria sie jetzt laut für alle verkündete, darüber konnte kein Zweifel sein. Der „Tag der Sonne" war der Tag des Herrn, der höchste und erste der Woche. Der böse, unheilbringende Saturnstag war der letzte in der Woche, an dem niemand ein Fest feiern konnte. Im Jahre 321 wurde diese Anschauung rechtlich festgelegt, indem ein kaiserlicher Befehl herauskam, daß am Sonntag alle amtlichen Angelegenheiten, alle rechtlichen und bürgerlichen Geschäfte ruhen sollten.

Von Rom drangen mit den römischen Legionen die sieben Planetentage weiter nordwärts nach Gallien, Britannien und Germanien.[108] Überall gab man die uralte Einteilung in fünf Tage auf und beugte sich ehrerbietig vor der Sterndeutung in ihrer allgemein faßlichen Form: der Lehre vom Glücke des Sonntags, dem wechselnden Spiel des Montags und dem trüben, unheilbringenden Samstag. Nur vertauschte man nach Norden hin, als Ausdruck der freien, selbständigen Aneignung, die unbekannten fünf Planetennamen mit nordischen Götternamen. Mars wurde zu Tyr, Merkur zu Odin, Jupiter zu Thor, Venus zu Freja. Nur in England wurde der Name Saturnstag be-

wahrt; in Frankreich und teilweise in Deutschland nannte man den letzten Tag nach dem Sabbat: samedi, Samstag (jetzt am häufigsten Sonnabend); in Dänemark wurde er zum „Löverdag", Waschtag. Wie eine dichtgeschlossene Schar standen die Planetenbenennungen und die Götternamen auf der Wacht, als später das Christentum nach Europa kam und sie zu verdrängen suchte. Nur eine einzige von den alten Bezeichnungen: „der Tag des Herrn" dominica, dimanche konnte die Kirche anerkennen. Die sechs übrigen Tage mußten der erste, zweite dritte usw. nach dem Tag des Herrn genannt werden.[109] Aber wie berechtigt diese Forderung auch war, sie durchgeführt zu sehen, glückte der römischen Kirche doch nur in Portugal und auf Island. Dagegen gelang es der griechischen Kirche, die Völker Osteuropas, besonders die Russen, zu bewegen die kirchliche Bezeichnungsart anzunehmen.

Mehr im Verborgenen und vielleicht langsamer als die Sterndeutung, aber ebenso sicher wie diese, breitete sich die persische Lehre von Gut und Böse, von Gott und Teufel westwärts aus. Sie rührte nicht nur, wo sie ans Licht kam, längst vergessene Überlieferungen von bösen Geistern aufs neue auf. Sie brachte die Philosophen von Alexandria zu düstererem Grübeln, sie machte die griechische Auffassung von der Welt als schönem Kunstwerke wurmstichig. Mit steigendem Eifer verlangten die Stoiker Antwort darauf, wie sich das Weltenkunstwerk mit moralischer und körperlicher Krankheit und Häßlichkeit vereinigen ließe, deren Anwesenheit in der Welt sich ja doch nicht leugnen ließ. Seneca wurde zu dem mißmutigen Ausspruch getrieben, der so ganz vom griechischen Glauben an die jubelnde Umarmung von Form und Stoff abwich: „Es ist ein schwerer Streit zwischen Fleisch und Geist."[110] Und nach ihm haben wir alle göttliche Gnade nötig, denn wir sind alle Sünder.[111] Von hier aus lag der Weg offen, sich mit den Juden die Welt als aus nichts geschaffen und daher als ein

Nichts an sich Gott gegenüber zu denken, oder sich Gottes Gnade in der Form vorzustellen, daß Gott sich auf der Erde gebären ließ. Die Ägypter lehrten ja seit alter Zeit, daß der dreieinige Gott den Menschen zu Hilfe kam, indem er sich von einer jungfräulichen Kuh gebären ließ und in der Gestalt des Apis offenbarte.

Die Verwischung der alten klaren Auffassungen, die Vermischung der Gedanken von nah und fern war eine der hervortretendsten Eigentümlichkeiten dieses Zeitraumes. Ging die Bewegung hier am ehesten von Ost nach West, so gab es doch zugleich eine andere, tiefere, welche in entgegengesetzter Richtung ging. Zusammen mit jener brachte sie diese temperierenden Striche hervor, unter welchen Warmes und Kaltes sich trafen und vereinten. Und aus der ganzen Mischung ging hier etwas Neues hervor, das wohl noch schwach, aber allgemeiner und innerlicher war als irgend etwas von dem Älteren.

Tatsache war, daß hinter der scheinbaren Größe und dem Siege, welche die Welteroberung Alexanders des Großen bezeichnete, bei den einzelnen eine Menge zertrümmerter Illusionen lag. Ein Gedanke, der bis dahin jeden Griechen beseelt und die innerste Grundfeste seines sittlichen Gefühls ausgemacht hatte, war der, daß er Bürger in seinem Staate war. Aber wo waren jetzt alle diese Einzelstaaten hin, Sparta, Athen, Theben, Korinth und wie sie alle hießen? Abgemäht, gefallen vor dem kalten Eisen des Weltreiches, demselben Eisen, welches alle die eroberten fremden Königreiche gefällt hatte. Aber dieser Verlust wurde am bittersten und tiefsten im Westen empfunden. Für einen Griechen war es, als ob mit dem Moment, da sein Heimatsstaat zugrunde ging, seine Stammwurzel abgeschnitten wäre. Und mit ähnlichen Verlusten für die einzelnen wurde später Roms Größe erkauft. Die Kraft der Republik, die Tugenden der Republik hatten die Welt überwunden; aber die Republik selbst verwandelte sich gerade durch

diesen großen Länderzuwachs mit innerer Notwendigkeit in ihren Gegensatz, in die Tyrannei des Kaisertums. Vergebens ermordeten die Republikaner Cäsar. Die Stadt Rom als Weltrepublik war ein innerer Widerspruch. Der erfüllte Gedanke selbst war vergiftet. Jeden edlen Republikaner aber mußte das mit tiefstem Schmerze erfüllen.

Von West nach Ost waren so die alten Begriffe von Recht und Unrecht umgestürzt worden. Dasselbe Schicksal traf den Kinderglauben eines jeden. Wer konnte, wenn er zu geistiger Reife gelangt war und dazu noch Gelegenheit gehabt hatte, die Verhältnisse anderer Länder kennen zu lernen, länger ernsthaft an diese nationalen Götter glauben, welche unter den verschiedensten Namen von Zeus und Hera bis zu Astarte und Moloch, Isis, Assur, Jahwe, Baal usw. menschliche Schwachheiten, nationale Beschränktheit ausdrückten? Und wer konnte zu diesen Priestern Zutrauen haben, welche unverdrossen behaupteten, daß Gott an der Schlachtung von Tieren, dem Rauch von verbranntem Fleisch und Myrrhenduft vom Altare Gefallen fände, jedoch wohlgemerkt so, daß er als Gott sich mit dem Minderwertigen begnügte, während der Hauptteil des Opfers der Priesterschaft zukam?

In bitteren Enttäuschungen gingen die besten Gefühle der Vergangenheit unter. Aber gerade dieser Untergang war die Bedingung für das Emporwachsen von etwas Neuem und Besserem.

Worin bestand das Neue? Es bestand in dem aufsprossenden Gefühl von etwas allgemein Menschlichem, von etwas, was unabhängig war von dem Verhältnisse zum eigenen Staate. Es bestand im Gefühl einer großen Weltgesellschaft, wo alle Brüder waren, wo es nicht darauf ankam, ob man Grieche oder Barbar, Mann, Weib oder Sklave war, sondern nur darauf, daß man Mensch war und sich allen gegenüber als solchen fühlte. Diese Gedanken waren es, welche ihren ersten bewußten

Ausdruck bei Epikureern und Stoikern erhielten, drei Jahrhunderte lang mit steigender Innigkeit die edelsten Geister in Griechenland und Rom beseelten, bis dieselben Gedanken, ostwärts treibend, einen noch brennenderen Ausdruck in Palästina fanden. Die drei Formen, in welchen die Antwort — etwas verschieden gestimmt, aber im wesentlichen gleich — gegeben wurde, bezeichnen zusammen die reichste Ausbeute des Altertums, das erste milde Lächeln des erwachenden Menschengeistes.

Und im Einklang hiermit wurde die religiöse Antwort gegeben, die Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis des Menschen zu Gott. Welches Opfer hat der Mensch dem großen Unbekannten, dessen Macht er fühlt, ohne sich ihr entziehen zu können, als Gabe zu bringen? Weder geschlachtetes Vieh, Brandopfer, Speiseopfer, Räucherwerk noch Gold, sondern — sich selbst. Nur Selbsthingabe ist der einzig würdige Ausdruck für das Verhältnis des Menschen zum Höheren. In auffallend übereinstimmender Form tönt diese selbe Antwort von Rom bis Palästina. Die Zeit der alten Priesterschaft, des äußeren Tempels ist vorüber; denn du sollst selbst Gott dienen; in deinem Herzen ist sein Altar. Und es waren nur geringe Verschiedenheiten in der Form, unter welcher man das in Wahrheit im Leben auszuführen suchte, mochte man das nun nennen: sein Leben zum Kunstwerk bilden oder seine innere Freiheit behaupten oder den Willen des himmlischen Vaters tun.

So weit kam das Altertum. Die große Brudergesellschaft der Menschheit und die freiwillige Selbsthingabe für andere als das höchste Opfer an Gott, das waren die beiden großen Gedanken, welche das geistige Höhenmaß des Altertums innerhalb des großen Gesamtgewächses der Menschheit angeben. Aber diese Gedanken wurden verschieden gedacht in West und Ost. Nach dem griechischen Gedankengange, der immer unbewußt vom Bilde der Kugel beherrscht wurde, war hiermit die Antwort auf die Frage des Lebens klar und erschöpfend gegeben.

Der einzelne ist immer der Mittelpunkt im Ganzen, und indem er sich selbst im Verhältnisse zu allem anderen hingibt, gibt er sich selbst Gott hin. Denn das Verhältnis ist nicht das eines ebenen Kreises; das Ganze wölbt sich vielmehr in Kugelrundung, wo sich viele Hauptkreise ziehen lassen, die doch alle an Größe und Bedeutung gleich sind, mag man sie dann Menschheit oder Natur oder Gott nennen. Mit kühler Ruhe konnten darum sowohl Epikureer als Stoiker an diesem Punkte Halt machen und die Antwort ausreichend finden. Sie genossen ihre kugelrunde Glätte und entbrannten nicht in Glut über ihre stechende Stille. Für sie war es genug, daß Natur und Gott eins sind; sie schlossen fest und sicher aus der sichtbaren Halbkugel auf die unsichtbare und ließen sich nicht dadurch anfechten, daß somit das Bekannte gleich dem Unbekannten wäre.

Ganz anders bei Orientalen. Die kamen niemals über die Vorstellung von der flachen Erde mit der Himmelskuppel darüber hinaus. Selbst wenn im Judenlande dieselben Gedanken von der Brudergemeinschaft der Menschen und der Selbsthingabe des einzelnen für die anderen aufkamen, waren es nicht Vorstellungsgebäude griechischer Art. Im Orient standen alle Menschen zusammengeschart, Kopf an Kopf, ein Wüstenmeer von Gesichtern, soweit das Auge reichte. Ein ebener Kreis, wo auch nicht der Mensch, der sich für andere opferte, sonderlich hervorragte, und noch weniger die Natur, welche nur die Erdkruste war, auf welcher man herumtrat. Aber über dem Ganzen schwebte der, auf dessen Gebot man zur Stelle war, das Antlitz Gottes, vor welches man gestellt war. Wie der Himmel die Erde überragte, so überragte er alle Menschen, überragten seine Gedanken ihre Gedanken.

Wenn nun die Antwort über die große Menschheitsgesellschaft, welche im Kreise herumstand, gegeben war und über „das Opfer", den Einzelnen, der in der Mitte stand, so fehlte gerade das

Wichtigste, die Antwort auf die eine entscheidende Frage nach Gott. Die beiden führten mit Notwendigkeit zur dritten.

Indem nun in Galiläa die beiden Antworten ebenso lauteten, wie sie 300 Jahre früher in Griechenland gegeben worden waren, hatten sie hier nicht nur einen anderen Farbenton, andere Ursprungszeichen als dort, sondern sie waren zuerst und zumeist auch sich selbst nicht genug, sie verlangten mit Notwendigkeit noch ein drittes, die Stimme Gottes. Und als der jüdische Staat unterging, das Volk sich zersplitterte, nachdem es seine edelste Blüte abgesetzt hatte, vollendete sich hier die weit vorgeschrittene Mischung, welche das Hervorkommen des Neuen nur teilweise niedergehalten hatte, in noch gewaltsamerer Form als im Westen. Nicht nur die Sterndeutung, sondern auch die persische Teufelslehre und der ägyptische Glaube an einen dreieinigen Gott, welcher sich auf der Erde gebären ließ, gingen in die neue Lebensanschauung über. Vergebens wurde sie auf ihrem Zuge nach West durch beständige Verfolgungen geläutert und erprobt. Sie vermochten nur die Kraft des einzelnen zu adeln und zu reinigen, nicht aber den östlichen Wind selbst von allem Ansteckungsstoff und Gedankenwust, den er mit sich führte, zu befreien. Als endlich das Christentum siegte und die Staatsreligion des römischen Reiches wurde, war das Stundenglas des Altertums auch wirklich ausgelaufen. Denn die zwei höchsten Gedanken, zu denen es sich erhoben hatte waren jetzt geknickt und unter der Sandflut vom Osten begraben. Die Lehre von der großen Brudergesellschaft und von dem Einzelnen, der sich selbst freiwillig hingibt, diese Lehre, welche Epikur leise gesummt, die Stoiker mannhaft verkündet hatten, welche Jesus von Nazareth für jung und alt in warmen, lebendigen Worten verständlich gemacht und mit seinem Blute besiegelt hatte, diese Lehre war jetzt in ihr eigenes Gegenteil verwandelt worden. Denn statt der großen Brudergesellschaft war jetzt eine kleinere gekommen, welche behauptete, daß alles allein vom Glauben

an einen dreieinigen Gott, der sich auf der Erde hatte gebären lassen, abhänge, weshalb jeder Ungläubige zu diesem Glauben gezwungen werden oder zeitlichen und ewigen Tod leiden müsse. Und statt des Einzelnen, der sich freiwillig selbst als Opfer hingab, war eine Kirche gekommen, welche den Betrieb alles hierher Gehörigen übernahm, indem sie stetig für Geld die Opferung eines und desselben, der schon seit mehreren Jahrhunderten tot war, wiederholte.

Die Beantwortung der dritten Frage, der nach dem höchsten Wesen, war schicksalsschwanger geworden. Die Zeit zu ihrer Lösung war noch nicht gekommen. Schwer wie Grabsteine legten sich über das sterbende Römerreich Sterndeutung, Teufelsglaube und Kirchentum. Selbst der frische griechische Kugelglauben drückte sich platt unter ihrem Druck.



Im Judenland kam es zu Beginn unserer Zeitrechnung zur stärksten Spannung zwischen den wirkenden Kräften der Zeit. Die große Mischung und die sich hiergegen sträubende Selbständigkeit erreichten beide hier ihren Höhepunkt. Zwei Wellen trafen sich von West und Ost, und zugleich fand ein Ausbruch von unten statt, so daß das Volk politisch von dem Boden losgerissen wurde und ein Schaumregen alter und neuer Gedanken nach allen Seiten hin spritzte, dessen Folgen in den christlichen und den mohammedanischen Ländern noch heute verspürt werden.

Die Juden hatten mit wunderbarer Zähigkeit 1500 Jahre lang den aus Ägypten mitgeführten Schatz, den Glauben an den einen unsichtbaren Gott, verteidigt. Aber nach der babylonischen Gefangenschaft wurden sie in steigendem Maße von Babylon und Persien beeinflußt. Die Sterndeutung erhielt zwar keinen weiteren Einlaß als durch die heilige Siebenzahl in die



Zeit- und Festeinteilung. Aber der Teufelsglaube gewann starke Verbreitung. Zu Beginn unserer Zeitrechnung nahm man vom Teufel an, er hätte den Weltenkeller (die Hölle) und die Stube (die Erde) inne, während Gott nur die Decke, die sieben Himmel, übrig hätte. Die Verkündigung einer neuen Zeit mußte da die Form annehmen, daß jetzt „das Reich des Himmels nahe" wäre. Der Seufzer des Frommen mußte werden: Wenn doch Gottes Wille auch auf Erden geschehen wollte, sowie er jetzt in den Himmeln geschieht! Zugleich hiermit war unter dem steigenden äußeren Druck die Zukunftshoffnung des Volkes lebendiger geworden. Politisch-religiös formte sie sich als Glaube an das Kommen des Messias, der das Himmelreich auf Erden bringen und dem auserwählten Volk des Herrn den Sieg verschaffen sollte. Persönlich nahm sie die Form des Glaubens an ein anderes Leben nach diesem an, in welchem oben in den Himmeln oder unten in der Hölle die Vergeltung für das Leben auf der Erde erfolgen sollte.

Nach der Zeit Alexanders des Großen machte sich auch eine Einwirkung von Griechenland aus geltend. Sie kam mehr im stillen, war aber darum nicht minder bedeutungsvoll. Allmählich verbreitete sich die Kenntnis der griechischen Sprache als Handels-, Verkehrs- und Gelehrtensprache. Wenn wir zu der alten Überlieferung Vertrauen fassen dürfen, waren nach dem Tode Jesu von Nazareth seine Schüler, obgleich sie zum großen Teile aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen waren, alle imstande sich in dieser Sprache schriftlich auszudrücken. Das ganze Neue Testament, so wie wir es jetzt kennen, ist jedenfalls griechisch abgefaßt. Und griechischer Gedankengang hatte sich auf verschiedene Weise fest. Rein äußerlich, so scheint es, hat er sich öfters in einem gewissen neuerworbenen „Pli" zu erkennen gegeben, welcher mehr oder minder leicht entfernbar das altjüdische Wesen überdeckte. Einen äußeren Anknüpfungspunkt fand er in dem logischen Sinn des Volkes, welcher es schwer genug machte zu

unterscheiden, ob es ein Grieche war, der disputierte und eine Sache in scharfgeschnittenen spitzfindigen Ausdrücken zerlegte, oder ob es ein Jude war, der seinem allzu schwerfälligen Ernste durch ein mühsames Eingehen auf Einzelfälle Luft machte. Eine innere Ähnlichkeit endlich zwischen griechischer und jüdischer Lebensanschauung war in jenen zerstreuten Bestandteilen des Alten Testamentes zu finden, welche wir oben als ägyptische Reminiszenzen bezeichnet haben, wo sich eine erstaunliche Lebensfreude und ein vertrauensvolles Verwandtschaftsgefühl Gott gegenüber oft unerwartet kundgeben.

Während so Wellen von Ost und West über dem alten jüdischen Boden zusammenschlugen, brach aus ihm eine neue und erdentsprossene Macht hervor in Jesus von Nazareth. Mit ihm trieb nicht nur die jüdische Entwickelung eine neue und seltsame Blüte, sondern Gedanken, welche bis dahin in Hellas und Rom gebrütet hatten, zeigten sich auf einmal hier in einer reicheren, herzenswärmeren Form. Diese Befruchtung des Genies mit den größten Ideen nicht nur seines Landes, sondern seiner ganzen Zeit ist es, was uns das Verständnis seines Aufkommens so erschwert. Er bringt etwas zugleich Neues und doch nur Altes in veränderter Form. Hinsichtlich Jesu von Nazareth wie anderer der größten Geister der Menschheit wird das Verständnis ferner dadurch erschwert, daß er ebensowenig wie Zoroaster, Buddha, Sokrates etwas Schriftliches hinterlassen hat. Man ist darauf angewiesen, sein Bild aus mangelhaften, widerspruchsvollen, gewiß oft mißverständlichen Wiedergaben zu entnehmen. Unter solchen Umständen wird die Bedeutung am sichersten durch ein Abwägen der gegebenen äußeren Bedingungen und eine Vergleichung dieser mit dem wichtigsten zentralsten Inhalte des Neuen ermessen.

Diese gegebenen äußeren Bedingungen sind nicht damit erschöpft, daß Jesus als Kind aus dem jüdischen Volke in der ersten Kaiserzeit dieselbe Lebensluft genoß, denselben leichten

Zugang zu den Vorlesungen und Erklärungen seiner vaterländischen Literatur hatte, und nach und nach mit demselben Glauben an einen erlösenden Messias erfüllt wurde, wie er in seinem Lande und zu seiner Zeit bei dem politischen Rückgange allgemein war. Hier muß noch der merkwürdige Zwiespalt aufgeführt werden, der nicht nur in der historischen Entwickelung der Juden und in der jüdischen Literatur bestand, sondern auch stetig erhalten blieb und vielleicht am tiefsten in der eigenartig verschiedenen Natur des Landes selbst begründet war.

Denn das ernste Babylon, von wo diese Semiten ausgegangen waren, und das heitere Ägypten, wo sie eine Zeitlang gewohnt hatten, das trockne harte Gesetz mit lauter Drohungen vor Jahwe und diese zerstreuten Stimmen aus einer ganz anderen Welt, wo alles sehr gut war und Gott nur von dem nach seinem Bilde geschaffenen Menschen geliebt werden wollte — das hauste alles in den engen Grenzen des Judenlandes und zeigte sich als der scharfe Gegensatz in der doppelten Natur des Landes und in den beiden Denkweisen, welche hier gepflegt wurden. Gen Süd, auf den unfruchtbaren, steilen Kalkfelsen, wo Jerusalem erbaut war, und wo kein Pflanzenwuchs zur Ruhe in seinem Schatten lud, da trocknete der Gedanke zum Gebot ein, da entbrannte Zwist zwischen Pharisäern und Sadduzäern; die Sonnenstrahlen strahlten wieder als Selbstsucht und Haß, so daß Feuer und Rache selbst in den Eifer des Herrn überging. Wie sollte da der Messias nicht einstens diese Römer mit ihrem Purpur und ihren Säulen in Herodis Palast zermalmen! Wie sollte nicht Zions Tempel wieder zu den Wolken steigen, wie ein Blitz alle andere irdische Pracht zerschmetternd! Und wie sollte nicht das Gesetz, das Gesetz des Herrn, das man nach jedem seiner Buchstaben erfüllt hatte, als goldene Krone die Auserwählten Gottes schmücken, aber als glühende Kohle, als ein böses Gewissen für ewige Zeit auf allen übrigen Völkern brennen!

Ganz anders gen Nord in Galiläa. Hier konnte sich nichts an Milde und Liebreiz mit der Natur vergleichen, besonders an einem Frühlingstag. Da wimmelte es von Feldblumen an jedem Bergeshang, blühende Hecken hielten Wacht an Feigen und Oliven, an Wein und Orangen. In der Ferne blinkten die Wogen des Genezareth zwischen duftenden Oleandern. Muntere Gazellen und rufende Kuckucke am Fuße des Tabors, während die Spitze im Sonnenlichte träumte und der Storch still oben in der tiefen blauen Luft segelte. In solchem Paradies stimmte die Natur selbst zu Freude und Frieden. Die Bevölkerung war wohlhabend, freundlich und hilfreich, sie hatte nur wenige Bedürfnisse, gering war der Abstand zwischen Arm und Reich. Unter solchen Verhältnissen wurde Gott als barmherzig und gut aufgefaßt. Wenn man nicht zuweilen von Leuten aus der Stadt, von römischen Wachen und von unheimlichen Teufelsgeschichten reden hörte, so fühlte man hier fast kein Bedürfnis nach einem Messias. Denn hier oben war es, als ob der Messias schon gekommen wäre, liebevoll alles, Menschen, Tiere und Pflanzen, durchhaucht hätte, so daß es volltönend erklang: „Kommet her zu mir alle, die ihr beladen seid; hier sollt ihr Ruhe finden."

In diesem bisher nur wenig beachteten Teile des Judenlandes wuchs Jesus von Nazareth auf. Erst durch ihn sollte er eine Bedeutung für die Welt gewinnen. Und leicht verständlich ist es, wie seine Eindrücke, als sie sich von Natur und Menschen auf die heiligen Schriften seines Vaterlandes erstreckten, dem von den Verhältnissen gewiesenen Wege folgten. Von Kindheit an, wie die anderen hier oben, an Freundlichkeit und sanften Blick gewöhnt, fühlte er sich nicht durch die strengen Gebote oder die Gesetzesauslegung angezogen. Hinter all dem suchte er das Herz zu finden, von welchem diese Gebote ausgegangen waren, um selbst zu verstehen, wie sie sich in Liebe auflösen ließen. Und er ahnte eine Erklärung in den zerstreuten Worten,

welche einmal ein ähnlicher Sinn wie sein eigener gefunden hatte, von dem Gotte, der den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hatte und in seiner Barmherzigkeit auch nicht wollte, daß eines Tieres Blut vergossen werden sollte. Er empfand, wie das Gesetz hinschmolz in dem wunderbaren Worte: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst"[112], und in dem noch tieferen: „Der Herr unser Gott, der Herr ist einzig. Und du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele und aus all deinem Vermögen."[113]

Und wenn er dann, dieser Eindrücke voll, hinaufstieg in die Einsamkeit, um hierüber nachzugrübeln, griff die Natur von neuem ein und legte in seinem Sinne unvermerkt ihr tiefstes Geheimnis nieder. Denn kaum anderswo in der Welt sieht das Auge eine solch reiche Mannigfaltigkeit so zart vereint wie von den Hügelkuppen Galiläas. Nach Nord die Berglandschaft mit lachenden Höhen bis hinauf zu den stillen, schneebedeckten Gipfeln des Hermon. Nach Nordost ein Schimmer des Genezarethsees; weit im fernen Südosten der Sand der Wüste. Gen Süd die große fruchtbare Ebene Esdralon mit Kornfeldern, soweit das Auge reicht. Nach West das Karmelgebirge, dann die Dünen und endlich das blaue ungeheure Mittelmeer. Eine Rundschau, mächtig und doch so mild bestrickend. Der Gott, der dies alles geschaffen hatte, mußte auch wollen, daß alle Brüder sein sollten. War es zufällig, daß Jesus, als es ihm später nicht länger vergönnt war, in Nazareth zu bleiben, zum Aufenthalt gerade Kapernaum auf dem Abhange am See Genezareth wählte, die Stätte, wo sich, nach Josephus, alle Jahreszeiten und alle Formen des Pflanzenwuchses begegneten?[114]

Dies waren die Verhältnisse, unter denen Jesus von Nazareth sich entwickelte, die äußeren Bedingungen dafür, daß er wurde, der er wurde. Das Neue, das er brachte, war in gewissem Verstande nur alt und wohlbekannt. Es war früher in jenen zerstreuten Worten des Alten Testaments mit der heiteren, warmen

Ansicht vom Leben gesagt worden. Es war dann aus anderen Voraussetzungen heraus in anderer Form, aber doch dem Wesen nach gleich, von Epikureern und Stoikern ausgedrückt worden. Und doch war das, was Jesus brachte, etwas Neues, nicht nur auf eigenem Grund gewachsen in einem reinen und edeln Sinn, der aus dem Besten in der Natur seines Landes und in dem Geistesleben seines Volkes Nahrung gezogen hatte, sondern etwas wirklich Neues und Geniales, zum erstenmal gedacht und gesagt, voll Lebenswert für späte Geschlechter. Denn das gemeinsame Frühere: alle Menschen sind Brüder, der beste Inhalt eines jeden einzelnen ist seine Hingabe für andere, war hier durch die Persönlichkeit zur Glut entzündet, hatte Lebensmacht erhalten, so daß es von Gott zu jedem einzelnen reichte. Jetzt lautete es so: Gott ist die Liebe, und wenn wir einander lieben, erfüllen wir seinen Willen und erkennen an, daß wir Gottes Kinder sind. Auf dem Wege innerer Erfahrung war Jesus von Nazareth dazu gekommen, in der Liebe die Schwerkraft des Geistes zu finden. Er wurde hierdurch nicht nur der Begründer der tiefsten monotheistischen Lebensdeutung, sondern bestimmte zugleich die Gewichtseinheit, welche als Wertmesser für jede beliebige Form des selbstbewußten Daseins die größte Bedeutung hat.

Während dieses Zentrale in Jesu Auffassung sich leicht nachweisen läßt, mehren sich die Schwierigkeiten und damit die Unsicherheit, wenn man versuchen will, seine persönliche Entwickelung zu erfassen. Das Fehlen direkter Mitteilungen ist hier sehr fühlbar. Die erhaltenen Berichte machen allzuoft den Eindruck, als seien sie zu kurzsichtig oder zu ausschweifend. Jedes Verständnis von Jesu Entwickelung bleibt darum der Natur der Sache nach immer nur ein Vermuten.

Alles deutet darauf, daß der Messiasgedanke Jesus von Nazareth den Anstoß gab, ihn auf die Bahn führte, welche mit Notwendigkeit zu seinem Tode führen mußte. Wenn er grübelnd dort oben auf der Bergkuppe saß, konnte es sich ihm

noch so darstellen, als ob alles, was er dachte, nur das wäre, was er aus den Schriften gelernt hätte. Diese Schriften waren das Eigentum seines Volkes, das Zeugnis seiner Gnade vor Gott. Wie liebte er nicht sein Volk, sowohl die Gottesstimme in seinen Schriften, als jeden einzelnen, Brüder und Schwestern, jedes „Schaf aus Israels Haus“, und das Land, wie es sich sonnenbeschienen zu seinen Füßen hinzog.

Aber Land, Volk, Schriften sehnten sich innerlich nach der Stunde der Befreiung, nach dem Kommen des Menschensohns, wie es Daniel nannte[115], nach der Stunde, da die Macht des „Tieres“ herum sein sollte. Was war das „Tier“? War es der nur politische Druck? Den fühlte man nur wenig hier oben im Freien, wo man nichts vermißte. Kein irdischer Machthaber war ja auch nur wie eine dieser Lilien des Feldes, die hier wild wuchsen, gekleidet. Nein, das „Tier“ war gewiß des Menschen Unwissenheit und Stumpfheit, das Auge, welches sich dem Gehalte der Schriften, dem Willen Gottes gegenüber verschloß. Das Kommen des Messias mußte eine geistige Befreiung sein; was der Menschensohn brachte, mußte die alte und doch neue Lehre davon sein, daß jeder Gottes Sohn sei. — Herrlichstes Los, eine solche Botschaft seinem Volke zu bringen!

Warum funkelten aller Blicke, wenn Jesus einmal in der Synagoge den verlesenen Text deutete? Warum brannte es in ihm, wehte es um seine Wange wie unsichtbarer Schlag von Engelsfittichen, wenn er von dem sprach, woran er oft gedacht hatte: von Gottes Liebe, die auf alle scheint, von Nächstenliebe in allen ihren Schattierungen als Barmherzigkeit, Milde, Sanftmut, Langmut? War er vielleicht selbst der Messias? — Vermessener Gedanke. — Doch einmal erweckt, zündete er, erlosch nur scheinbar, entbrannte aufs neue.

Im Judenland, wo jeder als Lehrer und Ausleger des Gesetzes auftreten durfte, war der Schritt von hier zum Sendling Gottes, zum Propheten, zum Messias aus halb unmerklichen,

kleinen Übergängen zusammengesetzt. Jesus tat den Schritt. Nach einer Reise nach Judäa, um einen Berufsgenossen, Johannes den Täufer, kennen zu lernen, begann er, von diesem anerkannt, seine öffentliche Wirksamkeit in seiner Heimat, der Gegend um Nazareth. Der Inhalt seiner Predigt war die Verkündung des Liebesgebotes, des neuen und doch alten Mittels gegen alles Böse. Die Verkündigung nannte er selbst „die frohe Botschaft" (Evangelium). Der Aufruf war wie der Johannes des Täufers: „Das Reich des Himmels, das Reich Gottes ist nahe."

Das war seine Entfaltungszeit, der morgenfrische Anfang. Nichts drückte noch, sein Beruf war ihm eine Freude. Wenn er in begeistertem Glauben vom Gesetz der Liebe redete und heilend die Hand auf die Kranken legte, dann waren sein Wort und sein Tun die Erfüllung einer und derselben Sache. Die junge Kraft verwandelte Wasser in Wein. Auch Widerstand vermochte ihn nicht zu hemmen. Als man sich in Nazareth, wo jedermann ja ihn, den Zimmermannssohn, und seine ganze Alltagsumgebung kannte, zuletzt über das Mißverhältnis ärgerte und ihm widerstrebte, da zog er in Galiläa nordwärts und begann von Kapernaum, „seiner eigenen Stadt", eine neue und reichere Wirksamkeit.

Hier wo der fruchtbare, quellengetränkte Erdboden und die einträgliche Fischerei auf dem Genezarethsee, mit dem Städtekranz an den lachenden Ufern, eine zahlreiche, gleichmäßig wohlhabende und lebhafte Bevölkerung geschaffen hatten, hier war die rechte Empfänglichkeit für ihn und seine Lehre. Unter diesen braven Fischern gewann er treue, innerlich ergebene Anhänger: die Brüder Simon und Andreas, die Brüder Jakob und Johannes und ihre Eltern Zebedäus und Salome. In beiden Häusern war Jesus ein häufiger und willkommener Gast. Nicht nur die Kinder, sondern auch Salome begleiteten ihn bis zu seinem Tode. Nach und nach vergrößerte sich diese wachsende Schar, Männer und Weiber, welche alles verließen, um ihm zu folgen; die

Wohlhabenden sorgten für den gemeinsamen Unterhalt, alles „Arme im Geist“ „nach Gerechtigkeit Dürstende“, „zuerst das Reich Gottes Suchende“. Mit unvergleichlicher Hoheit bildete Jesus den Mittelpunkt in dieser Gesellschaft; seine milde, herzgewinnende Reinheit legte den Schleier der Unschuld über Verhältnisse, welche vielleicht sonst hätten anstößig vorkommen können; sein begeisterter Glaube goß stetig neue Stärke in alle. Und wärmer und tiefer klangen die Worte auf dem Berge sowohl wie aus dem Boot; aus einem unerschöpflichen Born brach diese Bildersprache hervor, die zugleich wundersam aufleuchtete und sich einbrannte; unaufhaltsam strömte die heilende Kraft von seiner Hand auf die Kranken. Das war die Zeit der Blüte. Sein Tun trieb bereits neue Schößlinge, als seine Apostel ausgesendet wurden, um in weiteren Kreisen die frohe Botschaft zu verkünden: „Das Reich des Himmels ist nahe.“ Lauter zuverlässige Galiläer, bis auf den einen aus dem Lande seines bösen Schicksals, aus Judäa, Judas Ischariot. Geldkundig war dieser später Kassenmeister; aber er betrog zuerst die Kasse, dann den Meister.

Der Tag war lang, die Mittagshitze begann schon zu brennen. Man konnte Ruhe gebrauchen. Aber es gab keine Ruhe. Beständig neue Scharen, der Schlagschatten seines Rufes. Neugierige, die wohl Worte begehrten, aber zuerst und zumeist Taten. Unverständige und Undankbare, welche im besten Falle um des eigenen Vorteils willen ihn zum Herrscher küren wollten. Offenbare Widersacher, welche sein Glück gereizt hatte, und welche nur auf seinen Fall lauerten. Jesus begann die Schwere seines Berufs zu fühlen, zu fassen, wie verschiedene Dinge es waren, die frohe Botschaft zu bringen und sie erfüllt zu sehen; er begann den Abstand zu ahnen zwischen der Stunde, da der „Menschensohn“ erschien, und der, da der „Alte“ ihm „Reich, Macht und Ehre“ übertrug.[116] Ob sich nicht zuerst das Prophetenwort erfüllen sollte von dem „Menschen des Schmerzes“, der aussah wie ge-

schlagen, von Gott getroffen und gedemütigt?[117] Gehörte nicht zum Messias ein leidender Messias?

Und die Leiden wuchsen. Nicht nur die, welche sich durch Mitleid, Geduld, Sanftmut überwinden ließen. Nein, auch die, welche sich einfraßen und Teile seines eigenen Ich ergriffen. Er liebte sein Volk und war gekommen die Gnadenbotschaft von Gott zu bringen. Er war ja „nur zu den verlorenen Schafen aus Israels Haus gesandt". Aber was er lehrte, untergrub gerade dieses auserwählte Volk und seine Sonderstellung. Die Vorschriften des mosaischen Gesetzes, das Opfer, der Sabbat, die Priesterschaft, der Tempel, was blieb von all dem zurück, wenn das Gebot der Liebe wirklich durchgeführt wurde, und der Vater weder auf Garizim noch in Jerusalem, sondern in Geist und Wahrheit angebetet werden sollte? Indem er sein Volk umarmte, beraubte er es. Konnte er es lassen? Nein! Die Lehre von der großen Liebe — Gottes zu den Menschen, aller Menschen zueinander und zu Gott — mußte mit Notwendigkeit das Judentum sprengen. Nach einem höheren Gesetze wurde er so ein Abtrünniger, ein Verräter an seinem eigenen Volke.

Der fürchterliche Konflikt, in welchen Jesus geraten war, trat offenbar hervor, als er zum letzten Passahfeste in Jerusalem eintraf. Stadt, Tempel, Schrift, Volk klagten ihn an. Die Schriftgelehrten waren die natürlichen Wortführer des Volkes, sie durchschauten die Folgen seines Handelns und forderten sein Blut. Vergebens reinigte Jesus den Tempel. Vom jüdischen Gesichtspunkte aus hätte der Tempel von ihm gereinigt werden müssen. Nur eine Sühne gab es: sein Todesurteil und seinen Tod. Aber konnte, durfte Jesus weichen? Nein. Seine Lehre war ja von Gott. Aber dann mußte der Widerstand gegen sie von Gottes Widersacher, dem Teufel, dem Bösen, dem Fürsten dieser Welt sein. Darum keine Schonung! Wie Blitze sollten die Worte treffen, verurteilend, zermalmend, so wie sie beim letzten ge-

waltsamen Zusammenstoß in Jerusalem lauteten: „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! ihr Heuchler! Ihr schließet das Himmelreich vor den Menschen, denn ihr selbst gehet nicht hinein, und denen, welche hinein wollen, wehret ihr es. Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! ihr Heuchler! die ihr fresset der Witwen Häuser und vorgebt lange Gebete zu beten. Darum sollt ihr desto härtere Verdammnis empfangen. Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! ihr Heuchler! Zu Wasser und zu Lande ziehet ihr herum um einen einzigen Anhänger zu gewinnen; und wenn er es geworden, macht ihr ihn zu einem Kinde der Hölle, doppelt so sehr, als ihr es selbst seid. Ihr Schlangen, ihr Otterngezücht! Wie könntet ihr entfliehen der Verdammnis der Hölle!“[118] Darum, wenn der Menschensohn kommt in seiner Herrlichkeit, wird er zu den Böcken zu seiner Linken sagen: „Macht euch fort von mir, ihr Verfluchten! hin zu dem ewigen Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!“[119]

So fielen die Worte hart, scharf, verdammend, während die heiße Erde Jerusalems unter den Füßen brannte. Aber wenn Jesus in der Abendkühle hinauswanderte zu den Freunden in Bethania, diesem kleinen, gesegneten Fleck, wo Natur und Sinn gleichsam Grüße von Galiläa brachten, da flüsterte wehmütig still die Erinnerung, und Worte aus früheren Zeiten ertönten, als ob sie weinten: „Richtet nicht, damit ihr nicht selbst gerichtet werdet. Liebet eure Feinde! Tut wohl denen, die euch hassen; segnet, die euch fluchen, auf daß ihr Kinder werdet eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Werdet darum vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“[120] Und tiefer beugte sich Jesus; er hatte das Wort vom „Menschen des Schmerzes“ in seiner ganzen Schwere verstanden. Ja: „geschlagen, von Gott getroffen, gedemütigt“. Ach, wie schwach ist doch jeder Mensch, selbst wenn er sich mit

dem Ehrentitel „Menschensohn" nennt! „Keiner ist gut außer dem einen, Gott."[121]

Eines stand noch aus. Der Gerechtigkeit mußte Genüge geschehen, der irdischen, der himmlischen. Nach den Gesetzen seines Landes zum Tode verurteilt, sollte er nach den Worten des Propheten „für unsere Übertretung verwundet, für unsere Missetaten zerschlagen werden. Strafe soll ihn treffen, damit wir Frieden genießen".[122] Wie mußte nicht Jesus, der seine Kreuzigung voraussah, dieser Abschluß als leuchtender Punkt, zugleich winkend und schreckend vor Augen stehen! Hinter diesem Unentrinnbaren lag die Befreiung. Aber es galt in all diesem körperlichen Schmerz die Worte zu erfüllen: „Er litt, aber er tat seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Schaf, das stumm ist zu dem, der es schert." Er war vorbereitet, wenn er auch im Gebete bebte: „Mein Vater, ist es möglich, gehe dieser Kelch an mir vorüber! doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!"[123] Aber als alles sich gegen ihn zusammentat, körperliche Martern, der Abfall aller, die Einsicht, daß das Werk verloren wäre, da leerte er den bittersten Kelch des Leidens im Schmerz über Gott. Daß der Gott der Liebe, der durch ein einziges Wort seinen Willen hätte vollbringen können, dies alles zulassen konnte! „Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen!"

Jesus von Nazareth fiel als Opfer des Gegensatzes in der doppelten Natur seines Landes, in dem doppelten Ursprung seines Volkes, in dem doppelten Gedankengang seiner Schriften. Aber sein Martyrium hat weitere Bedeutung. Indem er die tiefste Antwort des Altertumes auf die Frage, was der Mensch wäre, gab, rührte er an dem Schmerze über die menschliche Begrenztheit und wurde von ihm getroffen. Er wurde so ein Märtyrer der Menschheit. Denn er begnügte sich nicht damit, die frohe Lehre der Liebe zu verkünden, er suchte sie in seinem eigenen Leben voll zum Ausdruck zu bringen. Aber dabei erfuhr

er, daß die vollkommene Liebe sich nicht in menschliche Verhältnisse einzwängen läßt. Sie wärmt und leuchtet nicht nur zum Leben, sondern sie brennt auch zu Tode. In menschlichen Ketten brennt sie sich in Schmerzen aus, in Schmerz über andere, in Schmerz über sich selbst, in Schmerz über Gott.

Nach Lage der Dinge ist es unmöglich zu entscheiden, wie klar sich Jesus selbst über seinen Standpunkt und über die Schlußfolgerungen, welche sich hieraus ziehen ließen, gewesen ist. Niemand vermag mit Sicherheit im einzelnen das, was Jesus selbst gesagt hat, von dem zu sondern, was nur die Berichte ihm beigelegt haben. Und das um so weniger, als mit Jesu eigenem Ausgangspunkt, der Liebe Gottes, etwas in Schwung gesetzt war, das weiter zu rollen und dem rein Menschlichen seinen festen Grund zu rauben drohte. Selbst wenn wir uns Jesus nur als den begeisterten Ausüber der Liebe denken, als den, der selbst glaubte der Messias, der „Menschensohn“ zu sein, ausgesandt um kundzutun, daß alle Gottes Kinder wären, und als den, der sich nach dem Brauche der Zeit im Besitze der Kraft Wunder zu tun wähnte, so ist hiermit nicht der ganze Inhalt der Überlieferung erschöpft. Die Möglichkeit ist noch übrig, daß schon bei Jesus selbst eine Entwickelung begonnen hat, die Entwickelung, welche wir in den Schriften des Neuen Testamentes im vollen Gange sehen, und deren letzten, abschließenden Ausdruck uns das siegreiche Christentum zeigt.

Gewiß ist, daß im Laufe kurzer Zeit Jesu Lehre in die Lehre von Jesus verwandelt wurde, das Leben der Liebe in den Zwang zum Glauben an eine bestimmte christliche Gotteslehre, und nach und nach auch das freie Zugehörigkeitsgefühl des einzelnen zu Gott in die Abhängigkeit von einer Kirche so

voll von Tempeln, Geistlichkeit, Gottesdienst und Opfern wie nur eine alte heidnische. Der Keim zu all diesem, der Übergang von der Herzenswärme der Liebe zu dem in göttliche Gestalt umgeschmolzenen Jesus, läßt sich zeitlich nicht feststellen. Vielleicht begann der Erstarrungsprozeß schon bei Jesus selbst; in den Berichten seiner nächsten Anhänger war er weit vorgeschritten.

Der Vorgang war hier der, daß die semitische Neigung die Dinge vom göttlichen Gesichtspunkte anzusehen, siegte, und von allen Seiten die großen Fragen, welche die Zeit beherrschten, einstürmten: babylonische Sterndeutung, ägyptische Dreieinigkeitslehre und persischer Teufelsglaube. Sie legten sich über den jungen Gedankengang der Liebe, drangen in seine Spalten hinein und wirbelten zuletzt eine Sandhose als Grab für den edelsten Gedanken des Altertums über diesem auf.

Bis zu Jesu Zeit hatte das Judentum tapfer gegen die eigentliche Sterndeutung standgehalten. Von Jesus selbst ist nicht ein Wort aufbewahrt, das auf Anschluß an sie deuten könnte.[124] Aber nach seinem Tode nahmen seine Anhänger sie an. Wie bekannt, behauptete der Verfasser des Matthäusevangeliums, daß Jesu Kommen in den Sternen verkündet und von Sternkundigen im Morgenlande richtig gedeutet wäre, daß sie sich aus diesem Anlasse auf den Weg gemacht und mit Hilfe des Sternes richtig das Jesuskind in Bethlehem gefunden hätten, wo sie es angebetet.[125] Einige haben in diesem Berichte nur eine fromme Überlieferung gesehen von ähnlichem geschichtlichen Wert wie z. B. die Mitteilung desselben Verfassers, daß bei Jesu Tod „eine Menge Leiber schlafender Heiliger aufstanden, die Gräber verließen, nach Jerusalem kamen und von vielen gesehen wurden".[126] Andere, darunter die Astronomen Kepler und Ideler, haben gemeint, daß eine wirkliche Begebenheit zugrunde läge, indem die Planeten Jupiter und Saturn im Jahre 6 vor unserer Zeitrechnung miteinander in Konjunktion traten und

sich ungefähr wie ein Stern müssen ausgenommen haben. Wenn dort auf diese Begebenheit angespielt wird, so würde darin wie in vielem anderen ein Beweis dafür liegen, daß, was man auch allgemein annimmt, der Beginn unserer Zeitrechnung einige Jahre zu spät angesetzt ist. Was Kepler zu dieser Erklärung von Jesu Geburtsstern führte, war, daß er selbst im Jahre 1603 eine ähnliche Konjunktion derselben beiden Planeten erlebte, wozu noch kam, daß plötzlich auf demselben Fleck einer dieser wunderlichen fixsternartigen Körper erschien, welcher wie der von Tycho Brahe 30 Jahre früher beobachtete Stern zu großer Klarheit aufstieg und wieder ganz verschwand. Daß dies ein selten prachtvolles Schauspiel abgab, das notwendigerweise Aufmerksamkeit erregen mußte, ist klar. Aber selbst wenn man sich mit Ideler nur die Konjunktion der beiden Planeten als „Geburtsstern" denkt, so stimmt der Bericht bei Matthäus wohl mit der astronomischen Berechnung. Am 20. Mai des Jahres 6 v. Chr. kamen nämlich die beiden Planeten in Konjunktion, indem sie nur einen Grad auseinander im Sternbild der „Fische" standen, welches nach Annahme der Sterndeuter gerade das Himmelszeichen war, unter dessen Regiment das Judenland stand. Sie zeigten sich damals am Morgenhimmel vor Sonnenaufgang. („Wir haben seinen Stern im Osten gesehen.") Und im Herbste wiederholte sich die Konjunktion am 27. Oktober und am 12. November, gleichfalls im Zeichen der Fische und mit nur einem Grade Abstand, aber dieses Mal am Abend auf dem südlichen Himmel. Wenn die Weisen aus dem Morgenlande sich um diese Zeit in Jerusalem aufgehalten haben und Bethlehem als die Stadt angeben hörten, wo Christus geboren werden sollte, so konnte es für sie so aussehen, als ob der Stern, welcher sich nun wieder zeigte, sie selbst südwärts nach Bethlehem führte.[127]

Aber an welche dieser Erklärungen man sich auch halten will, eines steht immer fest, daß der Verfasser des Matthäus-

evangeliums, im Gegensatz zu allem altjüdischen Brauch, eine Stütze für die Bedeutung von Jesu Kommen der Sterndeutung entnimmt. Und das hat um so mehr zu sagen, als der Verfasser ja nicht unter dem frischen Eindrucke des Himmelsbildes selbst schrieb, sondern mindestens 30—40 Jahre später, als soviel anderes in der Zwischenzeit vorgegangen war und jene Begebenheit für alle fern und vergessen war, soweit sie nicht ein Interesse an der Sterndeutung hatten. Ein ungefähr gleichzeitiger Schriftsteller im Talmud drückt im Gegensatze hierzu den altmodischen Glauben kurz und bündig aus: „Israel steht unter keinem Stern, sondern unter Gott allein.“[128]

Die Sterndeutung, welcher sich die ersten Christen anschlossen, war nicht die alte, babylonische, sondern die jüngere, ägyptische. Mit anderen Worten, sie wählten den Tag der Sonne, den Tag des Herrn, zum wöchentlichen Festtag. Dieser gewaltsame Bruch mit dem Altjüdischen kann bis in die Schriften des Neuen Testaments zurück verfolgt werden. So erzählt das Johannesevangelium, daß Jesu Schüler gleich nach seinem Tod, „am ersten Wochentage“ hinter geschlossenen Türen versammelt waren, als Jesus sich plötzlich vor ihnen zeigte. Und acht Tage später waren seine Schüler wieder darin.[129] In der Apostelgeschichte heißt es von Paulus' Aufenthalt in Troas: „Als wir nun am ersten Wochentage zusammengekommen waren das Brot zu brechen, hielt Paulus eine Rede im Saale, wo wir versammelt waren.“[130] Im ersten Korintherbriefe empfiehlt Paulus folgende Art, eine Geldspende für die Armen in Jerusalem einzusammeln: „Am ersten Wochentage lege ein jeder von euch bei sich selbst zur Seite und bewahre auf, was er passend finden mag, damit die Sammlungen nicht erst vorgenommen werden, wenn ich angekommen bin.“[131] Die Offenbarung Johannes' wird eingeleitet: „Ich war verzückt im Geiste am Tage des Herrn und hörte hinter mir eine Stimme.“[132] Justinus Martyr endlich erzählt bestimmt von den Christen: „An dem

Tage, der genannt wird der Tag der Sonne, kommen alle in der Stadt und auf dem Lande zusammen. Dies geschieht, weil es der erste Tag ist, der, an welchem Gott, indem er Dunkel und Urstoff vollendete, die Welt erschuf, und weil unser Erlöser, Jesus Christus, an diesem Tage von den Toten auferstand. Denn am Tage vor Kronos' (Saturnus) Tag kreuzigten sie ihn. Und am Tage nach Kronos' Tag, der der Tag der Sonne ist, zeigte er sich wieder vor seinen Aposteln und Schülern."[133]

Mit diesem Übergange zu der von den meisten anderen befolgten Zeitteilung und dem Glauben an die Bedeutung der Sterne hatten Jesu Anhänger einen entscheidenden Bruch mit dem Altjüdischen vollzogen. Wie stark das Neue hervorbrach, und wie heftig die Gärung auch innerhalb des eigentlich jüdischen Kreises war, gibt sich auf viele Arten kund. So schwankt der jüdische Geschichtschreiber Josephus zwischen beiden Auffassungen. Bald rühmt er die Führer der Nationalpartei im Kampfe mit Rom, weil sie sich weder von den schwertähnlichen Sternen noch von Kometen dazu betören ließen den Kampf aufzugeben.[134] Bald tadelt er die Verteidiger Jerusalems, weil sie nicht auf die sichtbaren Zeichen und Warnungen vor der kommenden Zerstörung achteten, nicht daran glauben wollten, sondern wie versteinert waren, ohne Seele und ohne Augen, taub für das, was Gott ihnen zeigte.[135] Während des späteren jüdischen Aufstandes gegen Hadrian wurde ihr Anführer „Bar Kochba", Sternensohn genannt; als der Aufstand mißglückte, wurde er mit dem Namen Bar Kosba, Sohn der Lüge, verhöhnt. Für die Christen war der Würfel gefallen mit der Annahme von Jesu Geburtsstern und der Heilighaltung des Sonntages. Erst als sie später selbst die Macht gewonnen hatten, erwachten sie zu Zweifeln. Denn es war keine so leichte Sache, den Einfluß der Sterne mit Gottes Allmacht zu vereinen, und die heidnischen Tagesbezeichnungen schienen in Streit mit dem christlichen Glauben zu stehen.

Ein noch größerer Bruch mit der Überlieferung war es, als man Jesus für „Gottes Sohn“ erklärte. Hierdurch kam man in Streit mit dem Innersten und Tiefsten im ganzen alten Judentum: der Herr dein Gott ist einzig. Jesu eigene Stellung in diesem Punkte ist unklar. Es werden ihm unvereinbare Äußerungen nach beiden Richtungen beigelegt. Ebenso wahrscheinlich wie es ist, daß er damit anfing, sich selbst als den „Menschensohn“ zu betrachten, der die frohe Botschaft brachte, daß alle Gottes Kinder seien, ebenso unsicher ist es, ob er imstande gewesen ist, diesen Standpunkt bis zuletzt rein und unverändert festzuhalten. Denn gerade der Begriff der „Menschensohn“, der einst so klare Ausdruck für Mensch im Gegensatze zu Gott, hatte angefangen sich zu verwirren. Der Sturm von außen war hineingekommen und hatte auch ihn in Bewegung gesetzt. Es besteht ein großer Unterschied in dem, was die beiden apokryphen jüdischen Bücher „Daniel“ und „Henoch“ unter dem „Menschensohn“ verstehen. Jesus aber kannte nicht nur die erste Schrift; in den Reden, welche ihm in den Evangelien zugeschrieben werden, spricht sich deutlich auch die Bekanntschaft mit der zweiten aus.[186]

Um die ganze Umbildung zu verstehen, welche jetzt anfing — vielleicht schon bei Jesus selbst, jedenfalls vereinzelt in der Literatur vor ihm, und offenbar in den Schriften des Neuen Testamentes, wobei der alte Begriff von dem einen Gotte zu nichts zermahlen wurde, um von einem neuen abgelöst zu werden —, muß man darauf achten, daß der Sturm von zwei Seiten kam, wenn auch beide gen Westen lagen, vom Stoizismus und von Ägypten.

Die Stoiker hatten, um ein Verständnis vom Wesen Gottes zu gewinnen, dieses gleichsam gespaltet, gesondert zwischen dem reinen, ruhenden Göttlichen und der ersten, klaren Form desselben, dem Gedanken, der Vernunft, dem zeugungskräftigen Wort, dem Logos. Hierdurch war auf eine Vorgeschichte vor

der Entstehung der Welt hingewiesen, auf jenen ursprünglichen Zeitpunkt, wo Gott gleichsam sich selbst erblickte, sich seiner selbst bewußt ward. Die Vorstellung dieser ersten Zeitteilung ist es, die sich, als sie ins Judenland kam, in der neuen Lehre von dem Vordasein des „Menschensohnes" im Buche Henoch niederschlug. „Ehe die Sonne und Himmelszeichen erschaffen wurden, ehe die Sterne des Himmels entstanden, war sein Name von Gott genannt." „Er ist auserwählt und verborgen worden vor der Erschaffung der Welt." „Seine Stellung zu Gott hat beständig alles übertroffen an Aufrichtigkeit." „Bei ihm wohnt die Rechtlichkeit." „Bei ihm wohnt der Geist der Weisheit" usw. In den neutestamentlichen Schriften erhielt diese stoische Zweiteilung ihren klarsten Ausdruck im Johannesevangelium, wo der griechische Gedanke vom Logos und der jüdische vom Messias so vereint werden: „Im Anfange war der Logos, und der Logos war bei Gott, und der Logos war Gott." „Alle Dinge sind durch den Logos entstanden, und ohne ihn ist nichts entstanden von dem, was ist. Im Logos war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht schien im Dunkel, aber das Dunkel begriff es nicht." „Und der Logos ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit wie von des Vaters einziggeborenem Sohne, voll von Gnade und Wahrheit."[137]

Es ist wahrscheinlich, daß der Verfasser des Johannesevangeliums seinen gelehrten Vorgänger, Jesu etwas älteren Zeitgenossen, den Juden Philo von Alexandria, gekannt hat.[138] Auch dieser war von der stoischen Zweiteilung Gottes ergriffen und hatte sie ungefähr auf dieselbe Weise auszudrücken gesucht wie später der Verfasser des Johannesevangeliums, indem er zwischen Gott an und für sich und seiner wirkenden Kraft schied, welche Philo Logos genannt und als Mittler zwischen Gott und der Welt, als Stellvertreter Gottes bezeichnet hatte.

Aber Philo war als in Alexandria ansässiger Jude nicht nur mit dem Judentum und der griechischen Philosophie bekannt, welche beide er ineinander zu arbeiten suchte, sondern zugleich mit dem ägyptischen Gedankengang, unter dessen Einfluß er wahrscheinlich von Kind auf gelebt hatte. Einer der ägyptischen Grundbegriffe in der Auffassung von Gott war aber die Dreieinigkeit: Vater, Mutter, Sohn. Unwillkürlich suchte Philo auch diesen Begriff mitzunehmen, und wie sehr es auch seiner Bestimmung von Gott als einer Zweiheit widerstehen mußte, lehrte er zugleich eine Dreieinigkeit. Gott war der Vater, die Weisheit die Mutter, der Logos der Sohn.[138] Es ging dem jungen Christentum, wie es Philo gegangen war. Der von Alexandria ausstrahlende ägyptische Einfluß war zu stark. Auch das Christentum mußte sich nach und nach der Dreieinigkeitslehre beugen, welche noch Jahrhunderte später, als Jerusalem längst zerstört war, weiter von der Schule von Alexandria ausströmte. Vergebens versuchte später eine Schule von Antiochia die altmodische, nüchternere Ansicht über die Gottheit zu behaupten. Die Waffen — körperliche und geistige —, welche Ägypten zur Verfügung standen, waren stärker. Die Dreieinigkeitslehre siegte.

Diese Bewegung ist es, deren erste Ansätze schon in den Schriften des Neuen Testamentes zum Vorscheine kommen. Obgleich hier der Übergang von der Einheitslehre zur Zweiheitslehre der am meisten hervortretende Zug ist und kaum jemand, der mit der späteren geschichtlichen Entwickelung unbekannt wäre, darauf verfallen würde, die Dreieinigkeitslehre als charakteristisch für die Verfasser des Neuen Testamentes hervorzuheben, spürt man hier doch schon die Einwirkung der ägyptischen Vorliebe für eine dreigliedrige Götterfamilie. Ebenso ist die ägyptische Lehre, daß Gott auf Erden erscheint und sich hierzu der jungfräulichen Geburt bedient, schon im Begriff durchzudringen. Dagegen besteht in einem Einzelpunkte ein bestimmter Widerspruch gegen den ägyptischen Gedankengang. Keine der drei Personen

in der Gottheit ist ein Weib; sie sind alle drei Männer. Das war ohne Zweifel ein Ausdruck für eine tief eingewurzelte jüdische Abneigung, sich Gott als ein Weib oder Gott im ehelichen Verhältnisse zu irgend jemandem zu denken. Die Auffassung war so festgewurzelt, daß sie sich nicht verrücken ließ und schließlich den Sieg davontrug. Auf Griechisch die Weisheit „Sophia" die Gattin des Vaters zu nennen, konnte vielleicht natürlich erscheinen. Für die Juden war es unmöglich, den Heiligen Geist als ein Weib aufzufassen. Er mußte ein Mann sein. So mußte es zu einem ewigen Rätsel werden, wie die Geburt des Sohnes vor Ewigkeiten vor sich gegangen war. Daß auch hier ein Kampf stattgefunden hat, und daß es den Ägyptern im Anfange gelungen ist, die Juden auf diesem Punkte zu überwältigen, könnte aus einem Zitate „des Evangeliums der Hebräer", das bei Origines erhalten ist, hervorzugehen scheinen. Hier spricht nämlich Jesus folgendermaßen: „Der Heilige Geist, meine Mutter, nahm mich jüngst bei einem meiner Haare und trug mich zu dem großen Berge Tabor."[139] Wie unser Neues Testament zeigt, siegten aber die Juden schließlich vollständig. Selbst bei der irdischen Geburt des Sohnes konnte der jüdische Gedanke sich nicht mit einer Beteiligung des Vaters aussöhnen. Es ist kaum zufällig, daß sowohl der Verfasser des Lukas- als der des Matthäusevangeliums den Heiligen Geist als Jesu Vater angeben. Im Lukasevangelium sagt der Engel zu Maria: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, das von dir geboren werden wird, Gottes Sohn genannt werden." Und im Matthäusevangelium heißt es noch deutlicher: „Aber Christi Geburt ging so zu. Als seine Mutter Maria mit Joseph verlobt war, wurde sie, ehe sie zusammenkamen, als schwanger befunden vom Heiligen Geist."[140]

Mit der Auffassung von Jesus als Gottes eingeborenem Sohn war seine ganze Bedeutung verschoben. Früher hatte sie

in seinem Leben und in seiner Lehre bestanden, welche beide den gleichen Inhalt hatten: die entscheidende Macht der Liebe, das Band, welches alle Menschen an Gott bindet. Jetzt kam es nicht länger darauf an seiner Spur zu folgen, sondern an ihn zu glauben. Früher war es die Liebe, welche den Weg zum Himmelreiche öffnete, jetzt wurde es der Glaube. Und das steigerte sich immer mehr, je mehr man die Sache aus der Entfernung betrachten, den Blick für die wahrhaft weltgeschichtliche Begebenheit, welche hier vorgegangen war, öffnen konnte. Denn es handelte sich nicht darum, wie weit etwa du oder ich nach armseliger Gelegenheit Liebe zu erweisen suchten, nein, das, was geschehen war, war eine ungeheure Begebenheit in Gott selbst. Gott hatte sich selbst hingegeben, seinen einzigen Sohn zur Welt gesandt um zu erlösen, was zu erlösen war, „auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren sei, sondern Anteil am ewigen Leben habe". Ja für den Jesu am fernsten stehenden von seinen Anhängern, den, der ihn im Leben nicht gekannt hatte, Paulus, wurden sein ganzes Leben und seine Lehre gleichgültig gegenüber der einen Hauptbegebenheit, seinem Tode. Denn um der Welt willen hatte Gott seinen einzigen Sohn geopfert; durch seinen Kreuzestod war der Gerechtigkeit Genüge geschehen, und jeder hatte die Sündenvergebung erworben, der im Glauben hieran an der himmlischen Gnade teilnehmen wollte. Aus eigener Macht dagegen vermochte man nichts; der Mensch war böse von Geburt an; das allein Seligmachende war der Glaube an Christi Opfertod, und selbst dieser Glaube war nicht freier Wille, sondern nur Gnade.

Welcher ungeheure Abstand zwischen jenem frohen Schaffen der Liebe, den milden Worten des Galiläers von dem göttlichen Haushalt, wo nichts verloren geht, sondern alles Lebenskraft hat: das Scherflein der Witwe, die Reue des verlorenen Sohnes, die Arbeit in der letzten Stunde, das stumme Wort des gefallenen Weibes, und dann dieser neuen Lehre, in welcher alles

in Theologie verwandelt war! Nur auf den Vorweis des Almosenscheins des Glaubens bekam man hier Zutritt zu dem Festspiel des Lebens. Und dieses bestand in dem Anblick des göttlichen Gladiatorenspiels, ja nicht einmal des Spieles selbst, sondern nur des großen Panoramabildes, welches die Kirche davon zeigte mit der prangenden Aufschrift: „Gottes innere Geschichte; der Lauf der Welt."

Gerade die tieferen Geister mußten am stärksten die Mängel in dem Neuen fühlen. Den beiden edelsten Auslegern des Neuen, dem Verfasser des Johannesevangeliums und Paulus, entringt sich darum auch zuweilen der tiefste Seufzer, der Seufzer darüber, Steine empfangen zu haben statt Brot, Glauben statt Liebe. Im Johannesevangelium, dieser wunderbaren Darstellung, wo die Erzählung so oft aufwärts schwebt von der Erde und der Gedanke sich in Rhythmen verliert, während bestimmte Doppeltöne: Licht und Dunkel, Gott und Welt, Geist und Fleisch die Stimmung zugleich wecken und einschläfern, selbst in dieser Vorstellungsform, die wie geschaffen ist das Neue einzuläuten, bricht zuweilen ein Schimmer der Wirklichkeit durch, entführt im Nu die ganze nebelhafte Sprache vom Glauben und besiegelt wie mit einem Kusse ein weit tieferes Verständnis. „Ich gebe euch eine neue Botschaft, daß ihr einander lieben sollt; wie ich euch geliebt habe, sollt auch ihr einander lieben. Daran sollen alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zueinander habt." [141]

Wie der Verfasser des Johannesevangeliums eine kurze Weile alles zur Seite schiebt, die Luke des Glaubens öffnet, um Luft einzuatmen, so tut Paulus ein einziges Mal dasselbe. Keiner hat wie er für die Sache des Glaubens gekämpft, mit allen seinen reichen Mitteln diesen Weg als den einzigen Zugang zu Gott zu erweisen gesucht, und doch entschlüpft auch ihm in einem unbewachten Moment ein ganz anderes Bekenntnis, der jubelnde Hymnus zum Preise der Liebe: „Spräche ich mit Menschen- und Engelzungen, aber hätte die Liebe nicht, so wäre

ich tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und hätte ich die Gabe der Propheten und kennte alle Geheimnisse und alle Kunde, ja hätte ich allen Glauben, so daß ich Berge versetzen könnte, aber hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und teilte ich all mein Gut den Armen, und gäbe ich meinen Leib hin zum Verbrennen, aber hätte die Liebe nicht, so nützte es mir nichts." „So bleiben denn diese drei: Glaube, Hoffnung und Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen."[142]

Warum schlägt diese Auffassung nicht ganz durch? Warum erhebt sich dieser edelste Rest von Jesu Gedankengang, der mehr oder minder deutlich auf dem Grunde jeder Apostelverkündung schimmert, warum hebt er sich nicht über die dunkeln Wasser des Glaubens und kommt wieder zu Ehre und Würde? Ganz einfach, weil dies durch den Sieg der persischen Teufelslehre unmöglich gemacht wurde. Alle diese Verfasser, welche in einem vereinzelten glücklichen Augenblick die Macht der Liebe ahnen, sind zuerst und zumeist von dem dritten großen Lieblingsgedanken der Zeit durchdrungen, dem überwältigendsten von allen, der Lehre von der Macht des Bösen, von der Unwiderstehlichkeit der Sünde und des Teufels. Wenn der Teufel der Fürst dieser Welt ist, wenn die „Welt" selbst böse geworden, und alle Menschen seit dem Sündenfalle wegen der Erbsünde nur imstande sind zu sündigen, wie sollte da jemand auch nur im geringsten Stücke Liebe erweisen können? Dies wurde ja gerade die Grundvoraussetzung des Christentumes, daß niemand von sich selbst aus etwas Gutes tun kann, sondern alles nur aus Gnade durch den Glauben erreicht wird. Und dies leuchtete von selbst ein. Denn wie sollte Gott sonst nötig gehabt haben, seinen einzigen Sohn für die Welt hinzugeben? Durch diesen Kreisschluß wurde das ursprüngliche Vertrauen zu menschlicher Güte und Barmherzigkeit ausgeschlossen. Christi Gottheit setzte die Weltherrschaft des Teufels voraus, und beide schlossen die Unverderbtheit der Menschennatur aus.

Alexandria war der Brennpunkt für alle Hauptgedanken der Zeit: Sterndeutung, Dreieinigkeitsglauben und Teufelslehre. Von hier kochten sie über, breiteten sich aus und gingen besonders eine innige Verbindung mit dem jungen Christentume ein. Ein vierter Gedanke kam hinzu, gleichfalls von Ägypten. Wahrscheinlich nach indischem Muster, wo ja Buddha etwas Ähnliches gelehrt hatte, fing man an, jedes Verhältnis zur bösen Welt als eine Sünde anzusehen, und suchte eine reinere Daseinsform im Einsiedlerleben. Hiermit wurde der Grund zu der später so wichtigen Klosterbewegung gelegt.

In Jesu Lehre von der Liebe hatte das Altertum seine schönste Blüte entfaltet. Die Auffassung der Epikureer und Stoiker von der Menschheit als der großen Brudergesellschaft und von der Aufgabe des einzelnen, sich selbst zum Opfer hinzugeben, hatte hier ihren reinsten, innerlichsten Ausdruck gefunden. Denn die Freundschaft der Epikureer und die Pflichterfüllung der Stoiker wurden durch Jesu Lehre von der von Gott stammenden menschlichen Liebe erst recht von innen heraus entzündet. Es ist eine Frage, ob nicht vielleicht dieser Gedankengang Jesu, wenn er unter glücklicheren Verhältnissen entstanden wäre, ein milderes Schicksal gefunden hätte. Unmittelbar auf die griechische Auffassung der Welt als eines schönen Kunstwerkes aufgepfropft, würde er vielleicht imstande gewesen sein, eine neue Art bewegender Kraft zu schaffen, die Kugelformen der Mikrokosmen auszuspannen und zu heben, ohne sie gleichzeitig zu sprengen. Aber es war sein Los auf semitischem Boden aufzuwachsen, und zwar zu einer Zeit, wo von drei Seiten aufziehende Wetter schnell die ungeschützte Stätte seines Wachstums verwehen sollten.

Jesu Lehre ging es, wie es ihm selbst gegangen war. Auch sie wurde gekreuzigt, weil sie sich selbst mit Gott identifiziert hatte, gekreuzigt, nachdem erst alle Liebe ihres Inhaltes in Schmerz ausgebrannt war, in Schmerz über die Welt, in Schmerz

über sich selbst, d. h. über Gott. Denn von der Stunde an, wo Gottes Liebe, unter den Voraussetzungen jener Zeit, als der Inhalt der Lehre bezeichnet wurde, war ihr Todesurteil gesprochen. Wenn man nämlich die unendliche Liebe in solch gebrechlichen Behälter goß wie einen Lichtgott, der seinen Gegensatz im Dunkelgott, im Teufel, hatte, so mußte, selbst wenn das Ganze durch die Dreieinigkeitslehre verdichtet wurde, der Inhalt durchbrechen und die Form gesprengt werden. Wie mußte nicht ein solcher Gott Schmerz fühlen über sein eigenes unvollkommenes Werk, die Welt, welche in Sünde geendet hatte! Und es half nichts, daß er seinen Sohn, sich selbst als Opfer hingab, sie zu erlösen, denn der Teufel konnte doch niemals überwunden werden; könnte er es, so wäre das Ganze ja nur eine Farce und Gottes Menschwerdung überflüssig gewesen. Nein, im Inneren der ewigen Liebe mußte beständig die bitterste Selbstanklage ertönen, der Schöpfer mußte von den Schreien aus der Hölle gepeinigt werden, die göttliche Liebe selbst in Schmerz ausbrennen, solange nur ein einziger noch sagen konnte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!"

Als die Liebe ausgebrannt war, hingen am Kreuzgerüste nur noch verkohlte, ausgebrannte Reste der Vergangenheit, so die uralte rohe Vorstellung von einem Gott der Rache, welcher seinen Widersacher, den Teufel, nicht treffen konnte, und darum seinen eigenen Sohn preisgab, auf daß der Gerechtigkeit Genüge geschehe. Die Entwickelung des Altertums war hiermit in einem Knoten zusammengeknüpft worden. Sie hatte geendet, wo sie angefangen hatte, mit Menschenopfern an die Mächte des Dunkels; und diesmal war es Gott selbst, welcher seinen menschgewordenen Sohn zur Sühne für das Böse opferte.

Hier schien kein Ausweg offen. Denn entweder war Gott allmächtig, und dann gab es keinen Teufel. Oder es gab einen Teufel, aber dann war Gott nicht allmächtig. — Und Tag und Nacht lösten ununterbrochen einander ab, ohne Antwort zu

geben. Der Gott des Lichtes blieb mit dem des Dunkels zusammengekuppelt.

Vergebens suchten fromme Menschen Gott zu Hilfe zu kommen, indem sie die ganze Welt für ein Nichts erklärten, einen Schein, der nur durch Gottes beständig wiederholtes schöpferisches „Werde“ aufrechterhalten werden könne. Der gesunde Verstand sah die Sache klarer: von den drei Bestandteilen der Welthalle hatte Gott immer noch den einen, die Himmelsdecke, inne; der Teufel hatte das ganze Geschoß und den Keller, die Hölle; und es war Gott nicht geglückt, durch die Hinabsendung seines Sohnes zur Erde eine nennenswerte Veränderung in dieser Machtverteilung zu erreichen. Wieviel Gott durch den Gang der Sterne auf der Erde auszurichten vermochte, mußte dahingestellt bleiben. Aber wollte er im Ernst seinen Willen hienieden geltend machen, so war er auf das letzte und einzige Mittel angewiesen: Feuer anzulegen und die ganze Welt zu verbrennen, um möglicherweise seinen Widersacher mit zu verbrennen.

Alle diese Gedanken, welche auf verschiedene Art den Einzelnen bewegen mußten, erstarrten und froren zu festen Schranken, als man wieder den Kirchenzwang einführte, nachdem man jahrhundertelang auf religiösem Gebiete die Gebildeten sich selbst in ihrer Art hatte behelfen lassen. Das Christentum wurde Staatskirche. Hierdurch wurden die Bischöfe mächtige Beamte, die Wiederholung von Christi Opferung ein angesehener Erwerb, und die Fragen nach der Dreieinigkeit und der Doppelnatur Christi wurden mit Staatsklugheit und Hofintrigen erledigt. Es war der letzte Frostschauer des Altertums; seine Zeit war um. Seine edelsten Gedanken waren eingesponnen und winterlich zugedeckt. Die Sturm- und Schneeperiode der Völkerwanderungen nahm ihren Anfang.

Mit der Völkerwanderung trat eine Eiszeit in der Geschichte der europäischen Geistesentwickelung ein. Während von Norden kommende rohe Völker wie rauhe Schneegestöber und vorgleitende Eisgletscher Europa zerschrammten, wichen Frühlingszeit und Blüte nach fernen glücklicheren Gegenden im Osten. In Europa froren die Kulturformen der Vergangenheit ab. Nur eine einzige Frucht blieb vergessen zurück. Bitter, runzlig, stark gefärbt. Es war die herbe Spätbeere des Altertumes, die Kirche. Ganz natürlich weckte sie das Erstaunen der neuen Völker. Ihre Farbenglut, ihr seltsamer Geschmack, ihre zähe Wetterfestigkeit entlockten Bewunderung. Und unwillkürlich wurde die seltsame Frucht in dem kalten Schnee ein kostbarer Fund, ein gesegneter Bote des Lebens und des Lichtes.

Das europäische Mittelalter bietet so das seltsame Schauspiel, daß ein einzelner, vergessener Rest aus einer fremden, weit vorgeschrittenen Kultur das mystische Kleinod der neuen Völker wurde. Die Kirche — nicht ein ihrer Sehnsucht entsprossener Ausdruck ihres eigenen heimischen Gedankenganges, sondern ein fremdes, unverständliches Bruchstück — die Kirche wurde der geistige Leiter und teilweise der weltliche Herr. Hierbei erfuhr sowohl Volk als Kirche eine Veränderung. Diese Völker, welche mit stolzem Mute das Römerreich unter ihren Füßen zertreten hatten, diese Völker, deren Stärke gerade in ihrem freigeborenen Selbstvertrauen und in ihrer Kraft lag, fanden sich mit wunderbarer Schmiegsamkeit darein, an einem entscheidenden Punkte völlig auf ihre Mündigkeit zu verzichten. Sie ließen sich wie Kinder behandeln, wurden wirklich zu Kindern, die sich artig von der Kirche vorschreiben ließen, was sie zu tun hätten. Sie konnten murren, wenn sie zu streng war, jubeln, wenn sie die Erlaubnis gab auf Kreuzzug zu gehen und Räuber zu spielen. Aber sie gehorchten.

Umgekehrt änderte sich aber auch die Kirche. Das Ausgelebte, Bittere, Eigensinnige, das sie als den schwachen Letzt-

geborenen des Altertums besonders ausgezeichnet hatte, fiel weg oder wurde doch gedämpft. Vom Nachtfrost erhielt sie Fülle und Süße: aus ihren Schlehen ließ sich Wein bereiten. Und von aller Kontrolle durch ebenbürtige Mächte befreit, streckte sie sich jetzt frei, fühlte sie die Kräfte der geschwundenen Vergangenheit in sich rieseln. Sie war nicht länger nur die christliche Kirche, sondern die ganze Kirche von der grauen Urzeit an. Sie war wieder die Heimstätte der geheimen Zaubermittel, der Beschwörungen. Ihre Gnadenmittel waren ja Zauberei, an die sie selbst glaubte, und in unmerklichen Übergängen zog sich ihr Wesen hin vom frommen Betrug bis hinauf zum verzückten Gottesgesicht. Indem sie sich stets durch ihre Diener aus den von ihr beherrschten Völkern rekrutierte, wurde sie zugleich ein unbewußter Ausdruck für den Drang derselben und ein scharfer Gegensatz zu ihnen. Sie nahm sich ihrer an, sorgte für sie, erzog sie und wurde in ihnen fast selbst zum fröhlichen Kinde. Aber zugleich war ihr bitteres Geheimnis, daß alles, was sie so ausübte, Betrug war. Denn die Welt und ihre Güter waren nichts, nur Blendwerk des Teufels. Wenn man den Hungrigen sättigte, den Nackten kleidete, erwies man ihm damit nichts Gutes. Und doch trachtete die Kirche selbst, mit der Begehrlichkeit eines alten Geizhalses, gerade in dieser Welt, nach dem Reich, der Macht und der Ehre.

Der alte Sonderling, bei dem die Völker des Mittelalters in die Schule gingen, war im Punkt der Gelehrsamkeit nur als ein Küster anzusehen. Selbst wenn er es durch Fleiß und unermüdliche Übung dazu brachte, daß er den Glauben von jeder Seite fassen und in all seine Einzelheiten zerlegen konnte, so beschränkte sich sein Gebiet hierauf. Allein zurückgelassen, losgerissen von der ganzen Gesellschaft, bei der er selbst einst in die Schule gegangen war, fehlte es ihm an Gelegenheit und Macht, auf anderen Gebieten seine Kenntnisse zu erweitern. Im Anfange wurde dies vielleicht nicht so sehr bemerkt, aber

mit der Zeit doch immer mehr. Beschämt mußte er gestehen, daß er nicht einmal von der Himmelskunde soviel wie die Priester des Altertums besaß. Die römische Kirche vermochte nicht selbst den Kalender zu berechnen und ihre eigenen Festzeiten zu bestimmen. Sie mußte nach Spanien zu den Arabern Boten schicken, um Aufklärung zu erhalten, wie diese in jedem Jahre fielen.

War so die Himmelskunde der Kirche nur gering, so schwand der Abstand zwischen Himmel und Erde im Verhältnisse dazu. Nie, auch nicht zur Zeit der Juden, war es so eng im Weltengeschoß, war die Himmelsdecke so niedrig gewesen, wie im Mittelalter. Die beiden Lampen in der Decke wurden wohl wie gewöhnlich Nacht und Tag angezündet; und die Kirche war wohl auch dabei, die Rückkehr der Sonne und den längsten Tag mit Psalmen, Scherzen und Weihwasser zu feiern. Aber die beiden Lampen waren so wunderbar klein geworden. Die fünf anderen, welche man im Süden beachtet hatte, schienen kleiner und kleiner, je höher man nach Norden kam. Und alle hatten den Wert geändert; sie galten nicht mehr als die Jesuskrippe, welche zum Jubelfest aufgestellt wurde, der Stern der heiligen drei Könige, die Leuchter zu Lichtmeß und all die anderen Sachen, welche das Jahr über wie anderes Gerümpel auf dem Boden aufbewahrt wurden. Sie waren wie diese an sich eigentlich nichts, sondern nur eine kurze Zeit etwas, wenn man sie in Glaubenssachen brauchte. Sie gehörten wie diese gewissermaßen dem Küster, denn dieser, der Papst in Rom, besaß die Boden- und die Himmelsschlüssel. Gott hatte ja selbst gesagt: „Was du auf Erden bindest, soll im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösest, soll im Himmel gelöst sein." Gott und Christi Statthalter waren in jeder Hinsicht einig, wenn es sich darum handelte, wer von der Erde hinauf in den Himmel kommen sollte. Der Weg ging über Rom.

Tiefer als bei den Juden, unerbittlicher als bei den Chinesen lag im Mittelalter der Himmel über den europäischen Völkern.

Und der Schrecken wurde heftig, der Drang nach Verbesserung unwiderstehlich, als man gegen Ende des Mittelalters entdeckt zu haben glaubte, daß Betrügerei mit im Spiele wäre. Wie ein unredlicher Wirt sollte der Küster den Himmel so eingerichtet haben, daß man ihn wie die Decke eines Himmelbetts mit einem geheimen Mechanismus herunterschrauben und jeden Gast, den man umgebracht wissen wollte, ersticken konnte. Die Reformation Zwinglis, Calvins, Luthers war der Schrei der eingesperrten, furchtsamen Reisenden nach Licht und Luft.



Während es so im ganzen Mittelalter in Europas enger Schulstube niedrig und dumpfig war, gediehen anderwärts Fortschritt und Freiheit. Das begabte Arabervolk war es, welches das Erbe der Griechen, Römer und Juden antrat und die gemeinsame Sache der Menschheit ein paar Schritt weiter vorwärts führte. Zugleich friedigte es ein neues Weltreich ein, welches alle Semiten, außerdem nach Ost noch die Perser, nach West Spanien umfaßte und sich in gerader Linie von Indien bis zum Atlantischen Meere erstreckte. Was die Stärke dieses Reiches trotz seiner Ausdehnung ausmachte, war die Gleichartigkeit seiner Himmelsverhältnisse. Es umfaßte lauter Länder, wo der Mond sich gleich ausnahm. Es wurde das Heim des Halbmondes.

Die Gedanken, welche die Araber vom Altertume erbten, waren: Humanität, Sterndeutung, Dreieinigkeit, Gottes Menschwerdung und Teufelslehre. Ihre Verknotung war, wie wir gesehen haben, am Schlusse des Altertums in der christlichen Staatskirche vor sich gegangen. Es wurde das Verdienst der Araber, sie wieder voneinander zu lösen. Wie fast immer wiesen die Himmelsverhältnisse den Weg hierzu.

Arabien ist mehr als die meisten anderen Länder auf den Himmel allein angewiesen. Die Sonne kann brennen wie in Indien, aber sie ruft nicht hier wie dort eine üppige Vegetation

hervor, sondern erhitzt nur ein unermeßliches Sandmeer. Das Land ist zum größten Teile Wüste, unbewohnbar, eine große Sehnsucht nach einem besseren Jenseits. Und doch muß es bereist, in langen mühseligen Ritten von den fernen Oasen zu den einzelnen zerstreuten Städten durchstreift werden. Am Tage wird Rast gehalten. Erst wenn der Mond aufsteigt, zeichnet sich der lange Karawanenstreifen, einzeln und doch in Scharen, hastig und doch mit Ruhe, während die Mondstrahlen die weichen Schatten in dem nachgebenden Sande küssen. Ein solches Land predigt Genügsamkeit und Glauben an eine andere Welt, indem es zugleich die Kraft lockert und spannt.

Wie sieht diese andere Welt aus? Die Nacht zeigt ja ihr Bild: ein Himmelssaal, höher, tiefer als am Tage, mondbeleuchtet, sternenbesät, und mit den fünf funkelnden, strahlenden Wanderern. Das ist Allahs Saal. Und unter ihm schlagen einst seine Gläubigen Lager, Zelt bei Zelt. Nicht bei drückender Hitze, wenn der Schweiß von den Kamelen dampft, auch nicht in bitterer Morgenkälte. Nein, die Luft ist immer mild und kühl, der Boden fettes Grün, das Zelt schattige Laubhütte. Und während frische Quellen rieseln, schafft Gott beständig wie am Morgen der Zeiten aus der Rippe des Mannes das junge Weib, des Mannes Lust, die herrlichste Frucht des Gartens, den göttlichen Labetrunk für Sehnsucht und Begierde.

Von Bildern wie diesen waren Mohammed und seine siegreichen Scharen erfüllt; aus Bildern wie diesen gingen die geistigen Anschauungen der Araber hervor. Im Abendlande hat man sich oft böswillig an einzelne Teile hiervon gehalten, um desto leichter das Ganze treffen zu können. Man hat versucht den festen Jenseitsglauben der Araber herabzuziehen, indem man das stark fleischliche Kolorit, besonders die Vorstellung von den ewig jungen Huris hervorhob. Aber waren die gleichzeitigen christlichen Vorstellungen denn reiner? Abgesehen von der gemeinsamen Vorstellung, daß man die Ewigkeit mit Lobgesängen

zu Gottes Preis zubringt, erwartete die Christen als besondere Zerstreuung, daß sie sich an den Weherufen der überwundenen Widersacher, der ewig Verdammten freuen würden. Von diesen zwei Vorstellungsarten war die Freude über Huris gewiß die unschuldigere.

Die Richtung des Fortschrittes, welchen die Menschheit unter Führung der Araber machte, läßt sich am kürzesten als religiöse Toleranz bezeichnen. Dies war auch der Punkt, in dem der damalige Begriff von Menschenpflicht am meisten der Nachhilfe bedurfte. Seit Entstehung des Christentums hatten sowohl seine Anhänger als seine Widersacher sich daran gewöhnt, dieses Verhältnis mit gleicher Gefühllosigkeit und Plumpheit aufzufassen. Wenn hier die Araber einen anderen Weg einschlugen und die Grundvorstellungen einer neuen Prüfung unterzogen, geschah dies, weil in der Tat ihre Himmelsansicht von der christlichen verschieden war.

Das Christentum beruhte einseitig auf der Sonne. Von Ägypten, wo die Sonne eine solch ausschließliche Rolle gespielt hatte, hatte das Christentum seine Lehre von der Dreieinigkeit (Sonne, Mond und neue Sonne) und der Geburt Gottes auf Erden (Sommersonnenwende und Steigen des Niles) entlehnt. Von Persien hatte es seine Lehre von Gut und Böse, Gott und Teufel empfangen, die ja der innere seelische Ausdruck vom Sonnenlichte des Tages und dem Dunkel der Nacht war. Für den Mond gab es in diesen beiden Himmelsanschauungen nur einen kleinen unbedeutenden Platz, und dieser wurde immer mehr eingeengt. Darum konnte auch die Gottesmutter einigermaßen leicht bei der Auswanderung aus Ägypten das Geschlecht wechseln und zum männlichen Heiligen Geist werden, der infolgedessen mindest deutlichen Person der christlichen Dreieinigkeit.

Diese Grundvoraussetzung des Christentums, Sonne oder Nichtsonne, Gott oder Teufel, durchdrang die Lehre immer stärker und stärker. In ihrer vollentwickelten Form war es gerade der scharfe Gegensatz, der das Ganze trug. Denn Gottes Menschwerdung, Christi

Erscheinung auf der Erde, war dadurch bedingt, daß die Welt ganz schlecht geworden war. Und der Teufel selbst war unverbesserlich, die Höllenqualen ewig, denn sonst wäre ja eine solch große Veranstaltung wie Gottes eigene Geburt auf der Erde nicht notwendig gewesen. Gerade im Gegensatze, in seiner Schärfe, lag die Erklärung. Nur in der Übertreibung, welche zu dem entscheidenden Riß führte, lag die Wahrheit. Jede Art Toleranz war auf diesem Boden Verleugnung.

Anders für die Araber. Für sie war die Sonne nicht ausschließlich Gutes wirkend. Sie brannte ja das Land zur Wüste Da war der mildere Mond weit vorzuziehen. Er wurde der wirkliche Freund des Volkes, nach welchem das Jahr berechnet wurde; der Halbmond wurde Mohammeds Wappen. Hierin lag ein wichtiges Zugeständnis. War der Himmelskörper der Nacht der beliebteste, so war der scharfe Gegensatz zwischen Licht und Dunkel, Tag und Nacht gehoben. Für die Araber bestand er auch nicht, sondern gleichmäßige Übergänge bezeichneten den Abstand zwischen den Extremen, vom brennenden Sonnenlicht zum milden Mondschein, zur mondlosen Sternenbeleuchtung, zu der in Arabien so selten stockfinsteren Nacht. Aber hiermit war ein Hinweis auf eine tiefere Anschauung gegeben, auf die Anschauung, welche die Chaldäer geahnt, aber wieder aufgegeben hatten, um bei der bloßen Sterndeutung zu landen, auf die Anschauung, welche die Juden ergriffen, aber so oft aufs neue verloren hatten, um sich mit einem bloßen Nationalgott zu begnügen, auf die Anschauung von dem hohen Weltensaal, wo weder Licht noch Dunkel, noch Sonne noch Mond oberste Herren, sondern alle nur Diener des einen, unsichtbaren, ewigen Gottes sind.

Als die Araber nach ihrem Erwachen zu selbstbewußtem, geistigem Leben sich als Erben der Chaldäer und der Juden sahen, bereit den Schatz der Urzeit zu heben und fruchtbar zu machen, war das erste, worüber sie sich klar wurden, daß der ägyptisch-christliche Zusatz zum Gottesbegriffe eine Verfälschung desselben

wäre. Gott ist nicht in drei Personen geteilt, und es ist grobe Versinnlichung, den unsichtbaren Gott in Menschengestalt offenbart, ja auf Erden geboren zu glauben. Will Gott etwas auf Erden offenbaren, so verkündet er es einfach durch seine Propheten. Von solchen hat er viele gesandt, von Moses bis auf Jesus von Nazareth, und als letzten und größten Mohammed. Aber es ist nur ein Gott, und Mohammed ist nur sein Prophet.

Und ebenso leicht hatten sie es, die persisch-christliche Verfälschung des Gottesbegriffes aufzudecken. Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Gott und Teufel sind nicht gleich starke Mächte, mit den Rücken aneinander gefesselt wie die Seiten eines Blattes, zusammen das Ganze bildend. Nein, Licht und Dunkel, Tag und Nacht, lohnende Engel und strafende Teufel sind allesamt nur Diener des einen, unsichtbaren, allmächtigen Gottes. Nur das Kind und der Unwissende verfallen darauf, den Sklaven, der die Schuldigen mit Stockschlägen straft, für den Kalifen selbst zu nehmen. Jeder Verständige weiß, daß er nur ein Diener ist, der den Befehl des Kalifen vollzieht.

Entsprechend der veränderten Himmelsanschauung erfuhr auch der Humanitätsbegriff eine Änderung. Das höchste Menschliche wurde weder die Freundschaft der Epikureer, noch die Pflichterfüllung der Stoiker, noch die Liebe Jesu von Nazareth, noch der Glaube der Christen, sondern die praktische Weisheit, welche milde jedem gleiches Recht geschehen läßt. Das Ideal wurde weder der feinfühlende Freund, noch der treue Arbeiter, noch der aufopfernde Bruder, noch der stetige Bekenner, der sich wilden Tieren oder disputierenden Mitchristen vorwerfen ließ. Das Ideal wurde der klarsehende Kadi, der Richter, der gerecht, scharf und doch milde den Kern der Sache zu treffen versteht, zu sondern zwischen den oft so verwickelten Äußerungen des göttlichen wie des menschlichen Wesens.

Ihre mächtigste Entfaltung zeigte diese ganz neue Anschauung in der breiten Welle, welche von Mekkas und Medinas bis dahin

unbekannten Gegenden ausströmend in kurzer Zeit sowohl die alten Stammgegenden des Christentumes wie die Heimstätten der Chaldäer und Perser, Ägypten und ganz Nordafrika unter Wasser setzte. Wie eine milde und kühlende Flut erfrischte sie die erhitzte Erde. Der neue Gedankengang wirkte nicht als erhitzender, berauschender Wein, sondern klärte, belebte den Sinn wie Arabiens holdseliger Mokkatrank. Wenn man im Abendland tadelnd hervorgehoben hat, daß er mit dem Schwerte vordrang, so übersieht man, daß dieses das Werkzeug der Weltreiche ist. Aber nach dem Siege zeigte sich eine sonderbare Erscheinung, neu und sogar dort unbekannt, wo der Streit nur zwischen verschiedenen Glaubensgenossenschaften innerhalb der Grenzen des gemeinsamen Christentumes bestanden hatte. Die siegreiche Kirche erkannte milde und friedlich die Überwundenen an, ließ Juden und Christen ihren Glauben unangetastet behalten, zog die weite Grenzscheide der Toleranz um alle, welche nur innerhalb des Monotheismus standen. Und im Einklang hiermit sproßte in den Fußtapfen der Araber eine Kultur hervor, edler, milder, feiner geformt als irgendeine frühere von gleicher Ausdehnung. Nie sind Spanien oder Sizilien auch nur annähernd so herrlich kultiviert gewesen wie in der Zeit der Araber. Während Karl der Große die Sachsen tausendweis taufte, indem er sie in die Weser hineintrieb und ertränkte, gediehen in Cordova die verschiedenen Glaubensgemeinschaften Seite an Seite; während der König des Frankenreiches erst im Alter schreiben lernte, herrschte der feingebildete Harun al Raschid in Bagdad; während im Westen der Jenseitsglaube diese Welt plump oder öde machte und die Engel in mißratene Kreaturen verwandelte, erzeugte derselbe Glaube bei den Arabern eine entwickelte Kunst und Wissenschaft und einen kräftigen Versuch, das Kommende als eine Erfüllung des Gegenwärtigen anzusehen. Das Christentum opferte die Welt für Gott, die Araber sahen gerade in ihrem Leben einen Abglanz von Gottes Fülle.

Einen kleinen aber bezeichnenden Ausdruck gab der arabischen Toleranz ihr Verhältnis zur Sterndeutung. Als Erben der Chaldäer pflegten sie diese mit großem Eifer. Sie hielten sich indessen nicht nur an ihre chaldäische Form, sondern verlegten sich auch auf die ägyptische. In Alexandria hatte ja die große Vereinigung der griechischen und der orientalischen Sternkunde ihren Hauptsitz gehabt, und der bedeutendste Astronom, der Sammler alles älteren und gleichzeitigen Wissens, war Ptolemäus, der um 150 n. Chr. hier wirkte. Während sein Name jetzt in der ganzen Welt jedem Schulbuben bekannt ist wegen des nach ihm benannten mathematischen Lehrsatzes, war sein Ruf und sein Werk damals in Vergessenheit geraten. Die Araber retteten beides vom Untergange und übersetzten im Jahre 827 seine große Astronomie aus dem Griechischen ins Arabische. Zur Erinnerung daran trägt diese Schrift noch heute in der gewöhnlichen Sprache ihren arabisch verdrehten Ehrennamen „Almagest“ (vom Artikel „al“ und „megistos“ = größte).[143]

Aber Ptolemäus ging auf griechische Art davon aus, daß die Welt eine Kugel wäre, in deren Mitte sich die Erde befände. Obgleich die Araber wie alle Semiten mit der Vorstellung von der Welt als dem Kuppelsaal über der Erde als Boden aufgewachsen waren, nahmen sie doch an dem Weltbilde des Ptolemäus keinen Anstoß, sondern wandten es im Gegenteil bei allen wissenschaftlichen Berechnungen an. Hierdurch bahnte es sich den Weg zu dem Bewußtsein der Gebildeten. Auf wenigen Punkten äußerten sich die Eigentümlichkeiten des arabischen Geistes — seine Klarheit, seine Schmiegsamkeit, sein Jenseitssinn — so schön wie hier. Ohne Lärm und Streit gab man, als man überzeugt war, seine frühere Vorstellung als kindisch auf und schloß zuversichtlich von der sichtbaren Halbkugel auf die jenseits entsprechende. Durch diesen Schluß bezeichneten die Araber die Höhe ihrer Kultur vielleicht am deutlichsten.

Mischung der Bestandteile

der Weltanschauung des 16. Jahrhunderts

Was die Araber erreicht hatten, ging nicht direkt in Europas Erbe über. Man betrachtete sie hier mit fanatischer Verachtung und nahm nur insgeheim zu ihrer Hilfe Zuflucht. Es war den jungen europäischen Völkern vorbehalten, als die Zeit erfüllt war, mit eigener Kraft das Gefängnis zu sprengen, auf eigenen Wegen weiter zu kommen, als die Araber sie hätten führen können. Doch entlehnten sie von diesen ein bedeutungsvolles Hilfsmittel. Von Spanien aus verbreitete sich die Kenntnis der Mathematik, sowohl als reine Rechenkunst wie in ihrer angewandten Form als Astronomie und im Anschlusse hieran als Sterndeutung. Hiermit war, ohne daß eine der Parteien es ahnte, den erwachenden Völkern der Schlüssel zu ihrer Zukunft gereicht. Und zwar in der freundlichen stillfertigen Art, welche für die arabische Kultur bezeichnend war. Ihr Denkmal in der europäischen Rechenkunst ist die bescheidene Ziffer 0, zugleich nichts und doch so inhaltsreich.

Der geistige Durchbruch der europäischen Völker, ihre „Renaissance", wurde durch eine Reihe von Begebenheiten hervorgerufen, welche ohne innere Verbindung auf einmal ganz neue Entwickelungsbedingungen schufen. Im Jahre 1453 eroberten die Türken Konstantinopel. Ungefähr zu derselben Zeit wurde die Buchdruckerkunst erfunden. 1492 entdeckten die Spanier Amerika, 1498 die Portugiesen den Seeweg nach Ostindien. Mit diesen vier Begebenheiten waren plötzlich die Verhältnisse der Vergangenheit von oberst zu unterst gekehrt. Früher war die Kirche die einzige Lehrmeisterin gewesen. Jetzt strömten vertriebene griechische Gelehrte nach Italien und brachten sowohl

griechische Handschriften als auch Begeisterung für ihre Entzifferung mit. Die Buchdruckerkunst ermöglichte es, die Bekanntschaft nicht nur mit diesen, sondern zuerst und zumeist mit der Bibel und den alten lateinischen Schriftstellern allgemein zu verbreiten. Der bekannte Teil der Erde, der sich bis dahin auf Europa und die Mittelmeerländer beschränkt hatte, wuchs mit Riesenschritten, und bald führten Schiffe, die nach West absegelten und von Ost heimkehrten, den unumstößlichen Beweis, daß das Weltbild des Mittelalters falsch war. Die Erde war nicht der Boden eines großen Saales, sie war der Mittelpunkt in der ungeheuern Weltkugel, denn die Erde war rund.

Im Laufe einiger weniger Jahrzehnte waren so die europäischen Völker — das will sagen die romanischen und gothogermanischen, denn die meisten Slawen schliefen noch weiter — aufgerüttelt und allen großen Fragen des Altertums gegenübergestellt worden. Ja, einer dieser Fragen gegenüber, der nach der Form der Erde, hatten sie unerwartet einen Vorsprung bekommen, der ihnen einen Platz weit vor jedem alten Volke, selbst vor den Griechen, anwies. Daß all dieses den damaligen Generationen ein ganz eigenes Gepräge geben mußte, leuchtet von selbst ein.

Die tiefste und breiteste Wirkung, welche wie ein gemeinsames besonderes Kennzeichen auf allen romanischen und gothogermanischen Völkern im 16. Jahrhundert liegt, sind ein eigentümlicher Lebensdrang und eine ebensolche Lebenskraft. Deutlich genug zeigt sich eine neue in diesen Menschen geweckte Lebensquelle. Sie sind zu der Überzeugung erwacht, daß das Leben einen bisher ungeahnten Wert besitzt. Darüber, worin dieser besteht, legt man sich keine Rechenschaft ab. Es ist genug, die unmittelbare Überzeugung von etwas Reichem, Starkem, Unerschöpflichem sowohl in sich als auch zur Verfügung nach außen zu besitzen. Kraft dieses Neuen wirkt, genießt, lebt man auf eine andere, schnellere, gewaltsamere Art als die Geschlechter vorher.

Worin dieses Neue eigentlich bestand, würde der Mehrheit damals ebenso schwer gewesen sein auszudrücken, als es für uns jetzt klar zutage liegt. Es war der Glaube an das Natürliche, seine Stärke, sein Recht, welcher sich nun auf einmal so unwiderstehlich geltend machte. Jahrhundertelang hatte man gelernt, daß die Welt ein Nichts wäre, aus nichts geschaffen und an sich ein Nichts, nur von Gottes Allmacht in jedem einzelnen Augenblicke gehalten; daß der eigene Leib, die natürlichen Triebe des Menschen das wären, was abgetötet werden sollte, das Sündige, das Unwahre im Menschen. Aber jetzt schlug dieser Gedankengang auf einmal um. Wie neue Lebenskraft, wie warmer Mut und frischer Drang durchrieselte das Naturgefühl alle leiblichen und geistigen Empfindungen. Und wie rotwangige, winkende Wirklichkeit lag die ganze Welt vor einem.

Warum erstand dieser Glaube an das Natürliche gerade jetzt? Zwei Gründe gab es, welche man sofort gewahr wird. Die Welt war durch alle die neuentdeckten Länder und ihre wunderbaren Erzeugnisse plötzlich so groß und reich geworden. Und zugleich lernte man durch die römische und griechische Literatur einen fremden Gedankengang kennen, für welchen das Natürliche als das in sich Berechtigte dastand. Aber unter diesen beiden augenfälligen Gründen lag ein dritter tieferer. Diese beiden waren nur die Tropfen gewesen, deren es bedurfte, um das Faß zum Überlaufen zu bringen. Denn die altmodische Auffassung selbst war nur eine künstliche; es war die gradweise Einengung und Hemmung gewesen, welche die Kirche jahrhundertelang den natürlichen Anschauungen und Gefühlen der jungen Volksstämme gegenüber durchgeführt hatte. Nun gab es mehr als eine Überschwemmung; es war zugleich ein Deichbruch. Mit unaufhaltsamer Kraft strömten über Europa alle diese lang beherrschten Triebe und niedergehaltenen Neigungen. Wie freies Gebraus, wie kochender Schaum erhoben sie sich über

allen Verhältnissen, und während das Leben sich erweiterte, stiegen sie hinaus, hinauf, ein sprudelnder Quell neugeweckter Kräfte.

Es ist schwierig, diese ganze Bewegung in ein gemeinsames Bild zu fassen. Gerade die Mannigfaltigkeit und die scheinbare Ungleichartigkeit sind ein Ausdruck für die zugrunde liegende Kraft. Oft äußerte sich diese nicht in dem erstrebten Ziele selbst, sondern nur in der Gewaltsamkeit, mit welcher man darauf losging. So bestand, um ein Beispiel zu nennen, für den ersten Blick ein großer Unterschied, ja fast ein Widerspruch zwischen dem neugeweckten Sinn für das Natürliche und dem Drange, aus dem wirklichen Leben zu der Welt der Bücher, welche die Buchdruckerkunst hervorgebracht hatte, zu flüchten. Und doch lag ein deutlicher Ausbruch des Naturdranges in diesem brennenden Wissensdurst, in der jubelnden Wissensfreude, mit welcher man zugriff, so unverständlich dies einer späteren, verwöhnten Zeit erscheinen mag. Selbst in dem fernliegenden, stillfertigen Dänemark kam der Drang zum heftigsten Ausdruck. So erzählt der Bischof Peter Palladius über den Andrang zu den Schulen in seiner Kindheit am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts: „Damals, als wir, die wir jetzt Geistliche sind, zur Schule gingen und kleine Grünschnäbel waren, da mußten wir hinauf auf den Schulboden gehen. So viele Schuljungen waren hier, daß es oben und unten voll war: 700 in der Schule von Ribe, 900 in der Schule von Roeskilde.“ Und er setzt uns selbst in den Stand, diese Zahlen zu beurteilen, indem er in anderem Zusammenhange mitteilt, daß später, als die Bewegung sich gelegt hatte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die Verhältnisse ganz anders lagen. Über den Zustand in der Hauptstadt berichtet er: „Es gibt an diesem Tag dritthalb hundert niedliche Knaben in der Kopenhagener Schule.“[144]

Aber selbstverständlich machte sich der Drang nach dem Natürlichsten am häufigsten auf die nächstliegenden Arten Luft.

Nicht nur erhielten in den Darstellungen die Heiligen, die Engel, die Jungfrau Maria Fleisch und Blut, sondern zuerst und zumeist fühlten die Menschen selbst, daß sie dasselbe waren. Es verbreitete sich die ausgelassene Freude und Zuversicht, welche der Berauschung an freier Luft entspricht.

In dieser Lebensfreude gibt es einen sichtlichen Unterschied, je nachdem man sie bei den damaligen Völkern im Süden oder im Norden verfolgt. In Italien, wo die Entwickelung vorgeschrittener, die Bildung reicher war, schuf sich die Stimmung einen mannigfaltigeren Ausdruck. Sie machte sich Luft in Farben, Tönen, Formen, in der Neuschaffung einer ganzen Kunst, in den kühnen Gedankenblitzen des einzelnen, in einer feiner geschliffenen Umgangsform, in einem munteren, bunten Gesellschaftsleben. Nach Norden zu wurden die Ausdrucksformen vereinzelter und grobkörniger. Geschlechtsleben und Lust am Essen und Trinken traten unverschleiert in den Vordergrund. Es war, als ob die seit der Wikingerzeit sich kasteienden Völker sich nun wieder aufraffen wollten, als ob der Wiking selbst gelandet wäre, und der schmalen Kost an Bord gründlich satt unaufhaltsam drauflosginge, gierig nach Grütze, Trank und Weibern langend. Und doch würde man die Stimmung im Norden mißdeuten, wenn man andere Töne hier überhörte. Man begnügte sich hier oben nicht damit, Fasten und Klöster abzuschaffen, man begnügte sich nicht damit, fremde Baukunst nachzuahmen, sondern Namen wie Kopernikus, Tycho Brahe und Shakespeare bewiesen, daß bei allen diesen Völkern von der Ostsee bis zum Westmeer — Polen, Germanen, Skandinaviern und Engländern —, welche jetzt aus dem Knaben- ins Jünglingsalter traten, reiche Tätigkeitsgebiete vorhanden waren und tiefere Gedanken als bloß die der Flegeljahre.

Der Sinn für das Natürliche kam wie eine plötzliche Landseuche über Europa, zündete bei jedem und riß durch einen unmittelbaren Ruck alle mit sich, Pfaffen und Laien. Er stammte

aus Quellen, die tiefer lagen als die herrschende Religion. Im Anfang war die Freude über die neuen Bücher, die neuen Länder, die neue Natur ungeteilt. Die Kirche sah froh erstaunt zu. Aber es währte nur kurz, da wurde der Gegensatz entdeckt. Der Streit begann. Und hierdurch wurde in die Beleuchtung, welche im 16. Jahrhundert über dem Leben lag, wieder ein neuer Ton gemischt.

Unter den Büchern, welche die Buchdruckerkunst vervielfältigte, war die Bibel das wichtigste, besonders das Neue Testament. Es wurde in alle Sprachen übersetzt und fand jetzt in einem Jahre sicher mehr Leser, als in den letztverlaufenen tausend Jahren zusammen. Aber dies war ein gefährlicher Lesestoff. Man kam durch ihn gleichsam hinter die römische Kirche, zurück zu der Zeit, da diese noch nicht da war. Und staunend entdeckte man, daß von dem, was nun das Wesentliche in der römischen Kirche ausmachte: Papst, Messe, Fegefeuer, Ablaß, im Neuen Testament gar nicht die Rede war. Das war eine fürchterliche Entdeckung. Das Hauptbuch stimmte nicht mit der Kassenführung. Hier mußte etwas Schlimmes im Spiele sein. Und was auf dem Spiele stand, war alles, nicht bloß die zeitliche, sondern die ewige Wohlfahrt.

Die Frage nach der ewigen Seligkeit wurde so auf einmal und in unheimlichster Art auf die Tagesordnung gesetzt. Just als alle die angenehme Entdeckung gemacht hatten, daß es doch eine herrliche Welt wäre, in der man lebte, und daß man so viel Veranlassung hätte, sie recht zu genießen, wurde auf einmal „Feuer" gerufen. Die Feuersbrunst war deutlich genug; sie hatte stark um sich gegriffen. Und sie bedrohte das Beste, was man besaß, sowohl das gegenwärtige kleine Stümpfchen Leben, als auch das ganze, ungeheuer lange, welches nachher kam.

Einzelne Gebildete, welche sich mit der römischen und griechischen Literatur vertraut gemacht hatten, retteten sich in die Lebensanschauung des Altertums hinüber. Mit dem allerdürftigsten Gepäck flüchteten sie sich heimlich weg aus der Kirche mit ihrer Jenseitslehre. Unter dem Namen „Humanisten" fanden sie ein neues Heim in dem bescheidneren Gebäude des Diesseits hinter den gegen Vergangenheit und Zukunft geblendeten Scheiben. Aber rund herum tönte von allen Seiten der tausendstimmige Schreckensruf der Menge: „Die Kirche brennt! die Kirche brennt!"

Mit menschlicher Hilfe allein war das Löschen unmöglich. Es konnte nur mit den Mitteln der Ewigkeit geschehen. Aber die Arbeit wurde nicht gleichmäßig geleitet; es wurde ein verschiedenes Verfahren angewandt, und hierdurch entstanden Zank und Verwirrung. Als das Feuer sich endlich legte, zeigte es sich, daß man drei Stumpfe von der alten Kirche gerettet hatte; und drei Parteien behaupteten, jede besonders, daß ihr Stumpf die ganze Kirche wäre.

Die drei Hauptführer bei der Löscharbeit standen in gerader Linie nach Norden: der Papst, Calvin und Luther. Alle holten sie das Wasser aus dem ewigen Meer der Seligkeit, aber jeder durch seine Leitung. Die Losung des Papstes war: Durch wen wird man selig? Calvins: Warum wird man selig? Luthers: Wie wird man selig?

Wenn der Papst die Frage stellte: „Durch wen wird man selig?" war die Antwort natürlich: durch Christus. Aber Christus hat seine Macht auf Erden dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern übertragen. Der Papst ist jederzeit Chef des Hauses auf Erden, in inniger Verbindung und in voller Übereinstimmung mit dem Herrn des Hauses im Heimatlande, dem Himmel. Wenn nun Unkundige im Hauptbuch gelesen und hierauf Lärm geschlagen haben, wodurch Mißtrauen gegen das Haus, die Kirche, auflodern mußte, so liegt die Schuld weder am Papste, noch am Buche, sondern einzig und allein an diesen Leuten selbst.

Entweder wissen sie nicht das Hauptbuch zu deuten, indem sie sich nicht auf italienische Buchführung verstehen, oder sie vergessen die dem irdischen Chef übertragene Macht, jederzeit nach bestem Ermessen und nach dem Bedarf des Hauses zu handeln. Schon seit vielen Jahrhunderten ist der Geschäftsgang folgender gewesen: jeder, welcher das Einschreibezeugnis der Taufe besitzt, kann bei dem Bankhaus der Kirche Einzahlungen in Form von guten Handlungen und Meßgebühren machen. Die beiden Arten von Quittungen, welche für Abendmahl und Messe geliefert werden, sind etwas verschieden, insofern man im Abendmahl Christi Leib selbst genießt, während in der Messe der Priester sowohl diesen als auch Christi Blut für den Einzahlenden genießt. Aber dies ist nicht so wichtig; das Wesentliche ist, daß die Kirche vollständigen Ersatz bietet, indem sie jedesmal kraft ihrer Machtvollkommenheit Christus aufs neue zu töten, seinen Opfertod zugunsten des Besitzers jenes Zeugnisses wiederholt. Durch einen geheimen Druck wird dies gleichzeitig im Himmel notiert, in Christo abgestempelt. Hierdurch ist jeder Mißbrauch vereitelt. Wenn der Besitzer des Zeugnisses nach dem Tode seine Seligkeit einkassieren will, wird ihm an der Kontrolle im Fegefeuer genau soviel von der vorausgehenden Pein der Läuterung abgezogen, als seinem einbezahlten Guthaben entspricht. — Alles ist so in schönster Ordnung, und es ist keine Spur von einem Grund vorhanden, Lärm zu schlagen. Die Kirche ruht jetzt wie vorher und für alle Ewigkeit auf dem Felsengrunde des Herrn. Zeiten und Formen wechseln, aber der göttliche Inhalt ist derselbe. Darum ist die Antwort auf die große Lebensfrage: „Durch wen wird man selig?“ — trotz des scheinbaren Widerspruchs — doch eine und dieselbe: „Durch Christus, durch die Kirche, durch den Papst, durch die Messe.“

Im direkten Gegensatze zu diesem Weltgeschäfte nahm Calvin seinen Standpunkt in Gott. „Warum wird man selig?“ Der Grund liegt offenbar nicht im Menschen selbst, denn alle

sind Sünder, und niemand kann durch eigene Kraft selig werden. Wo liegt da der Grund? In Gott. Gott hat kraft seiner Allwissenheit voraus gewußt, daß die Menschen sündigen und darum ewig verloren sein würden. Kraft seiner Gerechtigkeit läßt er dies geschehen. Aber kraft seiner Liebe, seiner Gnade erlöst er einzelne, nicht um ihres eigenen Verdienstes willen, sondern trotz ihrer Schuld, kraft seiner Gnade. In Gott ist aller Grund. Wagst du mit kühnem Gedankenmut hinabzuschauen in des Lebens Brunnen, so siehst du tief unten, umgeben von den düsteren Seiten der Notwendigkeit, Gott als Ursprung aller Dinge. Warum taumelt ihr da oben geschäftig auf dem Kirchenplatze, lauft irrend bald hierhin bald dorthin? Merkt ihr nicht, daß es von unten auf in euch zittert, Seligkeit in einigen, in anderen Verdammnis? Vergebens tut ihr so, als bewegtet ihr euch. Ihr seid alle an den Fleck genagelt, von Ewigkeit daran genagelt. „Die Kirche brennt!" „Ja, gewiß brennt sie, jetzt wie vorher, wie in alle Ewigkeit. Sieh, wie die beiden Türme glühen! Der eine, rosenrot, ist der Turm der Gnade, von dem aus die Seligen jubeln. Der andere, flammend, ist der Turm der Gerechtigkeit, wo die ewig Verdammten auf dem Marterrade der Uhrscheibe in Pein herumgewirbelt werden, während die glühende Mauer sie verbrennt und der Teufel, als Fahnenstange aufgespießt, brüllt. Das alles zusammen ist die Kirche, das Schloß von Gottes Allwissenheit mit der unverrückbaren Grundfeste und den beiden mächtigen Zwillingstürmen.

Luther endlich nahm seinen Standpunkt weder in der Kirche noch in Gott, sondern im Menschensinne, indem er fragte: „Wie wird man selig?" Die Antwort lautete: „Durch den Glauben allein." Hierdurch war er in einem einzigen raschen Satze aus dem Anbau der römischen Kirche mit den guten Handlungen hinaus. Er stand wieder im Vorhof des Neuen Testaments. Aber es war öde und kalt hier draußen. Nicht ohne Grund hatte bei guter Zeit der Papst für die jungen Völker gesorgt,

indem er mit der Lehre von den guten Handlungen der Kirche einen Seitenflügel hinzufügte. In diesem Flügel gab es Licht und Wärme, hier hatte die eigentliche Erziehung einen Platz gefunden. Denn wurde hier auch nicht Jesu reine Lehre von der Liebe gelehrt, sondern nur Gehorsam gegen die Kirche, so sprach man hier doch Worte, wie sie ein gesunder und kindlicher Sinn verstehen konnte. Hier war jene Kraft genährt worden, welche immer aufs neue die Reihen gefüllt hatte, derber Wille, bereit wie Christophorus mit der Christusbürde auf dem Rücken sich durch den reißenden Strom zu kämpfen. Aber jetzt ging dieser ganze Flügel in Flammen auf; Luther hatte recht: vor dem Urteil der Bibel konnte er nicht bestehen. Für die nördlichen Völker war hier nichts anderes zu tun als, wenn sie müde waren, sich am Scheiterhaufen zu wärmen und in die Glut zu sehen, wieder ihre alte Tracht anzuziehen. Es war ja kalt, und niemand hatte Veranlassung, hinauszuwaten wie Christophorus. Und die Tracht lag da, die Tracht der Natürlichkeit, die altbekannte aus den Tagen der Heidenschaft. Ja sieh! sie war neu geschmückt, von Werktagstracht zur Festtracht verwandelt, ein lieblicher Wink zu Essen, Trinken, Gelagen und Weibern.

Wurden nun Luther und seine Anhänger aufs neue Heiden? Verließen sie die Kirche? Keineswegs. Sie blieben getreulich auf der Brandstätte, alle daran zu erkennen, daß sie unter dem Gewande verborgen das Brandwachenzeichen des Glaubens trugen. Sie waren ja die Feuerwehr der Kirche, die Mannschaft an der Spritze der Rechtgläubigkeit, welche bis zum Himmelsgewölbe hinaufreichte. Als Luther Lärm schlug, weil der Papst Feuer angesteckt hatte, begegneten sie sich alle einmütig. Konnte ihnen wohl jemand eine Herzstärkung während der Arbeit versagen? Was sie genossen, war überdies ja trotzdem preisgegeben und sollte zugrunde gehen. Denn vom christlichen Standpunkte waren eine Kanne Bier, ein Gelage und ein Tänzchen ganz ohne Wert.

Es war klar, daß der Gegensatz zwischen dem Papste, Calvin und Luther sowohl geistig als körperlich zu Streit führen mußte. Hundert Jahre lang sollten in England, Frankreich, Deutschland blutige Kriege um die wahre Kirche geführt werden. Das Ergebnis war, daß, während die romanischen Völker einigermaßen an der römischen Kirche festhielten, die gothogermanischen Völker sich von ihr trennten und calvinische und lutherische Landeskirchen errichteten. Das war ein korrekter Ausdruck für den Charakter der Bewegung. Denn obgleich durch die Reformation der alte Fels der Kirche anfing in Trümmer zu gehen, sich in Landeskirchen zu zersplittern, war man doch noch nicht darüber hinausgekommen, daß diese Steine Brot wären. Man war nicht tiefer zurück ins Altertum gelangt als bis zur christlichen Kirche, nicht bis hinauf zu Jesu warmer Lehre von der Macht der Liebe, welche jeden einzelnen dazu vermag, sich für die anderen Gott zu opfern. Immer noch fühlte man sich nur als bündelweis existierend, der eigentliche Lebensfaden lag in dem umwindenden Bast der kirchlichen Gemeinschaft. Als sich daher im Norden der erste Schrecken nach dem Übergang vom Papsttum zum Luthertum ungefähr um die Mitte des 16. Jahrhunderts gelegt hatte, fühlte man sich wieder sicher. Erfuhr man auch später kirchliche Erschütterungen, so geschah es immer im Bunde mit all den anderen. Jetzt waren es Obrigkeit und König, die die eigentliche Verantwortung trugen. Und nach und nach erfuhr man, daß diese ebenso, wie es früher bei dem Papst der Fall gewesen war, in einem Vertragsverhältnisse zu Gott standen. So war denn kein Grund vorhanden, sich um das Kirchliche Sorgen zu machen. Gott und der König würden schon genügend dafür zu sorgen wissen.

Wie tief die Änderung der Kirche auch einschnitt, von den Skandinaviern des 16. Jahrhunderts wurde sie am ehesten als ein nur vorübergehender, kurzwährender Schreck empfunden. Dem allgemeinen Wohlbefinden, welches die Freude an der

Natur hervorgerufen hatte, tat sie keinen Abbruch. Sie war nur ein leichter, kalter Schauer. Ehe das Jahrhundert herum war, wirkte sie am ersten wie ein anregendes Gefühl von Spannung und Kraft.

Insoweit lag das Leben vor jenen Geschlechtern immer noch in farbigem Sonnenlicht. Aber was der kirchliche Druck nicht vermocht hatte, das vermochte ein einzelner halb vergessener Punkt in der kirchlichen Lehre. Kaum eine andere Zeit, weder früher noch später, ist in dem Grade eingeschüchtert, so von Furcht geschüttelt worden wie das 16. Jahrhundert. Das geschah durch die Teufelslehre.



Indem die Renaissance durch die neugewonnene Literatur in ein näheres Verhältnis zum Altertum kam, stieß sie auch auf alle die großen Fragen, welche jene Zeit so lebhaft beschäftigt hatten. Die Humanitätsfrage, den Gedanken der großen menschlichen Brudergesellschaft zu fassen war man noch nicht ganz imstande. Die Dreieinigkeitslehre und Gottes Menschwerdung nahm man unbesehen auf das Wort der Kirche hin an. Wie es der Sterndeutung zu wirken gelang, werden wir gleich sehen. So war noch die Lehre vom Bösen und vom Teufel übrig.

Diese beiden Gedanken schrieben sich ja aus dem alten Persien her, wo sie dazu gedient hatten, das Dunkel der Nacht im Gegensatz zum hellen Tage zu erklären. Aber auf jene unermüdlichen Perser in dem gemäßigten Klima, wo alles Abhärtung und Arbeit predigt, hatte diese Zweiteilung des Lebens nicht abschreckend gewirkt. Sie hatte nur für einen jeden die Aufforderung enthalten, mit einzugreifen zugunsten des Lichtes, des Tages, Gottes. Durch gemeinsame Arbeit würde es schon einmal gelingen, die ganze Erde kultiviert, jeden Sinn gereinigt

zu sehen, so daß Gott siegen, der Teufel, das Dunkel, das Böse gefesselt und verbrannt werden könnte.

Indessen war die Teufelslehre auf ihrer Wanderung nach Südwest durch die Umpflanzung in den semitischen Geist bitterer, schonungsloser und tiefer geworden. Wie Fliegen schwirrten die Teufel von Babylon aus und warfen sich über das Aas des Daseins. Die Welt war verloren; alle Menschen waren böse. Und die ägyptischen Gedanken von der Dreieinigkeit und Gottes Menschwerdung waren im Christentum, wo sie Aufnahme gefunden hatten, mit der Teufelslehre eine innige Verbindung eingegangen. Dieser war ein notwendiger Unterbau für jene geworden. Das Kommen des Gottessohnes und der Teufel bedingten einander gegenseitig. Ohne Teufel kein menschgewordener Christus.

Im Mittelalter aber war diese bittere scharfe Lehre wieder teilweise verwässert worden. Unter ganz anderen Kulturverhältnissen entstanden, als starkes Gewürz für eine Jahrtausende alte Moral, eignete sie sich nicht zur Kinderlehre für junge, offene Gemüter. Ganz naturgemäß wurde daher die Teufelslehre im Mittelalter allmählich umgebildet. Christus und sein Bevollmächtigter, der Papst, traten in den Vordergrund, während der Teufel verblaßte. Jeder, der fromm tat, was Papst und Kirche geboten, war sicher, von den Nachstellungen des Teufels erlöst zu werden. In Südeuropa, wo ab und zu neue Formen von Ketzerei und Abfall aufkamen, wurde inzwischen wohl einmal die alte Lehre vom Teufel aufs neue geweckt. Aber in Nordeuropa war sie fast ganz in Vergessenheit geraten. Hier war der Teufel nur ein Dummerjan, welchen die himmlisch-irdische Kirche zum Narren hielt. Während er draußen stand und auf die verlorene Seele wartete, steckte man sie mit Hilfe der Messe nur durch ein Loch in der Wand von der Filiale ins Hauptkontor. Zum Spotte für alle stand er dann draußen und lauerte. Man konnte jetzt fast versucht sein, Mitleid mit

ihm zu haben, wie er altersschwach geworden war, so daß er immer zu kurz kam. Jetzt setzte es nicht nur heiße Tropfen Weihwasser, wenn ein Mann der Kirche hinter ihm her war, sondern derbe Prügel und Hammerschläge, wenn er mit einem verschlagenen Bauern oder Dorfschmied in Streit kam.[145]

In diese ganze Auffassung kam Bewegung und Veränderung durch die Lektüre des Neuen Testamentes. Verwundert wurde man gewahr, daß es sich nicht so verhielt. Der Teufel wäre bei weitem kein schwächlicher Tropf, sondern im Gegenteil der mächtigste aller Fürsten, der Herr dieser Welt. Eine Weile begegnete sich dieser neue Gedankengang mit dem anderen, dem neugeweckten frischen Glauben an das Natürliche, und brach sich an ihm. Als das Vollsaftigere siegte wohl scheinbar das Natürliche, aber die Teufelsfurcht bohrte sich fest und folgte als der Schatten. Wie dieser der Nacht verwandt, konnte sie sich beim Tageslicht zusammenkrümmen, schlich aber doch beständig mit, scheu, garstig und unausrottbar, bis der Nachtrab, dem sie das Zeichen gab, das Dunkel, den Menschen überwältigte. Sie machte ein Loch in die Freude.

Aber weit schlimmer wurde es, als der Bruch innerhalb der Kirche vor sich ging und die kirchlichen Veränderungen durchgeführt wurden. Jede der neuen kirchlichen Gesellschaften, die römische Kirche nicht ausgenommen, suchte so bibelgerecht als möglich zu sein und stöberte mit Fleiß all die schwarzen Gedanken auf, welche sich vor vierzehn- bis fünfzehnhundert Jahren im Christenglauben niedergeschlagen hatten. Das tat ihnen jetzt not. Denn mit neuer Kraft drängte sich eine alte Frage auf und heischte Antwort: Was ist das Böse? Die Verhältnisse selbst stellten sie. Für alle diese neuen Kirchen war ja das Böse die gegenseitige Grenze. Und eben in dem Bruch mit dem Alten lag die immer brennende Frage offen: Was ist das Böse?

Das Böse? Ja, das war zuerst und zumeist der Abfall von Gott und der rechten Kirche. — Der Abfall? aber kam der

von selbst? Die Bibel lehrte ja von der Schlange im Paradiese, welche von Anfang an der Mörder gewesen sei, und vom Versucher, der schon von damals an versucht hätte einen jeden zu fangen, selbst Gottes eingeborenen Sohn. Das Böse war also der Teufel in Wirksamkeit. — Aber die Bibel lehrte ja zugleich, daß der Teufel und seine Dienerschaft in ununterbrochener Wirksamkeit wären. Es wimmelte von kleinen Teufeln, zahlreicher als Staubkörnchen schwirrten sie herum, erfüllten alles wie Milben, um dich, mich, uns alle zu locken, zu besudeln, zu befallen, zu verderben. Die ganze Welt war ein fürchterlicher Raum, wo der wahrhaft Sehende wie ein Deliriumkranker allerwegen Fliegen, satanische Fliegen einzeln und haufenweise sah.

Mit innerer Notwendigkeit und großer Schnelligkeit hatte sich diese verzweifelte Erklärung des Lebens entwickelt. Was war hier vorgegangen? Überschauen wir die ganze Entwickelung, so war es einfach das, daß die jungen Völker zum erstenmal auf eigene Hand zu denken und die sie umgebende Welt zu verstehen gesucht hatten. Sie hatten zuerst gefragt: Was ist das Gute, das Angenehme? Und sie hatten geantwortet: Das Natürliche; alles das, was das Mittelalter für ein Nichts erklärt hatte: die Welt, die Menschennatur, das Leben. Und im Einklange mit dieser Antwort hatte die ganze frische Freudigkeit und neugeborene Kraft Europa durchdrungen, ein einstimmiges Ja hatte man zu dem Bibelwort gesagt: Gott sah alles, was er geschaffen hatte, und siehe! es war sehr gut.

Aber darauf hatte man ebenso natürlich gefragt: Was ist das Böse, das Schlimme? Und von der Bibel, von äußeren Verhältnissen und folgerichtigen Schlüssen geleitet, hatte man zuletzt angenommen, daß alles von Billionen und aber Billionen bösgesinnter Teufel erfüllt wäre. Für unsere Zeit, welche eine andere Weltanschauung hat, ist diese Erklärung sonderbar und unverständlich. Und doch hat gerade unsere Zeit auf die entsprechenden Fragen der Gegenwart ganz dieselbe Antwort ge-

geben. Krankheit ist in unseren Tagen als eine Wirkung von Bakterien und Bazillen erklärt worden, welche in unendlicher Zahl die Luft und unseren eigenen Leib erfüllen, ansteckend, bereit zu verderben.

Jeder, der versuchen will, diesen Gedanken ganz auszudenken und danach zu leben, setzt den Fuß auf die Schwelle des Schreckens und des Wahnwitzes. Wir entgehen nur den Folgen, wenn wir beizeiten einlenken, teils durch leichtsinniges Vergessen, teils durch die Voraussetzung, daß eine entsprechende Anzahl Gesundheitstruppen, z. B. die weißen Blutkörper oder Ähnliches den Krankheitsteufeln genugsam die Stange halten werde. Mit anderen Worten: wir überlassen einer höheren Macht, der Natur, die Sache, in welcher wir in den allermeisten Fällen ganz außerstande sind, etwas auszurichten, in Ordnung zu bringen.

Anders jene Zeit. Es war ihre erste Entdeckung, welche darum alle, Gelehrte und Laien, überwältigte. Dabei war jeder von Naturkraft und gewaltsamem Schaffensdrange erfüllt. Endlich war die Sache, um welche es sich handelte, noch persönlicher zugespitzt, als die bloße Frage nach Gesundheit und Krankheit. Es handelte sich ja um Gut und Böse, um Gott und Teufel, also für jeden einzelnen Menschen nicht nur um zeitliches Leben und Sterben, sondern zugleich um das ewige, um Seligkeit oder Hölle. Alles war so darauf angelegt, daß hier ein so heftiger, die ganze Gesellschaft erschütternder Streit entstehen mußte, wie nie zuvor.

Eine letzte schwache Möglichkeit war noch übrig, die, daß die kirchlichen Gewalten, wie der Papst am Anfange des Mittelalters, die Sache in die Hand nehmen und allein für die Verdrängung des Teufels sorgen könnten. Aber jetzt war ja die kirchliche Gewalt nicht wie im Mittelalter in einer Hand, der des Papstes, vereinigt. Eine Menge von Staatskirchen war entstanden mit neuen, ungeübten weltlichen Gewalten, welche

sich erst die Sporen verdienen sollten. Und alle waren sie Kinder der Zeit, durchdrungen von der Größe der Gefahr, zum Losschlagen geneigt. Der Kampf begann jetzt mit innerer Notwendigkeit, und gerade in den neuen Staatskirchen am heftigsten.

Der Kampf wurde zwischen der Gesellschaft und dem Teufel geführt; er ging darauf aus, die Verbreitung der Seuche zu hindern; das Hauptmittel, welches angewendet wurde, war die Desinfektion durch Feuer.

Jeder, der heutzutage nur einige wenige der damaligen Hexenprozesse studiert, wird mit Empörung und Grauen erfüllt über das Schreckliche, dessen man Zeuge wird. Man weiß nicht, worüber man am meisten schaudern soll, ob über die Blindheit, Roheit und Grausamkeit, welche die Jagdherren, geistliche und weltliche, erfüllte, oder über die ausgeklügelte Bosheit der Treiber und ihre nimmer müde Angeberei, oder über den verzweifelten, schmerzerfüllten Wahnwitz des Wildes selbst. In Stadt und Land erhob sich Scheiterhaufen bei Scheiterhaufen, in Nordeuropa, in Mitteleuropa, in Südeuropa.[146] Alt und jung, Mann und Weib wurde mit Zangen gekniffen, auf die Leiter gespannt, lebend verbrannt, dem Teufel zum Schaden, dem Herrn zum Wohlgeruch. Es war, als wäre der Teufel selbst in Menschengestalt gefahren und legte, mit dem Kirchenornat angetan, höhnisch den Gedanken aus: der Mensch soll sich selbst Gott opfern.

Und doch ist all dieses nur das ferne, gedämpfte Brausen der Gedanken und Stimmungen, welche die Zeit durchkochten. Es ist der Gang des Zeigers, der Schlag der Uhr, die Vorschriften des Arztes und ihre Anwendung, aber nicht die Krankheit selbst. Sie erfüllte alle, nicht nur jene Unglücklichen, von deren Leiden uns die vergilbten Blätter zufällig Kunde geben, sondern alle. Denn alle, und die Besten gerade am meisten, fühlten den Schmerz, den Schreck über die beständigen Anläufe des Teufels in sich. Im Träumen, im Wachen, bei jeder auf-

kommenden Lust oder bei jedem gefaßten Entschlusse war der Teufel einem nahe. Er stand hinter der Tür, lag verborgen unter dem Betthimmel, horchte durch den Hausflur, stand dicht hinter einem, flog einer Fliege gleich auf einen hinauf. Er brachte das Garnknäuel dazu, daß es einem gerade auf den Fuß hinabrollte, er hinderte die Schwarzgefleckte am Milchgeben, er schlenkerte die Diebesrümpfe am Galgen im Takt und miaute abends im Hofe wie eine Katze. Und wer konnte ihm entgehen, wenn er in die Gebete eines bösen Menschen gehüllt, sich in der Form der Behexung niederschlug! Ein Haar, ein abgeschnittener Nagel, schon ein auf das Dach geworfener Nagelsplitter waren genug, um ihm Macht zu geben. Hier halfen weder Glaubensbekenntnis noch Schriftstellen; sie gaben jedenfalls nicht das, was man nötig hatte: sichere Überzeugung. Glaube stand nur gegen Glaube, Hoffnung gegen Furcht. Und es war die geringste Kunst des Teufels Amen zu sagen.

Aber so wurde unvermerkt die Kirche selbst geschwächt. Sie leistete die Hilfe nicht, derentwegen sie gekommen war. Im Norden ging es mit ihrer Hilfe wie mit ihrem Gottesdienste. An einem Tage in der Woche strömten alle zur Kirche, fühlten sich hinter ihren Mauern im Schutze des allgemeinen Bekenntnisses gesichert. Aber an den sechs übrigen Tagen war man dem Teufel preisgegeben. Und wer bürgte dafür, daß nicht dieses Zahlenverhältnis einmal in bezug auf Himmel und Seligkeit dasselbe sein würde? Es verhieß nichts Gutes, daß Christus selbst gesagt hatte: Viele sind berufen, aber wenige sind auserkoren.

So teilte sich im Norden für die Generationen am Schlusse des 16. Jahrhunderts das Leben in zwei scharf getrennte Teile: in unbändige Freude und schwarze Verzweiflung — in die wiedererwachte Natur und den Anteil des Teufels. Und diese Doppelbeleuchtung über dem Leben wechselte nicht gleichmäßig wie in der Natur selbst, als eine Tag- und eine Nachtseite mit halb unmerklichen Übergängen. Nein, sie waren zusammen-

geschmiedet, stießen wie Brüche im Glase mit scharf abgeschnittenen Kanten hart aufeinander. Mitten am Sommertage, mitten in der Freude, im Jubel, im Fest konnte einen die entsetzliche Gewißheit von der Nähe des Teufels ergreifen. Und unentrinnbar verloren plumpte man in das Dunkel hinunter, in das alles umklammernde Grauen der Höllenqualen, der zeitlichen wie der ewigen. Wie der Schatten von Windmühlenflügeln jagte die Teufelsfurcht über die sonnenbeschienenen Fenster des Sinnes, unruhig, unablässig, zum Tollwerden.

Gerade das Schroffe in den Übergängen machte, wenn man näher zusieht, den schlimmsten Teil des Unheimlichen aus. Denn alles, was sonst einen Stoß aufhalten und abfangen kann — das eigene Gefühl recht gehandelt zu haben, die schützende Fürsorge anderer, das Mitgefühl der Lieben — das brach in einem Nu wie morsche Reifen, sobald man über dem Abgrunde schwebte. Das Verhältnis schlug mit derselben sinnlosen Plötzlichkeit um, wie wenn Neger jubelnd ein Fest feiern und sich in demselben Augenblick grausam über den stürzen, welchen unter ihnen das Los zur Schlachtung getroffen hat. Der, welchen die Teufelsfurcht gestempelt hatte, stand auf einmal da von allen gemieden, gescheut, ausgestoßen. War es selbst der eigene Vater oder die Mutter, waren es Geschwister, Ehegatten, Kinder, so zerflatterte das umschlingende Band vor Schreck von dem Augenblicke an, da man in ihnen den Teufel und seine nach dem eigenen Selbst ausgestreckte Klaue entdeckte. Und Wahnsinn drohte jedem, der ehrlich in sich selbst hineinsah und ihn ab und zu auch in seinem eigenen Inneren erkannte. Nicht ohne Grund nahm das Leben zeitweise das Gepräge von jenen Bacchanalien der Pestzeit an, wo alle Bande gelöst waren und fieberhaft ein jeder sich beeilte, den Becher des Genusses zum Munde zu führen, ehe es zu spät wäre.

Eine zartere Nachwelt wird vielleicht jenen Generationen milde aber würdevoll vorwerfen, daß sie nicht den Trost der

Religion gesucht hätten. Sie waren ja doch Christen, und im Glauben findet man Arznei gegen alle Übel. — Aber hierauf könnten jene Geschlechter antworten: Raube uns nicht unseren Ruhm! Darin liegt gerade unsere Ehre und unser Verdienst um die Entwickelung der Menschheit, daß wir die Sache wirklich ernst nahmen, daß wir wirklich glaubten. Wir pflückten nicht ein bißchen billigen Trost in Form von beruhigenden Schriftstellen aus dem Neuen Testament und erklärten dies für das ganze Christentum. Wir versuchten ehrlich und redlich an alles zu glauben, was darin steht, nicht bloß von Gott und von Christus, sondern auch vom Teufel, dem leibhaftigen Teufel, der wie ein brüllender Löwe herumgeht, bereit uns alle zu verschlingen. Indem wir ihn nahe fühlten, suchten wir ihn uns nach Kräften vom Leibe zu halten, bekämpften ihn mit allen Mitteln, welche Gott uns zur Verfügung gestellt hat. Aber je mehr wir kämpften, um so mehr wurden wir von Schreck durchbebt, von dem Schrecken vor dem Abgrunde der ewigen Verdammnis, über dem wir alle schweben. — Fühlt ihr euch jetzt eurer Seligkeit sicher, so denkt ihr entweder nicht so scharf wie wir, oder euer Christentum ist nicht das des Neuen Testamentes.



Es könnte scheinen, als hätte die Spannung zwischen der Lust am Natürlichen und der Not des Teufelsglaubens einen gewöhnlichen Menschensinn sprengen müssen. Im Süden, wo doch der Schutz der römischen Kirche gegen die Teufelsfurcht ausgedehnter und kraftvoller war, trieb die Spannung auch viele aus der Kirche in die mildere Lebensauffassung der Griechen und Römer hinüber. Der Kampf der römischen Kirche gegen den Teufel erhielt dadurch mehr das Gepräge der Wirklichkeit, daß er zu einer Verfolgung der Ketzer, der wirklich Abgefallenen, wurde.

In Skandinavien dagegen gehörte bewußter Abfall von der Kirche zu den Seltenheiten. Man suchte die zwei streitenden Elemente, die Freude an der Natur und die Furcht vor dem Teufel, nach Kräften in demselben Bewußtsein unterzubringen. Wenn dies für die Mehrzahl einigermaßen gelang, ohne daß der Sinn in Wahnwitz gesprengt wurde, so lag ein Hauptgrund hierzu gewiß in dem trägen verhärteten Stoff, welcher die Außenseiten des Bewußtseinsbehälters bildete. Durch jahrtausendelange Vererbung hatte die Natur hier oben einen Sinn geformt, der stark genug war zäh zusammenzuhalten.

Die Natur selbst mit ihren langwährenden Übergangjahreszeiten, voll grauen Wetters, voll Schnee und Kälte, war ja wie eine dicke Schale für die zwei kleinen Kerne des Jahres, den wirklichen Sommer, den wirklichen Winter. Selbst jeder einzelne Tag hatte eine lange doppelte Dämmerung. Trotz der schleppenden Langwierigkeit war doch alles veränderlich, nichts zuverlässig. Mittwinter konnte auf einmal sonnenklar sein, mit mondbeleuchtetem Schnee; die Freude des Mittsommers konnte in grauverschleierter Regenzeit verloren gehen. Von Geschlecht zu Geschlecht war man so seit undenklichen Zeiten daran gewöhnt worden, was das Wetter anging, nie sicher auf etwas zu zählen. Eine gewisse Genügsamkeit, grau in grau, schwer und dickfellig, war das Grundgepräge des Sinnes geworden. Und über diesem Grundgepräge lag als mehr oder minder bewußter Glaube, der jede Religion, zu welcher man sich auch bekannte, durchdrang, eine Überzeugung, daß alles ginge, wie es sollte. Eine eigene dunkle, starke, langweilige Macht, ein Schicksal oder wie man sie sonst nennen wollte, lenkte alles. Die war es, die selbst die sicherste Berechnung des Wetters oder irgendeines anderen Erfolges zu Schanden machte; die war es, die harmlos einen armseligen Augenblick mit Sonnenschein aufputzen, dem Glück eine Grenze, dem Schmerz Schranken setzen konnte. Je nachdem dieser Glaube auf Felsgrund, Flachland oder auf einer Mischung

entstanden war, gab er den zähen Seiten des Sinnes Härte oder Biegsamkeit, machte er den graublauen Blick hart oder wässerig-milde. Aber jedem Sinne gab er gleichsam einen doppelten Boden, einen oberen nahe der Oberfläche, und einen anderen tief unten, in der Schicht des Unsagbaren.

Diese nordische Sinnesart war besonders geeignet die beiden damaligen entgegengesetzten Formen des Gedankenganges zu beherbergen. Sie brauchten nicht zusammenzustoßen, sofern sie nur auf die richtige Art angeordnet waren, die Freude an der Natur oben, die Furcht vor dem Teufel unten in der Tiefe des Gemüts. Das Feuer der Naturfreude wurde dabei von der Wasserschwere des Werktags durchfeuchtet. Und unten in der dunkeln Tiefe floß selbst die dunkle Gestalt des Teufels zuweilen mit dem unbestimmten Grau des Schicksals zusammen. Die Not kam nur, wenn, durch einen ungewohnten Umstand geweckt, der Schrecken wie ein Blitz aufschoß, das Gleichgewicht umstürzte und die Oberfläche mit giftigblauen, bösen Gedanken füllte. Aber die Form der kirchlichen Veränderung, welche im Norden gesiegt hatte, die lutherische, war auch wirklich in besonderem Grade geeignet, die Furcht vor dem Teufel aufzuscheuchen.

Es fragt sich dann, ob selbst das nordische Sinnesgebäude trotzdem auf die Dauer imstande gewesen wäre, aus eigener Kraft den von innen heraus kommenden gewaltsamen Druck auszuhalten. Man kam indessen nicht zu der äußersten Probe. Denn im Norden zeigte sich, wie in ganz Europa, just als die Not am höchsten war, ein himmlischer Versöhner. Das war die alte, ewig junge Sterndeutung. Aus Babylon stammend, wie der Teufelsglaube aus Persien, — beide seit Jahrtausenden treue Gefährten durch die ganze Welt, ohne doch je einander recht verstanden zu haben — sollten sie sich jetzt zum letztenmal begegnen, in Jugendkraft aufflammen und um die Herrschaft kämpfen. Gewitterschwanger und von Schwefeldunst erfüllt, wie die Luft war, mußte schon der Anblick des Sternenhimmels darüber be-

ruhigend wirken. Und die edle Kunst der Sterndeutung gab Sinn und Gedanken im Gegensatz zur Teufelsfurcht eine höhere Richtung. Überall brachte sie Trost und Beruhigung, und doch vielleicht nirgends in so hohem Grade wie dort, wo man dessen am meisten bedurfte, im Norden. Hier oben, wo doch alle natürlichen Verhältnisse für ihr Auf- und Fortkommen so wenig günstig waren, legte sie sich wie ein kühlender Tau über die Sinne und rief in dem unfruchtbaren nordischen Erdboden eine so schöne, wunderbare Blume hervor wie Tycho Brahe.



Als die Araber in Spanien die Lehrmeister der europäischen Völker in der Astronomie wurden, ahnten sie nicht, einen wie großen Schatz sie diesen hiermit vererbten. Die Sternkunde wurde für Europa im 15. und 16. Jahrhundert ein sicheres Mittel das Erreichte zu bewahren, ein Heilmittel gegen die Plagen des Jetzt und ein Schlüssel zu dem Tore, hinter welchem eine reichere Zukunft verwahrt lag.

Schon im 13. Jahrhundert begannen sich Spuren dieses arabischen Einflusses zu zeigen. Als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1224 die Universität Neapel gründete, wurden hier mehrere arabische Schriften ins Lateinische übersetzt. Ungefähr gleichzeitig ließ König Alfons X. von Kastilien in dem kürzlich den Arabern abgenommenen Toledo eine merkwürdige Kommission zusammentreten. Sie bestand aus einem halben Hundert arabischer, jüdischer und christlicher Sternkundiger, und ihre Aufgabe war, neue zuverlässige Planetentafeln auszuarbeiten, nach denen man zu jeder Zeit mit Leichtigkeit bestimmen könnte, wo am Himmel sich jeder Planet befände. Als die fertigen Tafeln dem König Alfons bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1252 überreicht wurden, sollen sie ihm nach der Überlieferung 400000 Goldstücke ge-

kostet haben. Und sie kamen ihm noch teurer zu stehen, indem die absonderlich verwickelten Bahnen, welche man schon seit Ptolemäus' Zeit den Planeten beilegte, dem Könige die unvorsichtige Äußerung entlockt haben sollten: „Wenn unser Herrgott mich bei Erschaffung der Welt zu Rate gezogen hätte, würde ich eine größere Einfachheit empfohlen haben." Auf Grund dieser und ähnlicher Äußerungen wurde er der Gotteslästerung angeklagt und 1282 abgesetzt.[147] Die Alfonsistischen Planetentafeln wurden bald für jeden Astronomen unentbehrlich und bewahrten ihren Ruf, bis Kopernikus die „größere Einfachheit" einführte, welche König Alfons seinen Thron gekostet hatte und Kopernikus leicht hätte das Leben kosten können.

Seine höchste Bedeutung erreichte das arabische Erbe jedoch erst, als es im 15. und 16. Jahrhundert das erlösende Wort auf den drei wichtigsten Gebieten wurde. Die Sternkunde erwies sich auf einmal als ebenso unentbehrlich für die seefahrenden Entdecker, wie für die Kirche und die erwachende Wissenschaft.[148] Aller Augen richteten sich jetzt, wenn auch aus verschiedenen Gründen, zum Himmel, und in diesen aufwärts gekehrten Blicken äußerte sich das erste deutliche Erwachen der jungen europäischen Völker.

Bei ihren unermüdlichen Versuchen, längs der afrikanischen Küste hinunterzufahren, hatten die Portugiesen natürlich großen Nutzen von dem Instrument gehabt, welches die Araber die Europäer kennen gelehrt hatten, dem Kompaß. Aber wie wichtig dieses auch war, so erwies es sich doch für so ausgedehnte Seereisen als unzureichend. Und das Bedürfnis nach Hilfsmitteln mußte noch fühlbarer werden, als die Reisen nicht länger nur von Nord nach Süd, sondern wie die der Spanier von Ost nach West bis Amerika, ja über das ungeheure Stille Meer quer über den Erdball gingen. Hier bedurfte es unbedingt einer Seefahrerastronomie mit Mitteln und Anleitungen zu messen, wo man sich überhaupt befand. Und politisch betrachtet war sie

ebenso notwendig, um die gedachte Scheidelinie zu finden, welche der Papst über das unbekannte Weltmeer als Grenze zwischen portugiesischem und spanischem Besitze gezogen hatte. Endlich war eine solche Astronomie das einzige Mittel, um den unzähligen Lügen beizukommen, welche als Karten von neuentdeckten Wunderländern Europa überschwemmten. Hier gab es eine so großartige und dringliche Aufgabe, wie nie zuvor: mit Hilfe der Himmelskörper die ganze ungeheure Erde auszumessen, die Länder zu zeichnen, das Meer zu markieren und die ganze gewaltige Kugel auf eine Fläche zu projizieren. Mit kühnem Mute und vereinten Kräften gingen alle neuerwachten Völker auf diese Aufgabe los.

Aber daneben meldete sich für die Kirche eine Aufgabe ähnlicher Natur. Das Jahr war in Unordnung geraten. Die kirchliche Zeitangabe entsprach nicht mehr der wirklichen Zeit. Das zeigte sich auf doppelte Art. Die Tagundnachtgleiche traf jetzt jedes Frühjahr und jeden Herbst zehn Tage früher ein, als sie sollte. Bereits am 11. März kam die Tagundnachtgleiche, obschon sie erst am 21. sein sollte. Und beständig vergingen nun vier Tage zwischen dem von der Kirche angesetzten Vollmonde und seinem wirklichen Eintreffen. Dieses letztere war um so schlimmer, als ja die großen kirchlichen Feste, Ostern und Pfingsten, nach dem Monde angesetzt wurden. Mit dem Konzil von Nicäa im Jahre 325 war es eine allgemein angenommene Regel geworden: Ostern soll von allen Christen am ersten Sonntag nach der Tagundnachtgleiche des Frühjahrs gefeiert werden.

Die Gründe zu diesen Störungen sind nun leicht einzusehen. Man hatte seit Cäsar das Jahr stets zu 365 1/4 Tagen gerechnet, obschon einige Minuten daran fehlen. Diese Minuten waren nun im Laufe der Jahrhunderte zu einer Abweichung von zehn Tagen angewachsen. Die Mondberechnung aber hatte man seit unvordenklichen Zeiten nicht nach dem wirklichen Monde angestellt, sondern nach einem sogenannten Mondzyklus, demzufolge der

Vollmond nach Verlauf von neunzehn Jahren wieder auf denselben Tag treffen sollte. Auch das war indessen nur teilweise richtig, indem auch hier stets ein kleiner Fehler von wenigen Minuten unterlief, der im Laufe der Jahrhunderte zu vier Tagen angewachsen war. Aber diese beiden Fehler, welche jetzt die größte Verwirrung hervorriefen, konnten nur von einem Sternkundigen ausgemerzt und verbessert werden. Die Kirche sah sich daher genötigt, die astronomischen Studien zu fördern und zu schützen. So wurde unter anderem dem gelehrten Sternkundigen Regiomontanus zum Lohn für seine Hilfe bei der Verbesserung des Kalenders ein Bistum in Aussicht gestellt. Endgültig wurde die Sache jedoch erst 1582 durch die Einführung des gregorianischen Kalenders geordnet.

Man mußte also zur Sternkunde seine Zuflucht nehmen, um den Raum und um die Zeit zu verstehen. Aber was mehr ist, man sah auch nach den Sternen, um das Leben selbst zu verstehen. Die Sterndeutung wurde die Grundwissenschaft jener Zeit, die Voraussetzung für alle anderen. In unseren Tagen ist es Mode geworden, höhnisch auf diese ganze Bewegung hinabzusehen. Das erste, was man heutzutage für die berühmtesten Astronomen jener Zeit glaubt tun zu müssen, ist, sie von dem Verdachte zu reinigen, als hätten sie diesem Aberglauben ihrer Zeit gehuldigt. Man hat ihnen sogar einen Dienst zu erweisen geglaubt, wenn man sie als Betrüger hinstellte, wenn man hierdurch nur dem entgehen konnte, daß sie selbst sollten die Betrogenen gewesen sein. Derartige Schlüsse verraten indessen einen verkehrten Gedankengang. Man ist offenbar jener Zeit noch zu nahe, zu erschüttert von der Überraschung von damals, als alles zusammenbrach und einer ganz anderen Anschauung weichen mußte, als daß man über die Sterndeutung gerecht urteilen könnte. Ein paar Jahrhunderte sind nur eine geringe Spanne Zeit in der großen menschlichen Entwickelung, besonders wenn es die Beurteilung einer Auf-

fassung gilt, welche Jahrtausende Zeit gehabt hatte, sich auszubreiten und festzuwachsen. Die Sterndeutung muß sich noch vermummen, um unangefochten zu passieren.

Wenn dagegen ein Denker von heute behaupten wollte, daß alles, was wir Leben nennen, sich auf Ätherschwingungen reduzieren ließe, würde er wahrscheinlich sicher sein, eine Anzahl Gesinnungsgenossen zu gewinnen. Dies ist indessen nur der moderne Ausdruck für ungefähr dieselbe Vorstellung, welche, ganz gewiß in etwas plumperer, naiverer Form, der Sterndeutung zugrunde lag. Sowie diese in Babylon aufgetaucht war, Kraft geholt hatte bei Aristoteles, im Winterschlaf gelegen hatte im mittelalterlichen Europa, Freiheit genossen bei den Arabern und nun mit jugendlicher Feurigkeit und Kraft bei den neuerwachten Völkern hervorbrach, so war sie ein gemeinsamer Versuch, das Leben als eine Einheit, als eine von oben nach unten wirkende Bewegung zu verstehen.

Von wem ging die Bewegung aus? Selbstverständlich von Gott. Über dem achten Himmel, dem Fixsternhimmel, thronend, versetzte er diesen und hiermit die sieben anderen Himmelssphären in Schwingungen. Von hier pflanzte sich die Bewegung weiter fort hinunter nach der Erde in der Mitte der Welt, nach der Welt der vier Elemente, und erregte hier alle die unendlich vielen Bewegungen, welche vom Wechsel der Jahreszeiten und Ebbe und Flut an bis zu dem Steigen und Fallen der Lebenssäfte in Menschen, Tieren und Pflanzen das bedingten, was man Leben nennt. Alles war nur ein Brausen der vom Himmel ausströmenden Musik; das Leben war das Vibrieren, in welches die nach dem Mittelpunkt der Welt hin immer stetiger und träger werdende Masse durch diese von Gott ausgehende Bewegung versetzt worden war. Für den Menschen, dessen Seele in die Tracht der vier Elemente, den irdischen Leib, gekleidet war, war es die schönste Aufgabe, vom Grunde des Daseins den Weg der Erkenntnis zu dem Urquell des Lebens, zu Gott, hinauf-

zusteigen. Die höchste aller Wissenschaften, die, welche Licht darüber warf und das innerste Leben in allen anderen ausmachte, war darum die Astronomie. Und mit gründlicher Kenntnis dieser war es möglich, die einzelnen Akkorde in der himmlischen Musik zu sondern, die Constellungen zu erkennen, zu bestimmen, welche irdische Bewegung, welche Zusammensetzung der elementaren Säfte und damit auch der irdischen Lebensformen jedesmal mit dem himmlischen Anschlage angeschlagen war. Die Sterndeutung war die höchste, edelste, göttlichste Kunst des Menschen.

Man nenne diese Lebensanschauung religiös, wissenschaftlich, phantastisch, wie man will. Gewiß ist, daß dies der Rausch war, in den die jungen europäischen Völker gerieten, als sie den eingeschenkten Mischtrank zum Munde führten — den neuen Sinn für die Natur, die Bildung des Altertums, das Erbe der Araber, alles zusammengeschüttelt. In dieser Begeisterung wurde die wissenschaftliche Methode geboren, welche heutzutage die Stärke der europäischen Völker ausmacht: der erfahrungsmäßige Versuch, die Forschung durch Befragung der Natur. Kraft dieses glücklichen Glaubens endlich vermochte man die gewiß schwerste aller Bürden zu tragen, welche je auf die Schultern eines Zeitalters gelegt worden ist, die unverfälschte Teufelslehre in lebendiger Reinkultur.

Denn diese Lebensanschauung enthielt einen kräftigen Einspruch gegen die Alleinherrschaft des Teufels, gegen seine Herrschermacht als Fürst dieser Welt. Was die Kirche nicht niederzuhalten vermocht hatte, das dämmte die Sterndeutung ein. Nicht von der Verführung des Teufels, nicht von der List und Gewalt des Satans hängt der Gang des Erdenlebens und sein Ausgang ab. Er stammt von der Bewegung der Sterne, von den sieben Himmeln, von dem Reiche des Himmels, und auch der Satan vermag das große Mühlrad der Welt nicht aufzuhalten, das der Lebensstrom unseres Herrgotts in Gang gesetzt hat.

So erschien die Sternkunde in ihrer dritten Form — nicht nur als Hilfsmittel, um den Raum zu verstehen und um die Zeit zu verstehen, sondern als Erklärung für das Leben selbst — als der trefflichste Bundesgenosse des 16. Jahrhunderts, als der beste Vorkämpfer des Menschengeistes. Die babylonische Sterndeutung erhob sich in ihrer edelsten Gestalt und, mächtiger als je zuvor, zog sie all das Höchste und Beste im Menschen, alles das, woran sich Streben und Hoffen knüpft, zum Widerstande hervor. Ihr gerade gegenüber stand ihr Zwillingsbruder aus Persien, die schwarze, trostlose Nacht ohne Sterne, die Teufelslehre. Von Kind auf waren sie sich gefolgt, hatten zusammen die Welt umwandert, aber hatten einander nie verstanden. Jetzt trafen sie sich als Erwachsene wieder. Und der Streit begann, denn jeder verlangte alles. Das 16. Jahrhundert ist die Geschichte dieses Kampfes. Nur wenige äußere Spuren gibt es von ihm. Vergebens wird man nach vielen und großen Schriften darüber suchen, geschweige denn nach Denkmälern von äußerlichem Kampf und Blutvergießen. Der Kampf wurde im Inneren geführt, im Gemüte eines jeden einzelnen, je nach der verschiedenen Bildungsstufe des Betreffenden mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein, aber lautlos, still wie die Nacht, welche erklärt werden sollte.

In diesem Streite gewann eine der tiefsten Bewegungen der Zeit ihren Boden. Fieberheiße Gemüter vom Mittelmeer bis zum Nordkap genossen den labenden Trank der Sterndeutung. Und besonders im Norden hatte der Trank einen eigenen heimatlichen Geschmack. Es war wie alte Erinnerungen, die in neuer und freundlicher Form kamen, als ob man von dem, was hier Sterne und Gottes Wille hieß, früher unter dem Namen „Schicksal" oder „Das, was nun einmal geschehen sollte, so sein sollte" geträumt hätte. Mit einem unbestimmten Gefühl von Wohlbehagen schloß sich im Norden das Gemüt über diesem seinem tiefsten, neu bekräftigten Eigentume. Aber im Norden wie im

Süden spiegelte sich die Stärke der Bewegung in der Masse derer, welche zu der großen Sterndeutungskunst ihre Zuflucht nahmen, in dem Eifer und dem Ernst, womit sie gepflegt wurde, und in den entscheidenden Resultaten, in welchen sie ihre eigene Wahrheit bekräftigte.

Wenn man heutzutage mit eigenen Augen auf die Sterndeutung des 16. Jahrhunderts zurückblickt — also ohne daß man sich durch die Versuche einer späteren Zeit, die wirklichen Verhältnisse zu verschleiern und zu verfälschen, blenden läßt —, so ist der erste Eindruck, den man empfängt, das Erstaunen über die ungeheure Rolle, welche der Glaube an den Einfluß der Sterne damals gespielt hat. Nicht nur die unwissende Menge glaubte daran; so ziemlich jeder, der überhaupt einige Bedeutung hatte, tat es. Will man sich rein äußerlich einen Eindruck bilden, so sehe man bloß auf die Masse von Schriften hin, welche im 15. und 16. Jahrhundert über Sterndeutung erschienen sind. Allein schon diejenigen davon, welche sich in den beiden großen Bibliotheken von Kopenhagen finden, machen ansehnliche Stapel aus. Rein äußerlich gemessen gab die Sterndeutung keiner anderen Wissenschaft der damaligen Zeit etwas nach. Und es waren nicht unbekannte Leute, welche diese Bücher verfaßten, es waren die bedeutendsten Männer der Zeit. In Skandinavien z. B. könnte kein Name des 16. Jahrhunderts sich mit diesen beiden in eine Reihe stellen: dem höchsten Vertreter der exakten Wissenschaft, Tycho Brahe, und dem höchsten Beherrscher und geschmackvollsten Darsteller des gesamten Bildungsinhaltes jener Zeit, dem gelehrten, feingebildeten Statthalter von Schleswig und Holstein, Heinrich Rantzau. Diese beiden aber waren zugleich begeisterte Anhänger der Sterndeutung. Tycho Brahe pflegte sie praktisch bis ins kleinste, und seine ganze wissenschaftliche

Laufbahn war, von einer gewissen Seite aus betrachtet, ihrer Förderung geweiht. Heinrich Rantzau hat zwei vortreffliche Lehrbücher der Astrologie herausgegeben, eine geschichtliche Darstellung ihrer Verbreitung und eine weitläufige Entwickelung ihrer Theorie auf nicht weniger als 384 Seiten.[149] Außerdem ließ er natürlich als weiser und vorsorglicher Vater allen seinen Kindern das Horoskop stellen und trug es selbst in ein noch erhaltenes merkwürdiges Familienbuch ein, das, nach der Ausstattung zu urteilen, als himmlischer Wegweiser der Familie offenbar ganz besondere Verehrung genossen hat.[150] In einem ähnlichen, prächtig ausgestatteten Buche hat er niedergeschrieben, was er über die Horoskope berühmter Zeitgenossen erfahren konnte; ein geheimer Hauptschlüssel zur ganzen damaligen Geschichte.[151] Unter den deutschen Gelehrten glänzen Namen wie Melanchthon und Kepler. Melanchthon hielt an der Universität Wittenberg Vorlesungen über Sterndeutung, welche so großes Glück machten, daß sie 1559 in einer neuen Auflage herauskamen.[152] Solche Vorlesungen waren übrigens nichts für Wittenberg Eigentümliches. An den Universitäten Bologna und Padua gab es besondere Lehrstühle für Sterndeutung. Kepler verfaßte Kalender mit Wettervoraussagen und historischen Prophezeiungen nach den Sternen, und bis zu seinem Tode fuhr er fort, Horoskope zu stellen; eines der letzten, die er gestellt hat, war das Wallensteins.[153] Ganz wie in Skandinavien und Deutschland war das Verhältnis auch in England, Frankreich und Italien. Selbst als Bacon, der große Herold der modernen Naturerkenntnis, im Jahre 1623 sich über die Sterndeutung aussprach, verwarf er sie nicht, sondern verlangte nur ihre Reformierung. Er bekämpfte u. a. die bisher gebrauchte, willkürliche Berechnungsart, welche die Wirkungen der Planeten nach den einzelnen Wochentagen und Tagesstunden bestimmte. Aber er leugnete nicht die Möglichkeit, daß große irdische Begebenheiten wie Überschwemmung, Pest, Schlachten, Aufruhr, Tod von Königen und

Völkerwanderungen mit den Planeten in Verbindung stehen und sich also vielleicht berechnen lassen könnten.[154]

Nach dem Mitgeteilten wird es schon wahrscheinlich sein, daß die Sterndeutung bei den damaligen regierenden Fürsten Unterstützung fand. Dies war auch in außerordentlichem Maße der Fall. Kaiser Karl V. faßte Interesse für sie. Kaiser Rudolf II. suchte die berühmtesten Sterndeuter an seinen Hof zu ziehen. In Frankreich war die Mutter Franz I., Louise von Savoyen, eine begeisterte Anhängerin; Katharina von Medici hatte großes Zutrauen zuerst zu dem italienischen Sterndeuter Cosimo Ruggieri, darauf zu dem noch berühmteren französischen Michel Nôtredame. Dieser genoß darum auch großes Ansehen unter ihrem Sohn Karl IX., dessen Leibarzt er wurde. Heinrich IV. ließ den Sterndeuter Larivière zur Geburt Ludwigs XIII. rufen, und als später Anna von Österreich Ludwig XIV. gebar, war der Sterndeuter Morin versteckt im Zimmer zugegen, um imstande zu sein, das Horoskop möglichst zuverlässig zu stellen.[155] In Dänemark war Friedrich II. der freigebige Gönner Tycho Brahes. Durch königliche Unterstützung wurde das prächtige Uranienborg auf der Insel Hveen im Sunde errichtet, und hier arbeitete Tycho Brahe zum Danke die drei besten Gaben aus, welche er dafür geben konnte, die Horoskope für alle Söhne des Königs, die geboren wurden. Diese drei Horoskope[156] — einige von den wenigen erhaltenen Erinnerungen an Uranienborg — bezeugen noch durch ihre Ausstattung, durch ihre sorgfältige Ausführung und die weitläufigen Berechnungen den Eifer und den Fleiß, womit Tycho Brahe diese seine Arbeit aufgefaßt hat, der man auch sicher jedesmal mit gespannter Erwartung entgegengesehen hat. Auch die schwedische Königsfamilie wandte sich an Tycho Brahe. Als der spätere Gustav Adolf am 5. Dezember 1594 geboren war, ersuchte sein Vater, Herzog Karl, den Sterndeuter auf Uranienborg darum, das Horoskop des Kindes — nach anderen sowohl das des Vaters

als auch das des Kindes — zu stellen. Tycho Brahes Antwort, daß die Betreffenden Könige von Schweden werden würden, trug gewiß das Ihrige dazu bei, daß sich diese Seitenlinie der Familie erhob und die Hauptlinie vertrieb.[157]

War bei den Fürsten das Vertrauen zur Sterndeutung so groß, so spielte es natürlich eine ähnliche Rolle in ihren Umgebungen und in den tieferen Gesellschaftsschichten. Jeder, der die Mittel dazu hatte, ließ sein und seiner Angehörigen Horoskop stellen, oder doch wenigstens am Geburtstage die Aussichten für das kommende Jahr berechnen. Einige solcher Jahresberechnungen für Dänemark sind noch erhalten.[158] In allen Ländern wimmelte es von gedruckten Kalendern mit Wetterangaben und Geschichtsprophezeiungen für das kommende Jahr. Und bald wurde es auch Brauch, die Voraussagen über die kommenden historischen Begebenheiten allein mitzuteilen. Das bekannteste Beispiel ist die Zukunftsgeschichte Frankreichs in Versen, welche Michel Nôtredame 1553 in Lyon unter dem Titel „Centuries" herausgab. Sie erregte ungeheures Aufsehen, und ihr Ruf war festbegründet, als die Voraussage über den Tod und die Todesart Heinrichs II. im Jahre 1559 wirklich in Erfüllung ging. Das Buch ist nach Nôtredames Tod, 1566, oftmals herausgegeben worden, immer mit neuen Zusätzen und Verbesserungen, was der Volksglaube damit erklärt, daß er selbst beständig im Grabe daran arbeite. Noch im Jahre 1781 fand der Papst sich veranlaßt, es zu verbieten, da es den Untergang der römischen Kirche voraussagte. Neben Nôtredames Werk verblaßt natürlich, was in anderen Ländern hervorgebracht wurde. Hier begnügte man sich wohl am häufigsten damit, unter die Wettervoraussagungen des Jahres einige historische Andeutungen und religiöse Warnungen zu mischen. Doch wagte man sich auch ab und zu weiter. Beispielsweise kann hier eine noch erhaltene, handschriftliche, lateinische Prophezeiung für die Jahre 1559—1565 genannt werden. Sie gibt selbst an, 1558 ver-

faßt zu sein, hat gewiß Deutschland zur Heimat und sagt voraus, daß 1563 — das Anfangsjahr des nordischen siebenjährigen Krieges — ein sehr bewegtes Jahr werden wird. Nach der prachtvollen Ausstattung zu urteilen, scheint sein nordischer Eigentümer es hoch geschätzt zu haben.[159]

Noch eine Seite hatte die Verbreitung und Bedeutung der Sterndeutung, und diese wird am schnellsten die Gegenwart überzeugen; ist doch vielleicht sie es, welche am meisten an unsere eigenen Verhältnisse erinnert. Man ahnte damals die Macht der öffentlichen Meinung. Aber unbekannt mit Zeitungen, Telegrammen, Korrespondenzen usw. suchte man sie bei wichtigen Gelegenheiten mit Hilfe der Sterndeutung zu beeinflussen. Während der vier großen Kriege zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich warben beide Fürsten Sterndeuter an, um die Welt zu überzeugen, daß ihre Partei siegen würde. Und in Italien mindestens war man so vorgeschritten, daß man, wie in der Neuzeit beim Wettrennen, bei solchen Gelegenheiten um Geld spielte, indem man auf die Aussagen der verschiedenen Sterndeuter setzte. So berichtet der französische Philosoph Montaigne, daß in Rom, wo man gegen Frankreich schlecht gestimmt war, große Summen auf die Voraussagen über den Verlust der Franzosen verloren wurden.[160]

Derartige Vorgänge erklären nicht nur die Verbreitung und Bedeutung der Sterndeutung, sondern auch das, daß sie zum Betruge benützt wurde. Im täglichen Leben kamen natürlich unzählige Beweise hierfür vor. Es ging damals so zu wie allerwegen: der Eindruck der Mißbräuche konnte so anschwellen, daß man hierüber zuletzt den inneren Wert der Sache und die rühmlichen Ausnahmen vergaß. Die eine Hälfte der damaligen Angriffe auf die Sterndeutung im allgemeinen wird gerade von diesen stetigen Klagen über all den Humbug und all die Betrügerei gebildet, welche sich unter ihrem Namen verbargen. Solche Klagen kamen oft und laut gerade von den trefflichsten

Ausübern der Kunst, Tycho Brahe und ähnlichen, Herzensseufzer, sowohl über die Menge der Scharlatane wie über die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich einer sicheren Berechnung in den Weg stellen. Eine spätere Zeit, welche mißverstehen wollte, hat von hier ihre zahlreichsten aber allzu billigen Beweise dafür geholt, daß die größten Männer der Zeit in ihren Herzen nicht an ihre Kunst geglaubt hätten. Man hat übersehen, daß auch der kundigste und gewissenhafteste Arzt der Gegenwart sich ganz ähnlich über die Kunst, welcher er sein Leben geweiht hat, ausdrücken könnte.



Die andere Hälfte der Angriffe auf die Sterndeutung begnügte sich nicht damit, auf ihren Mißbrauch hinzuweisen, sondern suchte die Unmöglichkeit oder doch die Gottlosigkeit der Kunst selbst zu beweisen. Angriffe dieser Art erstreckten sich in langer Reihe von den Tagen der Kirchenväter an bis hinab zu ihrem letzten berühmten Widersacher, Graf Pico von Mirandula (1463 bis 1494), dem so früh verstorbenen Vorkämpfer einer tieferen Religiosität.[161] Von ihm braucht Tycho Brahe das ehrende Wort, er sei der einzige wirklich kundige Widersacher, der die Sterndeutung von ihren eigenen Voraussetzungen aus anzugreifen versucht habe. Aber, fügt Tycho Brahe hinzu, Lucius Bellantius hat in einer tüchtigen Schrift seine Einwände widerlegt; und Pico Mirandula hat gegen seinen Willen durch seinen Tod die von ihm bekämpfte Sterndeutung bestätigt. Denn er starb, wie drei Sterndeuter ihm vorausgesagt hatten, gerade in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, in der Stunde, zu welcher nach den Berechnungen der Planet Mars sein Leben bedrohte.[162]

In diesen Worten Tycho Brahes ist der Zustand im 16. Jahrhundert kurz und klar beschrieben. Man hielt die Einwände gegen die Sterndeutung für siegreich widerlegt. Und ihre Wahrheit wurde durch das Eintreffen ihrer Voraussagen bekräftigt.

Es hat sein Interesse, näher zuzusehen, wie sich eine solche Überzeugung ausnahm. Gewohnt, wie wir es sind, die Sterndeutung als dummen Aberglauben zu betrachten, können wir nur schwer fassen, daß sie vor so kurzer Zeit einen der berechtigten Durchgangspunkte der Wissenschaft ausgemacht hat, vor jenem Zeitalter mit derselben einleuchtenden Sicherheit und erfahrungsmäßigen Begründung gestanden hat, wie nur eine der zuverlässigsten Erklärungen der Gegenwart. Nur auf diesem Wege können wir dazu gelangen, das Maß der Erleichterung zu begreifen, welche die Sterndeutung jenem Zeitalter in seiner verzweifelten Unruhe zu bieten vermochte, die Stärke des Strahlenbündels, welches sie in die Lebensbeleuchtung jener Geschlechter goß, kühl schimmernd, aber doch trostvoll für Gebildete sowohl wie für Ungebildete.

Wir wollen uns daher eine solche Überzeugung klarzumachen suchen, indem wir Aussprüche von den bedeutendsten Männern der Zeit sammeln, nicht vereinzelte Ausbrüche, sondern wenn möglich allgemeine Ausdrücke, in welchen das Verständnis der Zeit gleichsam zur Ruhe gekommen war.

Der Zweifel oder richtiger die Unklarheit über die Grenze, so wie sie noch zuweilen bei einem eifrigen Geistlichen entstehen konnte, wird treffend von dem bekannten Hofprediger und Geschichtschreiber Anders Sörensen Vedel ausgesprochen: „Was den Lauf des Himmels und der Sterne betrifft, so kann wohl niemand leugnen, daß solche große Körper in dem, was sie hier vor sich auf der Erde finden, wirken sollen. Aber wer ist darin vollkommen bewandert? Wenn sich auch schon jemand erdreisten will, dem Himmel eine Kraft und eine Wirkung beizulegen nicht allein bei den stummen Tieren, sondern auch bei den Menschen, so haben wir doch Gottes Wort, das Licht für unsere Füße, uns danach zu richten, so daß wir nicht dem entgegen den Sternen das anrechnen können, was die Schrift unseren Sünden als eine Strafe von Gottes gerechtem Urteil und Zorn zuschreibt.

Die Macht der Planeten ist geringer als die menschliche Vernunft, und es kommt mehr auf des Menschen Leben und Ende an, als daß Gott das Regiment, das er allein darüber hat, übergeben und den Händen irgendeiner Kreatur überantworten will.“ [163]

Was Vedel hier schwer fällt, das ist, die Grenze zwischen dem Einfluß der Sterne, der menschlichen Freiheit und Gottes Willen zu bestimmen. Wie kann man z. B. den Tod als Strafe für Sünden erklären und ihn doch zugleich als eine Wirkung der Sterne annehmen? Wie ist es denkbar, daß Gott die Macht über Leben und Tod von sich gegeben und einem geschaffenen Sterne übertragen haben sollte?

Alle diese Formen der theologischen Zweifel und Unsicherheit finden wir von den größten Männern der Zeit gelöst. Fast gleichlautend haben Tycho Brahe, Heinrich Rantzau, Philipp Melanchthon und viele andere sich die gleiche Frage selbst gestellt und sich selbst mit der gleichen Antwort beruhigt.

Soll sich überhaupt ein Mensch mit Sterndeutung abgeben? Ja, antwortet z. B. Melanchthon, die Bibel erklärt uns in solcher Hinsicht Gottes Willen. Es heißt nämlich 1. Mose 1, daß die Sterne nicht nur geschaffen sind, damit wir Jahre, Monate und Tage unterscheiden könnten, sondern auch, damit sie „uns zu Zeichen werden“ sollten. Wenn also Gott gewollt hat, daß sie uns von etwas Zeichen geben sollten, so hat er uns damit auch erlaubt, auf dem Wege der Erfahrung zu erforschen, von welchen Ereignissen sie uns Zeichen geben sollen. Und wenn geschrieben steht bei Jeremias: „Ihr sollt euch keineswegs fürchten vor den Zeichen des Himmels“, so wird die Kunst der Sterndeutung gerade durch diese Worte bekräftigt. „Er nennt sie ja Zeichen. Sie geben also etwas an. Aber Gott tröstet seine Kirche, daß sie sich nicht zusammen mit der Menschheit und ihrem Elend dem Untergange geweiht glauben soll, sondern wissen, daß Gott um sie Sorge trägt, sie erhört und

ihr hilft, selbst wenn die sekundären Ursachen versagen." [164] Noch klarer drückt Heinrich Rantzau denselben Gedanken in folgenden Worten aus: „Jeremias sagt im 10. Kapitel: Fürchte nicht die Zeichen des Himmels, vor welchen sich die Heiden fürchten. Aber weil der heilige Geist so sie zu fürchten verbietet, hören darum die Sterne und die anderen von Gott eingesetzten Zeichen nicht auf, ihre Kraft zu besitzen. Denn Christus gebietet uns ja auch ruhig und ohne Furcht vor dem Teufel und den Tyrannen zu sein, welche nur die Leiber der Frommen töten können; aber hieraus folgt keineswegs, daß es keinen Teufel und keine Welt mit der Macht und der Kraft zu schaden gebe." [165] Wo Tycho Brahe auf diesen Gedankengang eingeht, findet sich eine kleine aber bezeichnende Verschiedenheit im Ausdruck. Ohne rechten Platz für den Teufel in seinem Himmelssystem, vermeidet er auch hier ihn anzuführen, sondern formt sein Beispiel so: „Mit vollkommenem Rechte könnte man ja sagen: Christen sollen nicht Türken noch Tyrannen fürchten. Aber hieraus folgt keineswegs, daß Türken und Tyrannen nicht den Christen Schaden tun könnten." [166]

Weit tiefer schnitt jedoch die Form des Zweifels ein, welche schon vom Kirchenvater Basilius dem Großen ausgesprochen, beständig aufs neue wiederkehrte und ungefähr so lautete: Sind es die Sterne, welche die Triebe bei den Menschen hervorrufen — und die Triebe der Menschen sind böse —, so muß ja Gott die Ursache der Sünde sein, denn er hat die Sterne erschaffen und die Kraft, die bösen Triebe hervorgerufen, in sie gelegt.

Nein, antwortet hierauf Melanchthon [167], Basilius hat unrecht. Schlüsse dieser Art können Heiden überzeugen. Aber wir haben in der Kirche die wahre und klare Lösung. Die Sache liegt einfach so: Wenn die Menschennatur unverderbt geblieben wäre, so würde das göttliche Licht in ihr gefunkelt und alle Triebe geleitet haben, und die Sterne würden in der unbefleckten Materie ganz andere Wirkungen gehabt haben. Jetzt sind in



all diesem Schmutz ihre Wirkungen oft unglückbringend, und jenes Licht, welches alle menschlichen Bewegungen hatte leiten sollen, ist erloschen. Aber darum wird durch jenen Einwand die Kraft der Sterne nicht widerlegt. Wir werden nur an das Entscheidende erinnert, an den Verlust unseres Lichtes, unserer Gerechtigkeit, welche wir einmal besaßen, welche aber verloren ging, als wir und die Welt verderbt wurden. Laßt uns diese Übel beweinen, aber darum nicht die Kraft der Sterne verneinen.

Der gleiche Gedankengang ist noch stärker in einer Schrift von Valentin Nabod über die Sterndeutung ausgedrückt: Der Mensch hat ursprünglich vom Schöpfer einen unsterblichen Leib und eine göttlichen Lichtes volle Seele erhalten. Aber durch seinen Ungehorsam verlor er nicht nur seine ursprüngliche Vollkommenheit, sondern er wurde auch elend verwundet, vergiftet und fiel dem schreckensvollen Tode anheim. Wenn daher der Himmel jetzt dem Menschen zuweilen schlechte Triebe einflößt, so muß das Böse nicht den Sternen angerechnet werden — denn diese könnten in der ursprünglich unverderbten Natur des Menschen eitel Gutes wecken —, sondern es muß der eigenen Natur des Menschen angerechnet werden, welche durch die ungeheure Schuld ganz entartet ist.[168]

Diese theologischen Ausmalungen dessen, was der Fall gewesen sein würde, wenn Adam und Eva nicht von der verbotenen Frucht gegessen hätten, waren ganz im Geiste der Zeit. Aber die Frage war zu bedeutungsvoll, sie erforderte eine Antwort ohne Umschweife: Ist Gott wirklich schuld an den bösen Handlungen des Menschen, indem er ihm durch die Sterne die schlechten Triebe aufzwingt? Hierauf wurde mit einem volltönenden Nein geantwortet, das um so mehr Gewicht erhält, als dieselbe Zeit ja doch durch die Lehre von der Erbsünde alle Neugeborenen durch eine entfernte Ausstrahlung mit Gottes Billigung in ewig verlorene Sünder verwandeln ließ. Man

leitete mit anderen Worten die angedeutete Schwierigkeit in die Frage von der Erbsünde über, um den Einfluß der Sterne von Schuld befreien zu können. So sagt Melanchthon: Die Sterne sind nicht die Ursache der bösen Handlungen. Ganz gewiß werden von den Sternen in der unreinen Materie schlechte Triebe hervorgerufen; aber nicht diese sind die ersten und eigentlichen Ursachen zu vielen Handlungen, sondern im Gegenteil der freie Wille, welcher die Triebe in Zucht halten könnte und sollte. Denn wir nehmen ja nicht eine fatalistische oder stoische Notwendigkeit an, sondern der Wille behält seine Freiheit, seine Zucht auszuüben.[169]

Auch Tycho Brahe kehrt öfter mit Vorliebe zu diesem Gegenstande zurück. Im Horoskop Christians IV. erklärt er so den Eltern des Prinzen, dem König Friedrich II. und der Königin Sophie, daß wir nicht mit Notwendigkeit dem Einflusse der Gestirne preisgegeben sind. Denn im Inneren des Menschen gibt es etwas Göttliches, was über den Kreisgang der Sterne erhaben ist. Wer dieses zu benutzen versteht, ist der Macht der Sterne am wenigsten unterworfen.[170] Und in seiner bemerkenswerten Rede an der Kopenhagener Universität 1579 sagt er: „Die Astrologen binden nicht den menschlichen Willen an die Sterne, sondern sie räumen ein, daß es im Menschen etwas gibt, das über die Sterne erhaben ist, kraft dessen er die unheilbringenden Inklinationen der Sterne überwinden kann, wofern er dem wahren und überweltlichen Menschen nachleben will. Aber wofern er es vorzieht, als ein Tier zu leben, blind den Trieben zu folgen und mit dem bloß Tierischen zu verschmelzen, da muß man nicht Gott für die Ursache dieser Verirrung ansehen; Gott hat ja gerade den Menschen so gebildet, daß er, wenn er will, die unheilbringenden Inklinationen der Sterne besiegen kann."[171]

Und gerade von dieser Seite aus betrachtet ist die Kunst der Sterndeutung eine der erhabensten, indem sie dem Menschen

eine entschiedene Hilfe gewährt. „Denn“, sagt Tycho Brahe, „groß ist die Freude und der Nutzen, wenn man einigermaßen die verschiedenen Triebe und Wechselfälle im voraus erkennen kann, welche einem bevorstehen sowohl hinsichtlich seiner Gesundheit als auch der anderen der Veränderung unterworfenen Lebensverhältnisse. Solches bringt mit sich, daß ein jeder seine Verhaltungsmaßregeln treffen kann, ehe das eintrifft, was ihm bestimmt ist. Ist es Glück, was uns verkündet wird, so können wir es bequemer ausnützen; ist es Unglück, so können wir uns in acht nehmen und ihm mit angespanntem Fleiße entgehen.“ [172] „Die, welche dagegen in Unwissenheit sind über das, was in den Sternen bestimmt ist, erhöhen gerade oft in ihrer Blindheit die Wirkung der Sterne. Unter glücklichen Verhältnissen nehmen sie ein solches Selbstvertrauen an, daß sie sich die Strafe der Übermütigen zuziehen. Es ist ebenso schwer, Standhaftigkeit und Gleichgewicht im Glück wie im Unglück zu bewahren. Aber die, welche voraus wissen, was die Zukunft bringt, haben es hierbei am leichtesten.“ [173] Als Beispiel für verständigen Gebrauch der Sternkunde führt Melanchthon Kaiser Friedrich III., den Vater Kaiser Maximilians I., an. Obgleich seine Macht so groß war, wollte er sich doch nicht in Krieg mit König Matthias von Ungarn einlassen, weil er dessen angeborenes Glück kannte und weil er wußte, daß bei seiner eigenen Geburt Mars eine unglückliche Stellung eingenommen hatte. Er zog es darum vor, durch kluge Unterhandlungen zum Ziele zu gelangen. Und auf dieselbe Art brach er die Macht Karls von Burgund. [174]

Aber muß man nicht doch sagen, daß Gott einen Teil seiner Freiheit und Allmacht einbüßt, wenn die Bahnen der Sterne das verursachen, was geschieht, wenn sie die Schicksale der Menschen bestimmen? Nein, antwortet Tycho Brahe, Gott hat ja selbst den Sternen die Kraft gegeben, und er ist nicht über seinen Willen hinaus an sekundäre Ursachen gebunden.

Die Naturgesetze sind von ihm selbst eingesetzt, gerade darum stößt er nicht die natürliche Ordnung um, sondern er bewahrt sie. Hier erhebt sich Tycho Brahe unvermerkt zu einer Naturbetrachtung, welche über derjenigen seiner Zeit stand und keinen besonderen Platz für Gottes stetiges Eingreifen mit Mirakeln hatte, viel weniger noch für die eigenmächtigen Verwirrungen irgendeines Teufels. Gott hätte, sagt Tycho Brahe, selbstverständlich leicht jedes Ding unmittelbar ausführen können. Er hätte das Licht ohne die Sonne schaffen können, die feuchte Erde ohne Regenguß, er könnte uns nähren ohne Speise und Trank und ohne Kleider gegen die Kälte schützen. Aber nach seiner unergründlichen Weisheit hat es ihm gefallen, alles, was in der Welt geschieht, nur mittelbar von sich ausgehen zu lassen. Selbst die Erlösung des Menschengeschlechtes hätte er kraft seiner Allmacht unmittelbar vollbringen können. Aber er hat gewollt, daß sie durch ein Mittelglied, den Sohn, geschehen sollte. Aber wenn Gott so immer mittelbar wirkt — nicht weil er es nicht unmittelbar tun könnte, sondern weil er es nicht will —, liegt da etwas Ungöttliches in der Annahme, daß er diese niedere Welt durch eine höhere lenkt? Nein, im Gegenteil, diejenigen, welche den Einfluß der Sterne auf die Welt leugnen, kommen in offenbaren Streit mit der göttlichen Weltordnung und der göttlichen Vorsehung.[175]

Deutlich genug zeigt sich in Tycho Brahes Weltanschauung eine der griechischen verwandte, begeisterte Freude am Schönen. Die von oben ausstrahlende Kraft ist ein Lichtbote von Gott zu seinem Abbild, dem Menschen. Mit den Zügeln der Sternenstrahlen lenkt Gott den irdischen Vorspann. Darum läßt sich Tycho Brahe zuweilen zu sehr ketzerischen, im Widerspruch zu der Lehre von der Erbsünde stehenden Ausdrücken hinreißen: Der Mensch besteht nicht nur aus den vier Elementen, sondern hat mit teil an der unvergänglichen Welt des Äthers. Darum wird er Mikrokosmos genannt. Und gerade auf Grund seines

himmlischen Teiles ist er vor anderen dem Einfluß der Sterne unterworfen.[176] Ohne daß Tycho Brahe es selbst ausgesprochen hat oder sich dessen auch nur voll bewußt geworden ist, ist nach seiner Auffassung die Erlösung der Natur durch den Einfluß der Sterne vollendet, die Sterndeutung der Ausdruck für die freie bewußte Selbsthingabe an Gott. Hier ist kein Platz für den Teufel. Tycho Brahe scheint daher auch auf diesem Punkte seiner Zeit voraus gewesen zu sein. Es war kaum zufällig, daß nach seinem Sturze auch sein Geistlicher auf Hveen vertrieben wurde zur Strafe dafür, daß er bei Taufhandlungen die Teufelsbeschwörung fortgelassen hatte.[177] Für Tycho Brahe war die Natur des Menschen klar durch sein dem Himmel zugewandtes Antlitz gegeben. Gott hatte ihn selbst dazu gebildet seine Freude, seinen Trost, seine Hoffnung von der wundersam schönen, weit größeren und besseren Welt dort oben zu holen.[178]

Während Tycho Brahe so einen extremen Standpunkt einnahm, hielt die allgemeine Überzeugung sich etwas mehr zurück. Für diese gab es einen doppelten Strom wirkender Kräfte, einen von oben nach unten und einen zweiten von unten nach oben. Gott lenkte wohl durch die Leinen der Sterne die Welt der vier Elemente mit den Schicksalen der erdgeborenen Menschen. Aber von hier unten wirkte nach oben zurück nicht nur die träge Stetigkeit der Elemente, sondern auch der Widerstand des Teufels und die Gebete der gequälten und Erlösung suchenden Menschen. Hübsch ist dieses Wechselspiel zwischen den auf und ab steigenden Kräften von Heinrich Rantzau durch die Zusammenstellung zweier Verszeilen ausgedrückt worden. Die erste könnte auch Tycho Brahe vollauf anerkennen: Astra regunt homines, sed regit astra Deus (die Sterne lenken das Schicksal der Menschen, aber Gott lenkt die Sterne). Die zweite hätte sich der Sterndeuter auf Hveen, selbst wenn er als Kind seiner Zeit ihr nicht widersprechen konnte, doch nicht recht zu eigen machen können,

weil sie in Widerspruch zu seinen anderen Vorstellungsformen gekommen wäre: Cedunt astra Deo, precibus Deus ipse piorum (die Sterne gehorchen Gott, Gott selbst den Gebeten der Gläubigen).

Die bisher besprochenen Fragen und Zweifel waren alle theologischer Natur, gingen die Gott zugewandte Seite dieses Glaubens an. Aber er hatte auch eine Seite, welche sich dem äußeren, wirklichen Leben zukehrte.

Keiner hat hier so wohlredend und begeistert das Lob der Sterndeutung verkündet wie Tycho Brahe in seiner schönen Einführungsrede an der Kopenhagener Universität. Wer den Einfluß der Sterne leugnet, sagt er, verwirft Gottes Weisheit und Vorsehung und widerspricht der einleuchtendsten Erfahrung. Es wäre ja ganz ungereimt anzunehmen, daß Gott alle die wunderbaren Kunstwerke der Himmel, die Schauplätze für die strahlenden Sterne, ohne jeden Nutzen für die Welt geschaffen haben sollte. Selbst der dümmste Mensch hat bei dem, was er tut, einen Gedanken. Man antwortet: die Himmel sind die Uhr des Jahres, der Monate, der Tage. Ja, aber hierzu bedarf es nur der Sonne und des Mondes. Warum bewegen sich da die fünf anderen Planeten in ihren besonderen Sphären, der langsame Saturn, welcher 30 Jahre zu seinem Umlauf braucht, der funkelnde Jupiter, dessen Weg 12 Jahre verlangt, der zweijährige Mars, Merkur und die holde Venus, die Gefährtin der Sonne, bald Abend-, bald Morgenstern? Und wozu die ganze achte Sphäre, der Fixsternhimmel? Man denke daran, daß unter diesen unzähligen Fixsternen selbst die kleinsten einigemal größer sind als die Erde, die größten mehr als hundertmal größer. Und alle diese sollen von Gott ohne Gedanken, ohne Absicht geschaffen sein? Und doch hat derselbe Gott hier

in der Welt der vier Elemente nicht das geringste Mineral, das mindeste Kraut geschaffen, ohne daß jedes davon seine besondere Kraft, seine Summe von Eigenschaften hätte, eine Fülle von Weisheit, welche selbst die größte menschliche Klugheit noch nicht zu erschöpfen vermocht hat!

Aber die Erfahrung selbst beweist auch, daß die Himmelskörper mit Kräften ausgerüstet sind, welche auf die Erde wirken. Die Sonne ruft die vier Jahreszeiten hervor. Mit zu- und abnehmendem Monde nimmt das Gehirn der Tiere zu und ab, das Mark der Knochen und Bäume, das Fleisch der Krebse und Schnecken. Und mit unaufhaltsamer Kraft erhebt der Mond die Welle des Flutwassers, und zwar in vermehrtem Maße mit Hilfe der Sonne, muß es aber fahren lassen, wenn die Sonne entgegenwirkt. Wenn Mars und Venus sich begegnen, rufen sie Regen hervor, Jupiter und Merkur Sturm und Unwetter. Und wenn die Planeten sich in bestimmten entsprechenden Zeichen der Fixsterne zeigen, werden die Wirkungen verschärft. Denn die Fixsterne sind wie Mütter, welche selbst unfruchtbar sind, wofern sie nicht von den Planeten beeinflußt und befruchtet werden. Wenn dann Planeten, welche Feuchtigkeit bringen, sich in feuchten Zeichen treffen, so erzeugen sie langwierigen Regen, und wenn trockene Planeten sich in heißen Zeichen treffen, so erzeugen sie Dürre. Das zeigt die tägliche Erfahrung. Darum war auch das Jahr 1524 so regnerisch, weil die große Konjunktion im Zeichen der Fische stattfand. Und das Jahr 1540, in welchem es erst eine Sonnenfinsternis im Widder gab, dann eine Konjunktion von Saturn und Mars in der Wage und endlich eine von Sonne und Jupiter im Löwen, zeichnete sich durch einen fürchterlich heißen Sommer aus.[180] Und wer erinnert sich nicht an die Wirkung im Jahre 1563, als sich Saturn und Jupiter im Zeichen des Löwen nahe bei den nebligen Sternen des Krebses trafen? Schon Ptolemäus hat dies erstickend und pestbringend genannt. Und im Einklang hiermit wütete auch

in den folgenden Jahren über Europa eine heftige Pest, welche Tausende ins Grab brachte.

Aber üben die Sterne auch ihre Wirkungen auf den Menschen aus? Ja, und ganz natürlich. Denn sein Leib ist ja aus den vier Elementen zusammengesetzt. Von der verschiedenen Art, auf welche das Feurige, das Kalte, das Trockene und das Feuchte in der Natur eines Menschen gemischt sind, hängen Temperament und Wesen desselben ab, seine Anlage zu Krankheiten, sein Leben und Tod. Und die verschiedene Mischungsart, das Gepräge, welches die Stellung der Sterne dem Kinde in dem Augenblicke der Geburt aufgedrückt hat, ändert sich später niemals. Ernährung und Wachstum gestalten es nur aus, aber nicht um.[181] Es gibt gewisse Mischungen, welche ein Leben einfach unmöglich machen. In solchem Falle wird das Kind tot geboren.[182] Wenn z. B. Sonne und Mond ungünstig stehen, Mars im Aufgange ist und Saturn sich im achten Hause des Tierkreises befindet, wird das Kind so gut wie immer tot geboren. „In der Regel wird das Kind schwach und kurzlebig, welches geboren wird, wenn Sonne und Mond in Konjunktion stehen, besonders wenn der Mond der Sonne entgegengeht. Selbst wenn dieses Übel zuweilen durch die Hilfe anderer günstiger Sterne gemildert wird, bringt es doch immer Unbequemlichkeiten mit sich. Dies ist dermaßen bekannt, daß nicht nur Aristoteles ausgesprochen hat, daß während der Konjunktion von Sonne und Mond geborene Körper schwach werden, sondern selbst erfahrene Hebammen und Mütter gehen in Furcht um die so geborenen Kinder umher wegen der Schwächlichkeit, welche man zu erwarten hat. Und der Grund ist nicht schwer zu fassen. Bekanntlich hat nämlich der Mond eine außerordentliche Kraft und beherrscht die Säfte des neugeborenen Kindes. Wenn er nun sein Licht in den Leib bei der Geburt nicht hineingießt, so ist es klar, daß die Säfte in diesem Leibe ganz eintrocknen, und daß das sanguinische Tempe-

rament mit seinen glücklichen Wirkungen fast ganz verloren geht. Hiervon entstehen verschiedene Krankheiten wie Auszehrung, Aussatz und ähnliche, besonders wenn Saturn und Mars so zu stehen kommen, daß auch sie ihr Gift hineinmischen. Diese physische Ursache ist leicht zu verstehen."[183]

Die Wirkung, welche der Mond ausübt, glaubte man ferner verstärkt, wenn seine Stellung dieselbe bei der Empfängnis und bei der Geburt des Kindes war. Hierdurch gewann man ein neues und tieferes Verständnis für das Gebot des mosaischen Gesetzes, welches den ehelichen Umgang mit einem Weibe in der Zeit ihrer Unreinheit verbietet. Dieser Zeitpunkt sollte nämlich in der Regel mit der Konjunktion von Sonne und Mond zusammenfallen, und es war leicht erklärlich, daß ein aus schlechten, unreinen Säften gebildeter Leib schwach werden mußte.[184]

Wie tief gewurzelt diese Überzeugung von dem Einflusse des Mondes auf die Säfte des Körpers war, sieht man daran, daß alle Schriftsteller — Tycho Brahe, Heinrich Rantzau, Melanchthon usw. — wie von einer durchaus sicheren Erfahrung davon sprechen, daß die feuchten Teile des Leibes — Blut, Hirn, Mark — mit dem Monde zu- und abnehmen. Die ganze Gesundheitspflege der Zeit war hiernach eingerichtet. Nicht nur Aderlaß und Reinigung, sondern selbst das Scheren der Haare und Nägel. Sowohl Heinrich Rantzau als Melanchthon führen die sogenannten kritischen Tage bei Krankheiten, auf welche ein Umschlag zum Besseren oder Schlechteren stattfindet, ebenso auf die Wirkungen des Mondes zurück, da es für diese Tage eigentümlich ist, daß es entweder der siebente ist, oder daß er doch einer Zahl entspricht, in der sieben aufgeht.[185] Kein anderer ähnlicher Glaube hat sich so hartnäckig bis in unsere Tage hinab gehalten, wie der Glaube an die Wirkungen des zu- und abnehmenden Mondes. Von der heutigen Wissenschaft nur wenig beachtet, besteht er doch überall in

Europa für die breiten Schichten der Völker als ein sicherer Erfahrungssatz. Und es ist ein Beweis für die Innigkeit dieses Glaubens an den Neumond, daß er sich sogar, in Norwegen z. B. das Wort der Schrift angeeignet hat: Ohne daß einer „zum neuen" geboren wird, kann er Gottes Reich nicht sehen.[186]

Die Wirkungen von Sonne und Mond wurden durch das, was die übrigen fünf Planeten hinzufügten oder abzogen, verändert. Und die Summe des Ganzen hing davon ab, ob die besonderen Planeten der zwölf Stunden des Tages und der Nacht und die der zwölf Monate des Jahres, oder richtiger die der zwölf Tierzeichen, in denen die Geburt vor sich ging, dazu beitrugen, die Wirkung der gegenwärtigen Planeten zu verstärken oder abzuschwächen. Denn die zwölf Stunden des Tages und der Nacht, die zwölf jährlichen Zeichen des Tierkreises waren wie ein seltsam geschlungenes Band, durch welches die Kraft der sieben Planeten bald schwächer, bald stärker hervorschimmerte. Und das gleiche galt vom menschlichen Körper selbst. Jeder einzelne seiner Hauptteile entsprach seinem Planeten: die Wärmequelle, das Herz, der Sonne; das Gehirn dem Monde; die Leber Jupiter; die Nieren Venus; die Milz, „welche die schwarze Galle verbirgt", Saturn, dem Herrn der Melancholie; die Gallenblase Mars; die Lungen Merkur.[187] Daß dies sich so verhielt, konnte leicht im täglichen Leben nachgewiesen werden, wenn man auf die sehr verschiedene Empfänglichkeit derselben Körperteile für Krankheiten achtete, oder nur beim Aderlaß, je nachdem ihr herrschender Planet augenblicklich bei Macht war oder nicht.

Die Kunst der Sterndeutung wurde so eine sehr schwierige Rechenaufgabe. Erforderlich war ein genialer Blick und viel Kenntnis, viel Fleiß, um richtig zu rechnen. Aber galt nicht ganz dasselbe von der Heilkunst? Und die Sterndeutung hatte den Vorteil, daß die Voraussetzungen, auf welchen sie beruhte, unmittelbar einleuchtend waren. Nur indem man von den

Wirkungen der Sterne ausging, konnte man das Rätselhafte, welches das Leben sonst bot, natürlich erklären. Denn, daß z. B. Kinder desselben Elternpaares untereinander äußerlich verschieden und von weit verschiedenen Neigungen waren; daß in einer Stadt mit tausend schönen Weibern die Neigung des einzelnen nur zu einer ganz bestimmten von diesen erwachte, das konnte nur aus der Wirkung der Gestirne heraus erklärt werden.[188]

Diese doppelte Stellung der Sterndeutung — ihre Schwierigkeit und ihre von selbst einleuchtende Wahrheit — machte sie gerade, weil sie ja die wichtigsten Fragen des Lebens berührte, in zwiefacher Weise anziehend. Sie zog sowohl oberflächliche als tiefe Naturen an, reizte sowohl zu Gebrauch als zu Mißbrauch. Während Betrüger Aufsehen erregten und mit ihrer Hilfe auf die Jagd nach Geld gingen, pflegten sie edle Männer still und gewissenhaft, weihten ihrer Förderung treulich ein ganzes Leben. Denn jedem, der zu denken vermochte, mußte es klar sein, daß man hier an der höchsten aller Wissenschaften, an der Lebensquelle selbst stand. Der sichere Glaube hieran konnte bei einem Tycho Brahe alles aufwiegen, was das Leben sonst besaß, ihm hinweghelfen über den Verlust von Vermögen, Familie, Freunden, Vaterland. Selbst als er verarmt, verhöhnt, vertrieben war von dem unbedachten jungen König, dessen zukünftigen Ruhm er vorausgesagt hatte, und dessen herrlichster Ruhm es gewesen wäre, ihn und sein Werk zu schirmen, selbst als er von allen verlassen schien, verließ er die Sterne nicht, sondern sah in der Gemeinschaft mit ihnen weiter das höchste Gut des Lebens, das sichere Pfand für die Nähe Gottes.

Wenige sind deshalb so gut geeignet wie Tycho Brahe, das Verhältnis jener Zeit zur Sterndeutung klarzumachen. Er bietet den scheinbaren Widerspruch, von welchem sich eine spätere Zeit hat täuschen lassen. Man kann bei ihm die härtesten Urteile finden, nicht nur über die Unkundigen, welche

die Sterndeutung mißbrauchen, sondern auch über den geringen Grad von Zuverlässigkeit, welchen selbst die sorgfältigste Deutung überhaupt erreichen kann. Das ist indessen so wenig ein Ausdruck für seinen Unglauben, daß es gerade die Innigkeit seines Glaubens bezeichnet. Er kann ebenso wie ein Maler über die Schwierigkeit, das Sonnenlicht wiederzugeben, verzweifeln, aber er zweifelt darum doch keinen Augenblick daran, daß es da ist und allem seine Farbenpracht schenkt. Bis zuletzt hielt er den Glauben an die Sterndeutung fest, tadelte die, welche sie ableugneten — „was diese Leute entschuldigt, besonders die Theologen und Philosophen, das ist, daß sie sowohl in der Kunst selbst ganz unwissend sind als auch der gewöhnlichen, gesunden Urteilskraft entbehren“[189] —, beschäftigte sich mit dem Gedanken, eine Verteidigungsschrift zu schreiben, stellte Horoskope bis zu seinem Tode, suchte aber in erster und letzter Linie ein besseres und zuverlässigeres Verfahren zu finden.[190]

Sein ganzes Lebenswerk war gewissermaßen der Verbesserung der Sterndeutung geweiht. In seiner Kopenhagener Universitätsrede empfahl er das Verfahren, das Horoskop mit den wirklichen Ereignissen des Lebens zu vergleichen und mit Hilfe hiervon, also auf dem Wege der Erfahrung etwa fehlerhafte Horoskopangaben über den Augenblick der Geburt und die Stellung der Sterne zu berichtigen.[191] Später wurde er sich darüber klar, daß die gewöhnlichen Tabellen über die Bewegungen der Planeten fehlerhaft waren. Viele Jahre arbeitete er an zuverlässigeren Bestimmungen der Planetenbahnen. Als er ferner darauf aufmerksam wurde, daß die Ortsbestimmung der Planeten sich nur unvollkommen nach den alten ungenauen Sternkarten angeben ließ, arbeitete er mit unermüdlichem Fleiße seine zuverlässige Karte über die Stellung von 1000 Fixsternen aus. Eine letzte technische Schwierigkeit, den unsicheren Gang der Uhren, zu überwinden, gelang ihm nicht selbst. Erst sein Schüler Kepler war es, der ein Jahr nach seinem Tode, in Prag bei Kaiser

Rudolf II., aus dem Zusammenwirken mit dem Erfinder der Pendeluhr, dem Schweizer Bürgi, Nutzen ziehen konnte.[192] Aber von Anfang bis zu Ende war Tycho Brahe damit beschäftigt, auf dem Wege der Erfahrung die überkommene Lehre von der Wirkungsart jedes einzelnen Planeten zu prüfen und zu berichtigen. Und hier fühlte er mit den Jahren mehr und mehr, daß die Grundlage unsicher war, und daß die Sterndeutung wie die Heilkunst nicht nur auf einer Summe von erworbenen Kenntnissen beruhte, sondern ebensosehr von dem genialen Blick abhing, also Geheimnis des einzelnen war.[193]

Was die Menge mehr als irgend etwas anderes überzeugte, war jedoch selbstverständlich weder das System des einzelnen Sterndeuters noch die Fähigkeit der ganzen Erklärungsweise, die Schwierigkeiten des Lebens zu lösen, sondern einfach der Ausfall der Voraussagen. In dieser Hinsicht hatte die Sterndeutung außerordentliches Glück. Eine große Menge von Voraussagen ging wirklich in Erfüllung.

Unsere Zeit, welche dem eigentlichen Kern der Sache kalt gegenübersteht, hat es schwer, dieses Verhältnis in richtiger Weise aufzufassen. Wir suchen es zu erklären, indem wir darauf hinweisen, daß wahrscheinlich eine Unzahl falscher Prophezeiungen unbesprochen blieb, während nur vereinzelte, welche zufälligerweise eintrafen, weithin ruchbar wurden und in Erinnerung blieben. Ferner weisen wir darauf hin, daß nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung von einer gewissen, geringen Anzahl von Fällen sich der einzelne öfters wiederholen mußte und so den Schein des Vorauswissens über das werfen konnte, was nur ein Raten war. Wenn man „Zahl oder Kopf" spielt, hat man Aussicht in der Hälfte der Fälle zu gewinnen, wenn

man beständig „Kopf" rät. Endlich eigneten sich die oft verblümten Prophezeiungen jener Zeit weit mehr dazu, für erfüllt erklärt zu werden, als klare einfache Antworten, so wie wir sie z. B. jetzt verlangen, wenn es sich um wissenschaftlich begründete Voraussagen handelt.

All dieses zugegeben, erreichen wir damit doch nicht mehr, als daß wir unser Recht beweisen, uns nicht von den Voraussagen der Sterndeutung überzeugen zu lassen. Dagegen können wir nicht beweisen, daß jene Zeit unrecht hatte, sich überzeugen zu lassen. Im Gegenteil mußte sich für jene Zeit die Sache ganz so stellen, wie sie sich der Gegenwart mit Rücksicht auf unsere Erklärung der Weltverhältnisse darstellt: jede einzelne, richtig eingetroffene Voraussage bekräftigt sie. Und die Sterndeutung hatte hier ein Sicherheitsventil, welches Zweifel und berechtigte Einwände leicht hinausließ: sie räumte selbst ein, daß sie nur suchte, und daß der geringste Fehler, z. B. eine unrichtige Angabe der Geburtsstunde oder ähnliches, die ganze Rechnung verwirren konnte. Umgekehrt verlieh der verblümte, elastische Ausdruck den Prophezeiungen zugleich eine Spannweite und Stärke, von der es in den meisten Fällen unmöglich war sich unabhängig zu halten. Die Unklarheit des Ausdruckes weckte kein Bedenken zu einer Zeit, welche an die alttestamentlichen Prophezeiungen gewöhnt war und Sonntag um Sonntag den Juden vorwerfen hörte, daß sie nicht verstanden hätten, sich danach zu richten.

Von richtig eingetroffenen Voraussagen, welche durch Europa die Runde machten und in aller Munde waren, kann außer der obenerwähnten von dem frühen Tode Picos von Mirandula beispielsweise folgende angeführt werden: Der bekannte Astronom Rodrigo Faleiro, welcher seinen Freund Magellan die Längenberechnung lehrte, weigerte sich, diesem bei seiner Erdumsegelung zu folgen, da er in den Sternen gelesen hatte, daß der mitgehende Astronom unterwegs sterben würde. Sein

Stellvertreter, der Astronom Andreas de San-Martin von Sevilla, wurde auf der Insel Zeba ermordet.[194] Die große Konjunktion von drei Planeten im Zeichen der Fische, 1524, war beizeiten vorausgesagt und gedeutet worden. Sie würde Regenfluten und Auflösung der Machtverhältnisse sowohl zwischen Fürsten und Völkern als zwischen einzelnen Volksteilen mit sich bringen. Überall strömte es den ganzen Sommer hernieder. Der Präsident von Toulouse hatte sich sogar, da der Sterndeuter Stoffler die Befürchtung ausgesprochen hatte, es würde vielleicht zu einer Wiederholung der Sintflut kommen, beizeiten eine Arche Noahs gebaut.[195] In Frankreich, Deutschland und im Norden rasten Bürger- und Bauernkriege. Christian II. wurde vertrieben und Kopenhagen von Friedrich I. erobert, Franz I. wurde gefangen, Rhodus von den Türken belagert usw. Alles vermeintlich als eine Folge der Himmelszeichen.[196]

Der berühmte Michel Nôtredame hatte die Niederlage der Franzosen bei St. Quentin, 1557, wo der Connétable Montmorency, der Marschall St. André und viele andere verwundet in spanische Gefangenschaft fielen, lange zuvor vorausgesagt.[197] Derselbe Nôtredame hatte in seinen „Centuries" auch den Tod und die Todesart Heinrichs II. vorausgesagt. Nach dem, was Bacon während seines Aufenthaltes in Frankreich erzählen hörte[198], sollte die Gattin Heinrichs II. sich unter falschem Namen das Horoskop ihres Gemahls verschafft und dazu gelacht haben, daß es darin hieß, er würde im Duell getötet werden, da sie ihn als König über ein Duell erhaben glaubte. Aber es traf doch ein, als er 1559 im Turnier durch einen Lanzenstoß ins Auge tödlich verwundet wurde. — Allzu diensteifrig war Nôtredames gleichnamiger Sohn, der ebenfalls Sterndeuter war. Als er vorausgesagt hatte, daß die Stadt Pouzin abbrennen würde und dies nicht geschah, half er selbst den Sternen nach, indem er die Stadt in Brand steckte; aber er wurde ergriffen und hingerichtet, 1575.

Im Jahre 1573 sagte der Sterndeuter Junctinus dem König Heinrich von Polen voraus, daß er infolge der Stellung des „Kleinen Hundes" in dem Augenblicke seiner Geburt König eines größeren Reiches als Polen werden würde. Im Jahre 1574 wurde er König von Frankreich.[199] — Selbst der armseligste Sterndeuter konnte voraussehen, daß für das Jahr 1580 der Menschheit etwas Böses bevorstehen mußte. Denn erstens sollte es am 31. Januar eine Mondfinsternis geben, während die Sonne in einem der Menschenzeichen des Tierkreises stand (Zwillinge, Jungfrau, Schütze oder Wassermann). Dann standen unter dem gleichen Menschenzeichen im März Mars und Saturn in Konjunktion, Jupiter und Mars unter einem Menschenzeichen im September in Opposition, dieselben Planeten unter dem gleichen Zeichen im Oktober in neuer Opposition, und in diesem Monat zeigte sich endlich, als ob all das andere noch nicht genug wäre, zugleich ein Komet. Die vorausgesehene Seuche äußerte sich als ein Fieber mit Husten und Katarrh, welche alle Leute mit schwacher Brust dahinraffte. Sie kam von Asien über Konstantinopel nach Sizilien und Italien, ging dann nach Deutschland, wo Kaiser Rudolf und sein ganzer Hof davon befallen wurden, weiter nach Dänemark, wo Friedrich II. und alle seine Leute erkrankten, ferner nach Schweden und Preußen, schließlich nach Rußland, wo König Stephan von Polen im Felde lag und zusammen mit Rittern und Fußvolk eine Beute der Krankheit wurde. „Mein Sohn Gerhard, der im Monat Juli von Rom aufbrach, hat mir erzählt, daß der Papst dort Befehl gab, alle Kranken in der Stadt zu zählen, und es zeigte sich, daß 40000 davon befallen waren." Im Monat Oktober, als der Komet mitwirkte, „gab es 8000 Kranke in Lübeck, nicht weniger in Hamburg und ebenso in Bremen, wo ich zu Besuch beim Erzbischof war. In Holstein gab es zu einer Zeit kaum ein Haus, wo die Krankheit nicht wütete".[200]

Von glücklichen Sterndeutern gab es im Norden zwei, welche an Ruf die anderen weit übertrafen; es waren das der holsteinische

Adlige Ditlev Reventlow und der dänische Tycho Brahe. Ditlev Reventlow sagte noch, während Christian II. herrschte, sowohl Friedrich I. als Christian III. voraus, daß sie Könige von Dänemark und Norwegen werden würden, und gab ihnen zugleich verschiedene Siege an, welche sie gewinnen würden. Zugleich gab er hinsichtlich ihrer Kinder sofort nach ihrer Empfängnis richtig an, welches Geschlechts sie sein würden, als auch, an welchem Tage sie geboren werden würden. In der Rantzauischen Bibliothek auf Breitenberg wurde als eine Reliquie das von Ditlev Reventlow eigenhändig niedergeschriebene Horoskop für Andreas von Barby verwahrt. In diesem war vorausgesagt, sowohl daß er Bischof von Lübeck werden würde, als auch richtig, in welchem Jahr und Monat, und zugleich auch die Krankheit, an der er sterben sollte. Eine von Reventlows letzten richtigen Prophezeiungen war es, als er Kaiser Karl V. den unerwarteten Ausgang voraussagte, welchen sein im Anfange siegreicher Kampf gegen die Protestanten nehmen würde.[201]

Mit Tycho Brahes glücklichen Voraussagungen hat sich die Sage, sowohl zu seiner Zeit als später, so lebhaft beschäftigt, daß es hier ziemlich schwierig ist, Wahres von Falschem zu sondern. Indessen selbst wenn wir hiervon absehen und uns allein an das halten, was die Gegenwart ganz beurteilen kann, seine hinterlassenen schriftlichen Horoskope, so stellt sich auch dann das Verhältnis merkwürdig günstig. Wie oben erwähnt, bestellte Friedrich II. bei Tycho Brahe eine „Nativität“ für jeden seiner drei Söhne, Christian, Ulrik und Hans, in der Reihenfolge ihrer Geburt. Diese drei „Nativitäten“, welche sofort nach der Geburt berechnet wurden und noch vorhanden sind (zwei davon ganz gleich in grünem Sammet mit Goldschnitt, wie sie von Uranienborg kamen, eine davon sogar von Tycho Brahe selbst ins Reine geschrieben, die dritte in zahlreichen gleichlautenden Abschriften ohne Spur von späteren Änderungen) — diese drei Nativitäten geben das möglichst zuverlässige Mittel, Tycho Brahes Kunst auf

die Probe zu stellen. Und die Probe fällt günstig für ihn aus. Wohl hat schließlich das Leben des kleinen Ulrik nur wenig mit der Berechnung von Uranienborg gestimmt. Aber die beiden anderen stimmten um so besser. Es wäre nicht leicht, selbst mit Kenntnis von dem völlig abgeschlossenen Leben Christians IV. ihn in wenigen Worten deutlicher zu zeichnen, als es Tycho Brahe bei seiner Geburt tat: „Kriegslustig, Weiberfreund, mit lebendigem Sinn für Gerechtigkeit und Interesse für geistliche Angelegenheiten, welches Interesse ihn jedoch in große Gefahr bringen soll (30jähriger Krieg), von gutem Humor, kunstverständig, prachtliebend, musikalisch, glücklich im Bergwerksbetrieb, aber großer ehelicher Zwietracht ausgesetzt.“[202]

Und der kleine Herzog Hans, welchem die Sterne nur ein kurzes Leben und eine gebrechliche Gesundheit verkündeten, was zugleich schonend und deutlich für die Eltern auszudrücken Tycho Brahe sauer genug wurde, zumal da sie, um die Prophezeiung ganz zu verstehen, die Hinzufügung einer deutschen Übersetzung zu der lateinischen Berechnung verlangt hatten, — dieser Herzog Hans sollte durch seinen Lebenslauf in wunderbarer Art bestätigen, was Tycho Brahe in den Sternen gelesen hatte.

In der Berechnung wurde darauf aufmerksam gemacht, daß, da der Augenblick der Geburt nicht ganz genau angegeben worden sei, sich in den folgenden Altersangaben möglicherweise ein Fehler bis um ein Jahr finden würde. Darauf heißt es: „Für sein achtzehntes Jahr ungefähr wird ihm eine ungeheure Lebensgefahr angesagt.“ Indem Tycho Brahe die Natur dieser Gefahr zu bestimmen sucht, sagt er, daß sie verschiedener Art ist. Sie stammt teils von Mars, ebenso drohen Gefahren vom Meere, aber da der Herzog gleichzeitig sich einer günstigen Stellung der Venus erfreut (Veneris benevolae praesentiam), würden diese ihm weniger schaden können. Die Hauptgefahr stammt von Saturn in Form kalter, feuchter, melancholischer Krankheitsanfälle, gepaart mit seelischen Leiden, Verstörtheit und Niedergeschlagen-

heit. Nur durch ein Wunder, gegen alle Erwartung, wenn Gott wird eingreifen und ihn erhalten wollen, wird der Herzog all diesen Gefahren entrinnen können, welche sich gegen sein achtzehntes oder neunzehntes Jahr verschworen haben. Tycho Brahe zieht darauf wohl die Linien weiter und zeigt, wie sein Leben werden kann, wenn er dieses Jahr überlebt, aber es ist deutlich genug, daß Tycho Brahe dies nur tut, um die Eltern zu trösten, und daß er selbst nicht daran glaubt.[203]

Da war es recht natürlich, daß die Eingeweihten in Spannung waren, als Herzog Hans, achtzehn Jahre alt, außer Landes ging und auf spanischer Seite an der Belagerung von Ostende teilnahm. Von hier wurde er zurückgerufen und zog mit einer Flotte nach Rußland, da Christian IV. eine Heirat zwischen ihm und der Tochter des Zaren verabredet hatte. Unter Tränen trennten sich die Brüder. Und kein Wunder. Denn wohl war die Gefahr vom Mars überstanden, die Gefahren auf dem Meere konnten wohl dadurch aufgewogen werden, daß der Herzog jetzt Veneris benevolae praesentiam erreicht hatte. Aber die Hauptgefahr drohte noch vom Saturn. Und sie blieb nicht aus. Denn als er nach einer beschwerlichen Reise endlich Moskau erreicht hatte, wo er vom Zaren freundlich empfangen wurde, ging die Zeit mit weitläufigen Formalitäten hin. Der Herzog erkrankte, der Zar drängte ihn, indem er durch Boten über Boten seine Ansicht über Vorfragen einholen ließ, und am 28. Oktober 1602 hauchte er sein Leben aus, ohne noch seine Braut gesehen zu haben, fern von der Heimat, fern von Verwandten und Freunden. Saturn hatte gesiegt. Als endlich statt der Nachricht von den Hochzeitsfeierlichkeiten die Todesbotschaft nach Dänemark gelangte, konnte kein Verständiger in Zweifel sein. Tycho Brahe hatte die Sterne richtig gedeutet.

Fassen wir alles, was wir jetzt gesehen haben, zusammen, so zeigt es sich, daß die Beleuchtung, welche im 16. Jahrhundert über dem Leben im Norden lag, keine einfache, sondern eine vierfach zusammengesetzte war. Die alte Frage nach Tag und Nacht, Licht und Dunkel, und nach dem Abstande zwischen Himmel und Erde hatte eine neue, eigentümliche Antwort erhalten.

Der erste Teil der Antwort war jene Lichtbotschaft, welche alle empfänglichen Herzen entzündete, als die Bekanntschaft mit der griechisch-römischen Naturauffassung wieder geweckt worden war, und zugleich die Weltentdeckungen bewiesen hatten, daß die Erde groß, rund und schön sei. Es war, als ob einen Augenblick Nacht und Dunkel gänzlich wichen, als ob der Gedanke nur dem Weg der Sonne in beständiger Tageshelle rund um die Erde herum folgte. Wie verblaßte und wich nicht die mittelalterliche Vorstellung von der Welt als von einem Nichts, welchem beständig durch Gottes ununterbrochen wiederholtes Schöpferwort neues Leben eingeblasen werden mußte! Sonnenhell lag die ganze prächtige Erde im Glanze da, und eines jeden Triebe, Vorstellungen und Gedanken durchströmte ein Gefühl von Wohlbefinden, eine Lebenslust, ein von keinen Schranken gebundener Tatendrang. Es war die Stunde der Wiedergeburt für die jungen Völker; fröhlich schlugen sie die Augen auf, sahen die Natur und umarmten sie.

Eine solche Lebensansicht ist ihrer Natur nach vorübergehend; sie läßt sich weder auf die Dauer festhalten noch wiederholen, ohne ihre unmittelbare Sicherheit und Farbenpracht zu verlieren. Wenn sich die Lebensansicht der Renaissance trotzdem im Norden ungefähr durch das ganze 16. Jahrhundert erhielt, so lag der Grund teils in der eigenen inneren Kraft und der Berechtigung des Durchbruchs, teils in dem Widerstande der vielen vorausgegangenen Jahrhunderte und dem hierdurch aufgespeicherten Lebensdrange. Die Freude an der Natur fand bei

dem Lebensfeste einen Spargroschen vor, und die Empfindung dessen machte sie doppelt reich und froh.

Man würde dieses neue Verhältnis zur Natur mißverstehen, wenn man es als ein vollbewußtes auffaßte. Besonders in bezug auf den Norden war hiervon so gut wie keine Rede. Nur einige wenige Vorgeschrittene, wie z. B. Tycho Brahe, hatten vielleicht eine Ahnung davon, daß ihre Auffassung an einzelnen Punkten einen Bruch mit dem Alten bedeutete. Aber die weit überwiegende Mehrzahl lebte bloß in unmittelbaren Eindrücken, in den unwillkürlichen Äußerungen des Gemeinsamen, daß sie erfüllte, von dem sie sich aber keine Rechenschaft gaben. Bewußtes Verständnis lag ebensowenig dem zugrunde, wenn z. B. Christian IV. als Kind über die schöne Umgebung von Koldinghus schrieb, es wäre ein „lustiger Ort", wie wenn der Bauherr sich an dem Anblick weidete, wie sich die vergoldete Wetterfahne auf seiner Turmspitze in der Luft drehte, oder wenn der Lärm von lautem Lachen, von Singen, Trommeln und Pfeifen tobend aus einem Hochzeitshaus klang. Das Höchste, wozu es die Leute im allgemeinen brachten, war, daß sie in einem klaren Augenblicke Schutz hinter einer Schriftstelle suchten: Gott sah alles, was er geschaffen hatte, und siehe, es war sehr gut.

Daß es weiter zum Himmel geworden war, und daß dieser nicht länger schwer und drückend über einem lag, das fühlte jeder. Es herrschte jetzt Höhenluft, es ließ sich frisch und leicht atmen. Aber hier begnügten sich wieder die meisten mit der bloßen unmittelbaren Empfindung. Wenige gab es, die sich der Ursache bewußt wurden, die einsahen, daß die alte Auffassung der Welt als Saal, wo der Himmel, Decke, die Erde Boden, die Hölle Keller war, jetzt gebrochen war, und daß die Erde von der Stunde ihrer Umsegelung an nachweislich rund war und in der Mitte der Welt schwebte, vom Himmel auf allen Seiten umgeben. Und die allerwenigsten hatten ein Augenmaß für die Höhe wie Tycho Brahe und andere, die zu glauben

wagten, daß die schimmernden Sternenpunkte Kugeln waren, von denen selbst die kleinsten größer wären als die Erde.

Aber selbst wenn man sich all dessen nicht klar bewußt war, wurde man doch vom Strome getrieben, von der zugrunde liegenden Stimmung getragen und mit Notwendigkeit auf einen und denselben Punkt hingeführt. Dieser entscheidende Punkt war der Bruch mit dem Papst. In der Luft lag ein Gefühl, als hätte man sich früher narren lassen. Und unwillkürlich wurde der Papst der Sündenbock, gegen den sich alle Vorwürfe richteten. Die neugefundene Bibel lieferte die Waffen; in ihr war ja weder vom Papst noch von Ablaß oder Messe die Rede. Während die romanischen Völker sich einen Abzug für ihr Überschäumen in der Eroberung und der Bevölkerung der neuentdeckten Weltteile verschafften und hierdurch das Gleichgewicht gewannen, um daheim ihren eigenen Kirchenfürsten behalten zu können, ging es bei den Gotogermanen umgekehrt. Ohne sonderlichen Anteil an den neugewonnenen Märchenländern fühlten sie alle um so mehr eine unbestimmte Bitterkeit gegen den fremden Betrüger, der sie so lange Zeit zu Narren gehalten hätte. Wie sehr auch Luther und die anderen Reformatoren im Norden — alle ja selbst Gotogermanen — die Stimmung religiös auftrieben, so lag doch außerdem in dem einstimmigen und unaufhaltsamen Brüllen des Volkes gegen den Papst ein Ausdruck selbstgefühlten Unwillens. Die zur Natur erweckten Gotogermanen schüttelten das Papstjoch von sich.

Nichts zeigt vielleicht stärker die Tiefe des Naturdranges der Renaissance in Deutschland und im Norden, als daß er imstande war, die Reformation nach sich zu ziehen. Nach den Disputationen ging der Streit zwischen Luther und der römischen Kirche wohl über die „Rechtfertigung durch den Glauben allein". Aber rein sozial drehte er sich um die Berechtigung der alten Anklagen der Kirche gegen die Natur, also um die Abschaffung des Fastens und des geistlichen Müßigganges, um die Freiheit,

Fleisch zu essen, wenn man wollte, um die Erlaubnis für alle, in die Ehe zu treten. Als die Reformation im Norden siegte, waren es nur wenige, welche verstanden, was „Rechtfertigung durch den Glauben allein“ eigentlich bedeutete, aber jeder konnte mit eintreten für Fleischnahrung, Bier und die Gott wohlgefällige Hochzeit.

Der zweite Bestandteil der Lebensbeleuchtung im Norden während des 16. Jahrhunderts war der, welcher von der Reformation stammte. Das Licht, welches von ihm ausging, war von einer eigenen Art, zugleich neu angezündet und doch sicher leuchtend. Die Flamme wurde, wie wir gesehen haben, von dem vorhandenen Naturdrange genährt, aber indem dieser auf einem neuen kirchlichen Dochte brannte, wurde sein Licht ein anderes. Es flammte in ihm die kecke Empfindung, bei etwas Entscheidendem mit dabei gewesen zu sein. Konnte es der Furcht einfallen, sich vorzudrängen, so zog sie sich sofort in der Überzeugung zurück, daß hier Könige und Obrigkeiten, deren Macht von Gott war, gehandelt hätten. Und rötlichwarm strömte wieder das Licht aus den göttlichen Höhen zurück, legte sich über die täglichen Verhältnisse des Lebens, umschloß sanft ein unklares Bild, in dem Hochzeit und Kinderlärm, kräftiger Psalmengesang und ein zu tief in den Krug Gucken ineinander übergingen.

Die beiden ersten Bestandteile der nordischen Lebensbeleuchtung während des 16. Jahrhunderts hatten beide etwas Freundliches und Gutmütiges an sich. War auch hier die Spannung zwischen den Extremen — zwischen genialem Verständnis und bloß tierischer Stimmung — geringer als im Süden, und konnte das Ganze hier oben bei flüchtigem Hinsehen sich so ausnehmen, als ob sich alle, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, nur in einer gewissen fröhlichen Aufgelegtheit begegneten, so war hier zum Ersatz diese jugendliche Fröhlichkeit allgemeiner und gleichmäßiger verbreitet als anderswo. Selbst die Änderung

der Kirche kostete keinen Tropfen Blutes. Das Leben schien hell und leicht zu leben. Es gab noch keine Schlange in diesem Paradiese.

Dafür war der Norden die Stätte, wo die beiden anderen Bestandteile der Europa gemeinsamen Lebensbeleuchtung sich am stärksten ausgeprägt zeigten und sich gewiß am tiefsten einbrannten. Die Lehre des Neuen Testamentes vom Teufel als dem Fürsten dieser Welt, der Glaube daran, daß man mit ihm einen Pakt schließen könnte, und die Pflicht der Obrigkeit, ein solches Verbrechen, das schwerste von allen, mit Feuer und Schwert zu verfolgen, das waren im Norden fast ganz neue Lehren. Anderen Ortes war man doch früher aufgescheucht und teilweise an den Gedanken gewöhnt worden. Schon bei dem Sturze der Tempelherren in Frankreich, 1307—1313, hatte man hier in größerem Umfange von dieser Art Verbrechen reden hören. Die Jungfrau von Orleans war 1431 als Opfer derselben Beschuldigung gefallen. Und die Bulle des Papstes Innozenz VIII. von 1484 gegen die Hexen hatte hoch oben in Deutschland die Gemüter in Aufregung versetzt. Nach Skandinavien aber kam der Glaube an all dieses erst mit dem Luthertume. Man hatte früher in glücklicher Unwissenheit gelebt. Um so stärker war der Eindruck.

All die Furcht vor dem Dunkel und Gespenstern, welche sich bisher in den Winkeln des Herzens gehalten hatte, verbreitete sich jetzt, verdichtete sich und sprühte Funken des Schmerzes. In all dem lag Religion. Denn wie bei den nordischen Völkern der Naturdrang Religion geworden war — „Gott sah alles, und siehe! es war sehr gut“ — und wie der Bruch mit dem Papst zu einer neuen Religion, dem Luthertum, geworden war, so wurde auch der Teufelsglaube zur Religion, der gefährlichsten von allen. Denn ihre Wahrheit leuchtete von selbst ein. Während im Luthertume die guten Handlungen weggefallen waren, Mirakel nicht mehr tagtäglich vorkamen und Gott zu einer fernen Nebel-

gestalt geworden war, so war das Gegenteil in der Teufelsreligion der Fall. Hier war die böse Handlung gerade das Entscheidende, Zauberei und Wunder kamen täglich vor, und das Zottige, Schwarze, Fürchterliche, das Dunkel selbst, konnte jedes Auge sehen. Der Teufel war der Stärkste. Er blieb übrig wie der schwarze Fleck vor dem Auge, wenn es müde war, nach dem Gotte des Lichtes zu spähen. Die böse Handlung kam wieder, da die gute weggefallen war, die Teufelslehre gewann unvermerkt aus dem Luthertume Macht, wurde gleichsam das Pelzfutter darin, von dem sich jedes Haar nach innen kehrte und brannte.

Gerade darum war die Lage der nordischen Völker so übel. Der Papst behauptete doch, und seine Anhänger glaubten es, daß er als Statthalter Christi der ebenbürtige Widersacher des Teufels wäre, und daß die Dreieinigkeit und er schon vereint jeder Seele verschaffen würden, was er verkündete, Einlaß ins Paradies. Selbst wenn Ketzer und Zauberer im Süden verbrannt wurden, geschah es doch immer unter der Formel, daß die Kirche um Gnade für sie bat und sie nur der Strafe der weltlichen Obrigkeit übergab, damit ihre Seelen gerettet werden sollten. Aber im Norden glaubte niemand, daß Luther, Friedrich II., Christian IV., Erich XIV. und wie die Könige alle hießen, dem Teufel an Macht gleich wären. Hilfe konnte nur durch den Glauben von dem fernen Christus erwartet werden. Und tat man nur das Mindeste, um ihn sich nahezubringen, wenn es auch nur das war, daß man die Abendmahlsoblate verwahrte und sie z. B. vorn in das Gewehr legte, um sich seines Schusses zu vergewissern oder ähnliches, so war man in dem gleichen Augenblicke ewig verloren, unerbittlich dem Teufel verfallen.

Im Norden herrschten verzweifelte Verhältnisse. Das neue Gefäß der Kirche war, obwohl obrigkeitlich geeicht, nicht imstande, dicht zu halten und die beiden Bestandteile des Lebens, Tag und Nacht, aufzunehmen. Die Tagseite lief beständig an

den Spalten aus, nur der schwarze Schlamm der Nacht blieb auf dem Grunde zurück. Vergebens erklärte man, daß das Gefäß gerade deshalb spränge, weil es in Gottes klarem Sonnenscheine stand. Vergebens pumpten jeden Sonntag tausend Priester das Wasser des rechten Glaubens hinein. Hier war kein wahrer Trost zu holen; die Furcht war die letzte Antwort. Hier war nur eines zu tun: die Furcht zu dämpfen, zu vergessen, indem man auf den Teufel und seinen Anhang losschlug. Das taten denn auch Kirche und Obrigkeit von ganzem Herzen.

Und wie es der Kirche ging, so ging es jedem einzelnen. Auch in dem Inhalte des Bewußtseins gab es Tag und Nacht, und beständig lief die Tagseite aus und ließ nur den schwarzen Schlamm der Nacht zurück. Denn wenn ein ernsthafter Sinn in sich selbst hineinsah, was blieb da zurück? Nur Sünde und Verbrechen. Die verdienstlichen guten Werke waren ja abgeschafft. Nur die bösen Handlungen blieben zurück. Jede Begierde, jede Empfindung war, ehrlich betrachtet, nur ein Finger, den man dem Teufel reichte. Und er war stets und überall bereit nach der ganzen Hand zu greifen. Hier war gleichfalls nur eines zu tun: die Furcht zu dämpfen, — die Furcht für das Leben, die Furcht für die lange, lange Ewigkeit —, indem man auf den Teufel und seinen Anhang losschlug, um nur das Schreckliche zu vergessen, daß er sogar im eigenen Inneren war.

Der dritte Bestandteil, welchen der Teufelsglaube der Lebensbeleuchtung im Norden während des 16. Jahrhunderts zuführte, war so von eigener Art. Es war kein Schatten, der von auswärts kam, das Licht dämpfte, für eine Weile den Schimmer von den Farben nahm oder sie in einem Nebelschleier zu Ruhe legte. Es war etwas, was von innen kam. Wie ein plötzlicher Fieberschauer brach es hervor, ließ es schwarz vor den Augen werden, schüttelte die ganze Welt, so daß sie sich schwärzte und trübte, und ein jeder mit seiner ganzen Umgebung sich im Nu

in Gift verwandelte. Es war eine Art Verzweiflungswahnsinn, ein Dunkelfieber des Gemüts, welche „das klare Licht des Evangeliums“ als Ansteckungsstoff mitgebracht hatte, den nicht einmal die Kirche auszutreiben vermochte.

Was der kirchliche Himmel nicht vermochte, das zu vollbringen mußte der wirkliche Himmel heran. Der tiefste Inhalt der Himmelslehre, der wahre Kern der Sterndeutung war ja, daß Tag und Nacht, Licht und Dunkel nicht selbständige irdische Verhältnisse sind, sondern vom Himmel stammen, durch den Gang der Himmelskörper hervorgerufen werden. Das Licht der Sternenlehre wurde der vierte Bestandteil in der nordischen Lebensbeleuchtung des 16. Jahrhunderts. Wie ein kühles linderndes Mittel wirkte sie beruhigend. Sie hob nicht die Krankheit, aber lehrte den Gepeinigten vertrauensvoll das Auge aufschlagen. Und gerade im Norden, wo die Not am größten war, da war auch die beste Hilfe am nächsten. Es war kaum ein Zufall, daß die nordischen Verhältnisse einige der größten Anhänger der Sternenlehre hervorbrachten.

Es ging der Sternenlehre wie den drei anderen: sie wurde zu Religion. Ihr religiöser Inhalt war, daß der Teufel unmöglich in der Welt der vier Elemente einen Freipaß haben und mit den Geschicken der Menschen handeln könnte, wie er wollte. Das gesamte Uhrwerk der Welt war ja von Gott eingerichtet. Indem Gott die großen, äußersten Räder drehte, setzte er zugleich die kleinen darunter in Gang und pflanzte so seinen Willen fort bis in die irdischen Begebenheiten hinab. „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden!“ Dafür, daß die Weltenmaschinerie so, Himmel über Himmel, eingerichtet war, bürgte das Wort der Bibel. Der Apostel Paulus war ja selbst einmal „bis in den dritten Himmel entzückt“ gewesen.[204] Was in der Welt vorging, war da so wenig Teufelswerk, daß es im Gegenteil in den Sternen zu lesen stand, was Gottes voraus bestimmter Wille war.

Aber gerade auf diesem Punkte, wo die Sterndeutung nahe daran war, die Furcht vor dem Teufel abzutun, wagte sie nicht den ganzen Schritt vorwärts zu machen, sondern wich vor ihren eigenen Schlußfolgerungen zurück. Sie erklärte wohl Tag und Nacht, Licht und Dunkel, Leben und Tod als Wirkungen von Gottes Willen. Aber als sie zu dem Abbilde des Dunkels, dem Bösen, kam, wagte sie nicht, auch dieses für eine Wirkung Gottes zu erklären. Sie suchte sich dem zu entziehen, indem sie auf die Freiheit des Menschen hinwies, der selbst die Wahl zwischen seinen guten und bösen Neigungen treffen müsse. Aber indem sie hierdurch Gott von der Teilhaftigkeit am Bösen reinigte, gab sie den Menschen unvermerkt wieder der Macht preis, von welcher er eben befreit schien. Zu allerhinterst in der Sternenlehre gab es ein nicht geflicktes Loch. Die Sternkundigen nannten es menschliche Freiheit und behaupteten, daß hier die Flugstätte für die höchste Kraft des Menschen wäre. Aber von unten gesehen, hatten es die Theologen als „Erbsünde" bezeichnet. Und hierdurch plumpte man wieder zum Teufel hinunter.

Es gelang der nordischen Lebensbeleuchtung des 16. Jahrhunderts nicht, zur Ruhe zu kommen. Wie ihre vier Bestandteile nicht auf verschiedene Personen oder auf verschiedene Altersstufen verteilt waren, sondern sich in der Regel bei dem einzelnen zusammenfanden, so waren sie bei diesem in stetigem, wechselseitigem Übergang, in stetigem Flusse. Lebensmut, Luthertum, Teufelsfurcht und Sternenglaube wogten ineinander über und bildeten einen beständig pulsierenden Kreislauf.

Diese Unruhe und diese Gesamtbewegung der Generation bildet einen der bezeichnendsten Züge der Zeit. Etwas Ähnliches wird sich fürs erste kaum wiederholen. In unseren Tagen und soweit das Auge vorwärts reicht, ist nämlich die Verteilung eine andere, indem in jeder einzelnen Generation die allermeisten nur damit beschäftigt sind, die frühere Entwickelung der Menschheit zu durchlaufen, sich also geistig hinter denen befinden, in

welchen sich die eigentlichen Gedanken der Zeit rühren. Anders im 16. Jahrhundert. Hier schlugen die Herzen der Gesamtheit im Takt; es waren die gleichen Bedürfnisse, die gleichen Vorstellungsarten, die gleichen großen Fragen, welche mehr oder minder deutlich empfunden, alle in Unruhe versetzten. Etwas derartiges findet nur statt, wo eine lange Periode in der Entwickelung der Menschheit zum Abschlusse gelangt ist, wo das Wehen des Geistes nicht nur die obersten Schichten in Bewegung setzt, sondern wo die ganze Gesellschaft wie eine Menge kurzer, spitzer, gegen das hindernde Bollwerk andrängender Wellen brandet. Alles scheint gesperrt, nur eine unsichtbare Macht hat im stillen die Stelle bezeichnet, wo der Schleusenbruch erfolgen, der Fortschritt gemacht werden soll.

Ein solch abschließender Punkt in der Entwickelung der Menschheit war das 16. Jahrhundert. Jahrtausende alte Gedanken flammten hier mit erneuter Kraft auf, leuchteten, nachdem sie alle durchdrungen hatten, jetzt zum letztenmal. Teufelsglaube und Sterndeutung setzten alle in Aufruhr, indem sie als zwei gewaltige Ungeheuer der Vergangenheit vom Boden aufschossen und sich im Kampfe erhoben. Der Schuß, welcher sie fällte, schloß eine lange und merkwürdige Periode in der Entwickelung der Menschheit ab und weihte die neue ein, an deren Schwelle wir stehen.

Warum mußte die Lebensbeleuchtung des 16. Jahrhunderts aufhören? Was gab den Anstoß zu dem geistigen Durchbruch, von dem wir mit Recht den Sturz des uralten Gedankenganges, den Anfang einer neuen Hauptperiode datieren? Wenn unsere ursprüngliche Behauptung Stich hält, muß der tiefste Grund in einer neuen Ansicht von den Himmelsverhältnissen, in einer neuen Ansicht von Licht und Dunkel, von dem Abstande zwischen Himmel und Erde zu suchen sein.

Man hat diese neue Ansicht in Kopernikus' großer Entdeckung, daß die Erde sich um die Sonne dreht, zu finden geglaubt. In diesem einzigen aber entscheidenden Beitrage des slawischen Stammes zur Renaissance — Kopernikus war nämlich 1473 in der unter polnischer Oberhoheit stehenden Stadt Thorn an der Weichsel geboren, war selbst aus polnischer Familie und erhielt seine Ausbildung an der polnischen Universität in Krakau, erlitt aber früh das Schicksal, welches 300 Jahre darauf auch seine Vaterstadt traf, von Deutschland annektiert zu werden[205] — in diesem mächtigen Beitrag der Polen zu der Geschichte der Menschheit hat man das erlösende Wort des 16. Jahrhunderts zu finden geglaubt. Wir werden untersuchen, mit welchem Rechte.

Es war Kopernikus' genialer Gedanke, auf dessen Ausarbeitung er sein ganzes Leben verwandte, und dessen Konsequenzen öffentlich mitzuteilen er klüglich bis zuletzt verschob: daß die Bahnen der Planeten nicht so unregelmäßig seien, wie man jahrtausendelang angenommen hatte. Von der Erde gesehen nehmen sie sich ganz gewiß höchst absonderlich aus. Aber dachte man sie sich von der Sonne aus betrachtet, so mußten sie sich als Kreise darstellen. Er zog hieraus den natürlichen Schluß, daß die Planeten nicht unbestimmt um die Erde schwärmten, sondern sich in regelmäßigem Kreisgange um die Sonne bewegten. Von hier wurde er weiter zu dem viel kühneren Schlusse geführt, daß die Sonne den Mittelpunkt der Welt ausmachte, und daß die Erde nur ein Planet wie die anderen wäre. Es war also nicht die Sonne, welche sich jeden Tag, wenn sie „aufging" und „unterging", um die Erde bewegte. Es war die Erde selbst, welche in ihrem um die Sonne rollenden Jahreslaufe sich alle 24 Stunden einmal herumdrehte. Die Weltkarte erhielt also folgendes Ansehen: in der Mitte die ungeheure Sonne: zunächst umkreiste sie Merkur, dann Venus, darauf die Erde mit dem Monde, danach Mars, jenseits von ihm wieder Jupiter und zu äußerst Saturn.

Kopernikus war sich voll bewußt, eine wie große Revolution seine Lehre von den Planetenbahnen („De revolutionibus“) bezeichnete. „Nicht neun Jahre, sondern viermal neun Jahre habe ich meine Schrift bei mir zurückgehalten, bis endlich hervorragende gelehrte Männer in mich drängten und mir vorhielten, daß ich mich nicht länger aus Furcht weigern dürfte sie zu veröffentlichen.“ So drückte er sich selbst in der Vorrede aus, welche übrigens beim Drucke fortgelassen und durch eine andere des Herausgebers ersetzt wurde, in welcher die Resultate des Buches vorsichtig als „Hypothesen“ bezeichnet werden. Auf seinem Sterbelager 1543 erhielt Kopernikus den ersten Bogen seiner Schrift im Reindruck, aber darauf wurde er glücklich von allem Streit und aller Verfolgung, welche seine neue Lehre mit sich bringen mußte, abgerufen.[206]

Denn obgleich er selbst sein Buch dem Papste zugeeignet hatte, und obgleich Melanchthon seine Herausgabe empfohlen hatte, konnte es auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß es mit der biblischen Lehre im Streit lag. Luther sprach sofort die deutlichen Worte: „Der Narr will die ganze Kunst Astronomia umkehren. Aber die Heilige Schrift sagt uns, daß Josua die Sonne still stehen hieß und nicht die Erde.“ Die Reformierten hoben auch als Gegenbeweis den Bericht von Josuas Tat nebst den Worten des 93. Psalms hervor: „Jetzt ist der Erde Grundwall befestigt; er soll nicht verrückt werden.“ Und in Rom wurde im Jahre 1616 folgendes Gutachten abgegeben: „Zu behaupten, daß die Sonne unbeweglich im Mittelpunkt der Welt stehe, ist absurd, philosophisch falsch und förmliche Ketzerei, da es in ausdrücklichem Widerspruche zur Heiligen Schrift steht. Zu behaupten, daß die Erde nicht im Mittelpunkt der Welt steht, daß sie nicht unbeweglich ist, sondern sogar eine tägliche Umdrehung hat, ist absurd, philosophisch falsch und zum mindesten ein fehlerhafter Glaube.“ Infolgedessen wurde Kopernikus’ Buch auf die Liste der verbotenen Schriften gesetzt und dies seinem

berühmten Anhänger Galilei verkündigt. Da dieser dessenungeachtet später die neue Lehre zu verbreiten suchte, wurde er gezwungen, sie abzuschwören und von der Zeit an als Gefangener behandelt.[207]

Die Kirche hatte unzweifelhaft recht, wenn sie in Kopernikus' System eine Auffassung sah, welche nicht nur den Worten des Alten Testamentes widersprach, sondern auch damit enden mußte, die kirchliche Lehre selbst zu untergraben. Denn die christliche Mythologie mit ihrer Erklärung von den göttlichen Veranstaltungen zur Erlösung der Erde beruhte auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt wäre, sich um sie alles drehte. Indem die Erde aus dieser Sonderstellung verdrängt wurde und zu einem kleinen Planeten zusammenschrumpfte, der, wie so viele andere, um den Hauptkörper, die Sonne, kreiste, verflüchtigte sich im gleichen Grade die Wahrscheinlichkeit dafür, daß ihre Entwickelungsgeschichte es sein sollte, welche die Geschichte Gottes hervorgerufen, die Menschwerdung Gottes herbeigeführt hätte. In den ganzen Gedankengang kam etwas Schiefes; das Weltenschauspiel verlor an Bedeutung, indem es bloß in einem Provinztheater aufgeführt wurde. Und sich dasselbe auf den verschiedenen Bühnen wiederholt, in ein reisendes Gastspiel verwandelt zu denken, war ein entwürdigender, ein gotteslästerlicher Gedanke, auf den man sich weder einlassen konnte noch wollte.

Kopernikus' Lehre enthielt also den Ansatz eines Einspruches gegen den alten Gedankengang. Es rührte sich in ihr eine andere Art Leben als in ihrer Umgebung. Aber sie war sich selbst des Unterschiedes nicht voll bewußt, geschweige imstande, sich ganz geltend zu machen. Hier war dasselbe Mißverständnis vorhanden wie bei der Vogelbrut, welche, zum Leben erwacht und zu freier Bewegung bestimmt, sich noch in dem engen Gefängnisse des Eies befindet. Kopernikus' System entspricht in seiner Entstehung im 16. Jahrhundert dem Übergangszustand,

in dem der Menschengeist, zu neuem Verhältnisse, einer höheren Art des Lebens, geweckt, sein Gefängnis zu ahnen anfing, aber noch nicht die Schale des Welteneies zu durchbrechen vermochte.

Der deutlichste Ausdruck für dieses Unvermögen ist der Fortbestand der Sterndeutung. Wie bekannt, waren es besonders die verworrenen Wege der fünf Planeten, welche seinerzeit bei den alten Chaldäern den Gedanken hervorgerufen hatten, daß das Muster des Erdenlebens dort oben gewebt würde und sich durch die Beobachtung der Stellungen der sieben Planeten deuten ließe. Es ist ja möglich, daß, wenn die Chaldäer Kopernikus' Erklärung gekannt hätten, nach welcher die willkürlichen Bewegungen in Wirklichkeit nur Kreise um die Sonne sind, die Sterndeutung überhaupt nicht entstanden sein würde. Aber gewiß ist, daß, als Kopernikus' Erklärung endlich kam, sie nicht mehr imstande war, der Sterndeutung Abbruch zu tun. Diese beruhte nämlich jetzt auf der Grundlage einer neuen Vorstellung, auf dem Lieblingsgedanken der Zeit, dem des großen Uhrwerks.

Stellte man sich die Welt als das ungeheure Uhrwerk vor, das von Gott eingerichtet worden war und von Gott instand gehalten wurde, so lag in der neuen Vorstellung, mit welcher Kopernikus auftrat, nichts Verwirrendes. Es war nur ein höchst sinnreicher Versuch, den Gang des Uhrwerks besser zu verstehen. Denn ob die Sonnensphäre sich um die Erde drehte, oder die Erde selbst auf einer Sphäre saß und sich um die Sonne dreht — alles zusammen war nur Räderwerk in Gottes wunderbarer weiser Weltmechanik. Bekanntlich schlug Tycho Brahe eine neue Erklärung vor, wonach wohl alle die anderen Planeten, wie Kopernikus gelehrt hatte, sich um die Sonne bewegen sollten, diese aber wieder um die Erde kreisen sollte, welche sich also im Mittelpunkte der Welt befand. Tycho Brahes Beweggründe hierzu waren teils religiöse, teils wissenschaftliche. Mit Recht, wenigstens nach den damaligen Voraussetzungen, wandte er ein, daß, wenn sich die Erde in dem ungeheuren Kreise um die

Sonne bewegen sollte und so im Spätherbst Millionen Meilen von dem Orte des Weltraumes entfernt sein sollte, wo sie sich im Frühjahr befand, dann auch der Fixsternhimmel, die äußerste, die achte Sphäre sich verschieden in Frühjahr und Spätjahr ausnehmen müsse, da man sich ja auf der Erde zu jeder der beiden Zeiten in äußerst verschiedener Nähe von seinen einzelnen Sterngruppen befand. Weder Tycho Brahe noch ein anderer ahnten damals, daß die ungeheuren Entfernungen, um welche es sich hier in Wirklichkeit handelt, seinen scheinbar so berechtigten Einwand vollständig entkräften.

Kepler gab Tycho Brahes Erklärung auf und schloß sich ganz Kopernikus an. Mit Hilfe von Tycho Brahes nachgelassenen genauen Beobachtungen der Planeten glückte es Kepler, seine berühmten drei Gesetze über die Bewegungen der Planeten aufzustellen, durch welche er in solch entscheidendem Grade die Kopernikanische Lehre untermauerte und verstärkte. Tycho Brahe und Kepler bezeichnen also gegenüber der Kopernikanischen Welterklärung den Zweifel und den noch sicherer begründeten Beweis, aber beide waren gleichwohl — eifrige Sterndeuter. Und mit Recht. Denn wenn Gottes Wille sich mechanisch im Weltenuhrwerk nach unten fortpflanzt, von dem äußersten ungeheuren Triebrade an bis hinab zu einer schlichten Krebsschere oder der Säfteverteilung in einem neugeborenen Hündchen, so war — mochte der Gang des Rades so oder so gehen — in Ermangelung wirklicher Zeiger der taktmäßige Gang von Gottes Willen am deutlichsten in den äußersten großen Zahnrädern zu beobachten. Es war verhältnismäßig gleichgültig, ob die Erde hier oder dort in dem Räderwerk saß. Das Entscheidende war, daß alles in innerer Verbindung stand. Alles bildete eine Einheit. Wie scheinbar wild auch die Spreu flog und das Mehl stob, während das Leben im Kreise herum mahlte, alles zusammen war die geschlossene Weltenmühle, die ging und ging, während Gottes Wille über das Triebrad brauste.

Aber ob man nun bloß auf den Gang der Räder geachtet und treulich sich um sein Tun bekümmert, oder ob man über das geheimnisvolle Gepussel gegrübelt hatte, welches sich zuweilen hören ließ, den unheimlichen Spuk, wenn das Dunkel fiel und die Säcke von einer unsichtbaren Hand geöffnet wurden, während es funkelte wie von Katzenaugen im Dunkeln — die Tage vergingen, tagaus, tagein; auf die Dauer wurde es in der Mühle eng.

Kopernikus' Lehre wurde der erste Ausdruck dafür, daß die Mühle ein Gefängnis sei. Gerade dadurch, daß man von einem anderen Mühlwerk sprach als dem früher angenommenen, führte der Gedanke auf das Mühlwerk selbst hin und machte schließlich darauf aufmerksam, daß das Leben, die Welt nur ein Mühlwerk war. Gab es da außerhalb der Mühle gar nichts? Ungeduldig trippelte der Menschengeist als Vöglein im Ei. Es mußte etwas außerhalb der Schale geben. Drinnen war es eng und abgeschlossen, es ließ sich nicht atmen. Sich allein überlassen, konnte sich Kopernikus' Lehre jedoch nicht den Weg hinaus bahnen, sie trippelte immer nur im Kreise herum.

Da ertönte auf einmal ein seltsamer Laut. Voll neuer Triebe pickte der Menschengeist plötzlich mit dem Schnabel an die Weltenschale. Sie gab nach und sprang. Und hinaus stürzte der Gefangene verwirrt, begeistert, neugeboren in die große wunderbare Welt, wo alles fremd, eisig fremd war.

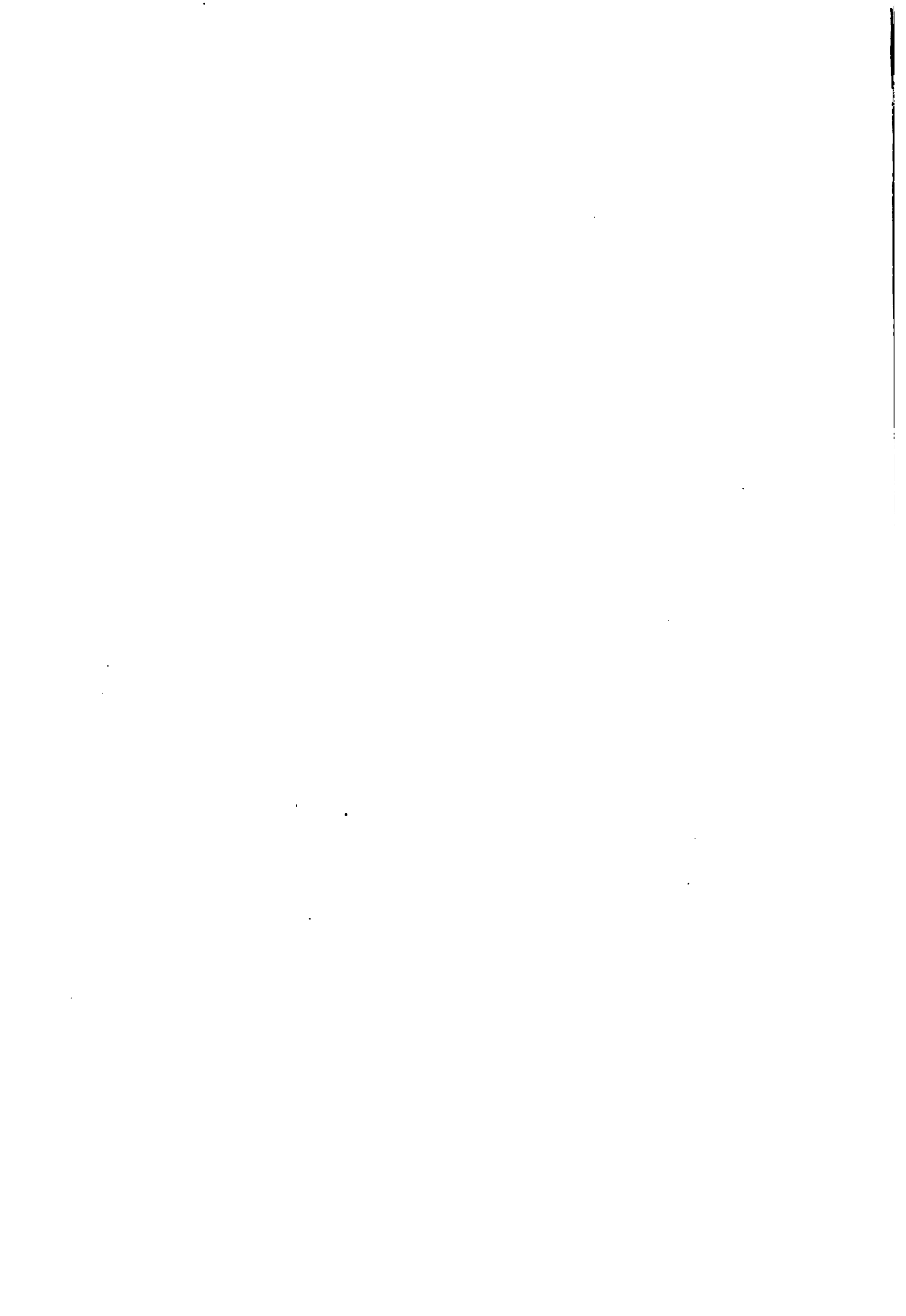
Wer war der Befreier des Menschengeistes? Wer sprengte das Weltenei? Der war es, der zuerst den Gedanken aussprach, daß der Fixsternhimmel, die achte Sphäre, nicht die Grenze der Welt bildete. Es gab überhaupt gar keine Wölbung, gar keinen Fixsternhimmel, denn das alles war nur Raum und Kugeln, Raum und wieder Kugeln; denn die Welt ist nicht endlich, sondern unendlich.

Niemals ist jemand mit mehr Fug verurteilt worden als Giordano Bruno, als er im Jahre 1600 zum Tode verurteilt

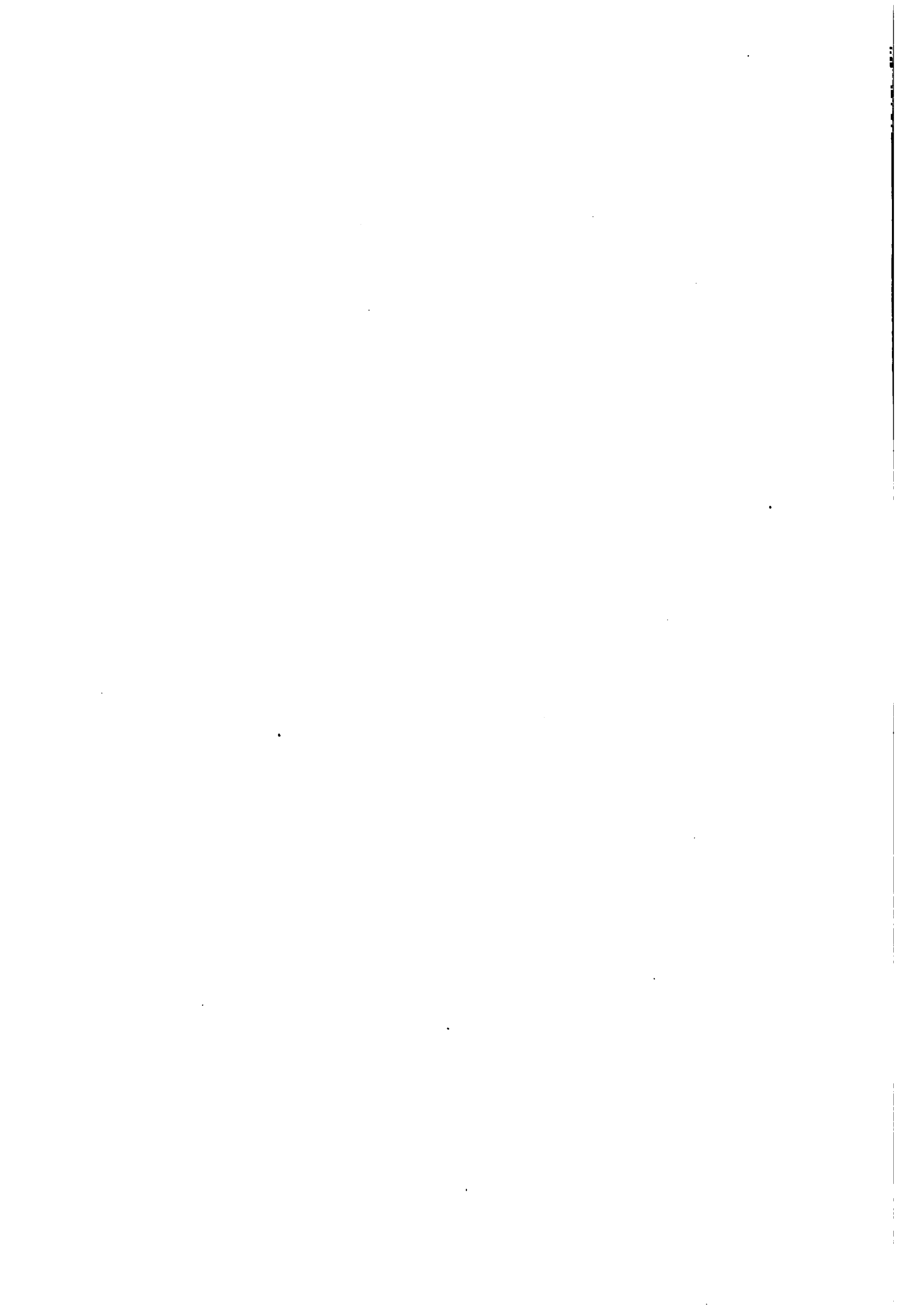
wurde. Nachdem man ihn sieben Jahre im Gefängnis gehalten und vergebens versucht hatte, ihn zu überzeugen, übergab die römische Kirche ihn endlich der weltlichen Gewalt, mit der freundlichen Zumutung, „ihn milde und ohne Blutvergießen zu behandeln". In der Sprache des damaligen Rechtsganges hieß das, daß man ihn lebend verbrannt zu sehen wünschte. Am 17. Februar 1600 bestieg er ruhigen Mutes im Vertrauen auf die Wahrheit seiner Überzeugung den Scheiterhaufen auf dem Campo di fiore in Rom. Als der Scheiterhaufen erloschen war, wurde die Asche des Verbrannten in den Tiber geworfen, damit jede Spur von ihm vertilgt würde. Die Strafe war hart, aber vom Standpunkt der Richter durchaus gerecht. Denn Giordano Bruno war ein falscher Wegweiser. Wenn man ihm folgte, so würden alle die großen Gedanken der Zeit, nicht nur Teufelslehre und Sterndeutung, sondern auch die Dreieinigkeit, ja die Kirche selbst entgleisen und den Abhang hinab in die schwarze Tiefe stürzen. Denn alle diese Gedanken wurden zu Kleinigkeiten und verschwanden im Verhältnisse zu dem neuen, schwindelnden von einer unendlichen Welt, einem unendlichen Gotte. Mit Fug beraubte da das Bestehende seinen ärgsten Widersacher des Lebens.

Aber das Wunderbare an jenem Scheiterhaufen vom 17. Februar 1600 war, daß, obschon der Blick, der sich vertrauensvoll zum Himmel kehrte, im Tode brach, obschon die Hand, welche neue Wege gewiesen hatte, zu Asche verwandelt in die Wasser des Tiber verstreut wurde, doch nicht das Neue, sondern das Alte auf ihm in Lohe aufging. Unsichtbar entzündeten Giordano Brunos Gedanken die alten Vorhänge. Und ohne daß einer der Anwesenden es ahnte, war es die alte Weltauffassung, welche an diesem Tage zum Tode verurteilt wurde, waren es Jahrtausende alte Vorstellungen, deren Gang zum Scheiterhaufen begann. Langsam aber sicher. Denn der neue Gedanke, der so groß und kühn war, daß nicht einmal Kepler sich zu ihm zu erheben vermochte, hat sich von da an verbreitet.

In unserer Zeit wird er schonungslos über jedermann ausgestreut, sproßt er auf in dem jungen Kindergemüt. Jeder von uns erinnert sich jener schrecklichen Stunde, da er sich uns zum erstenmal aufdrängte, da die gemütliche Vorstellung von der Himmelswölbung zerbrach, und der Gedanke an den unendlichen Raum, die unendliche Welt uns zu Boden riß. Von der Stunde an waren wir gezeichnet. Selbst wenn wir im Laufe der Zeit den Schmerz vergessen konnten, war der Durchbruch geschehen, und wir waren an einen Gedanken gefesselt, welchen wir nie mehr loslassen konnten, und welcher uns nicht mehr losläßt. Denn man kann nicht mehr zurückkehren. Die alte Periode in der Entwickelung des Menschengeistes ist abgeschlossen. Eine neue und unbekannte hat angefangen. Wir stehen an ihrer Schwelle. Dreihundert Jahre scheinen eine lange Zeit für uns, aber es ist nur wenig, wenn es sich um die gewaltigen Zeiträume der menschlichen Entwickelung handelt. Der Vorhang hinter uns ist gefallen. Mit geblendetem Blicke starren wir vorwärts.



Auflösung und Neubildung in der Neuzeit



Ist es nicht ein Fehler, eine neue Periode in der Entwickelung des Menschengeistes von der Stunde an zu rechnen, in welcher der Gedanke an eine unendliche Welt entstand? Alles geht ja doch in diesen Tagen seinen ruhigen Gang wie vorher. Noch liegt der alte Schlagbaum der Kirche auf der Heerstraße zum Himmel. Staat und Kirche verkünden noch oft gemeinsam, daß niemand selig wird ohne den Glauben an den dreieinigen Gott und die Hilfe der kirchlichen Gnadenmittel. Rings herum tönt noch die alte Lehre von Teufel und Hölle. Nicht zum wenigsten zeigt diese Lehre noch immer im Norden ihre überwältigende Macht auf den Sinn der Menge. Ja, selbst die alte Sterndeutung, welche doch von den meisten tot geglaubt wurde, gibt noch Lebenszeichen von sich. So erschien im Jahre 1892 in Kopenhagen ein Buch[208], in welchem die spätere Geschichte des Landes einfach als eine Folge der Sterne erklärt wird. Das Sternbild der Wage ist Dänemarks Zeichen. Als der Planet Uranus zum erstenmal im 19. Jahrhundert, im März 1801, in dieses Zeichen eintrat, rief dies die Schlacht auf der Reede hervor, das zweitemal, im Oktober 1884, den Brand von Christiansborg. Als Saturn 1863 in die Wage trat, brachte das den Tod Friedrichs VII. und den Krieg mit Österreich und Preußen mit sich. Wenn dieser König zweimal unglücklich verheiratet gewesen war, aber zum drittenmal glücklich, so rührte das von der Konstellation bei der Geburt der Paare her. Nur im dritten Falle war sie günstig. „Denn Friedrichs Mond war gerade im Sonnengrade der Gräfin Danner, dem zweiten im Zeichen des Stieres" usw.

Verhältnisse wie diese sind indessen leicht erklärlich. Denn nur langsam weichen die Säfte aus den alten Überzeugungen,

selbst wenn ihnen die Wurzeln abgeschnitten sind, so daß ihnen keine neue Kraft mehr zugeführt wird. In den einzelnen Schichten der Gesellschaft welken sie zuerst oben und verdorren darauf ganz langsam nach unten. Jahrhunderte sind hier eine geringe Spanne Zeit. Aber hierzu kommt noch, daß alle jene Gedanken nicht zufällige, sondern tief in der menschlichen Natur begründete gewesen sind. Sie bilden ferner ein Durchgangsstadium für die Entwickelung. Gewiß werden sie noch lange Zeit von jedem durchlebt werden müssen, der zu voller Entwickelung gelangen soll. In den Erzählungen von Adam und Eva im Garten des Paradieses oder von Gott, der seinen Sohn zur Welt sandte, sie zu erlösen, liegt noch für viele Geschlechter geistiger Nahrungsstoff.

Aber sie machen nicht länger den Höhepunkt der Entwickelung aus. Wenn auch die Altersklasse, welche sie zufriedenstellen, immer die zahlreichste ist, hat die Entwickelung des Menschengeistes einen Jahrring außen um sie herumgelegt, und dies ist wohl zu spüren. Sie haben ihre frühere absolute Autorität verloren. Die Gesellschaft hat sich mehr und mehr daran gewöhnt, einzelne nach anderen Lebenswerten als diesen leben zu sehen. Und unwillkürlich haben auch diese sich nach den neuen Verhältnissen umgeformt. Sie haben gleichsam die Glasur verloren, sind offener und poröser geworden, so daß sie der Nahrung als Durchgang zu einer äußeren Lebensschicht dienen können. Es gibt ja keinen unter den alten großen Gedanken, der nicht jetzt ein Loch hätte.

Denn der Glaube als alleiniger Wechsel auf die Seligkeit hat seinen früheren Wert verloren. Selbst wenn man sich noch so sehr windet, muß man zugestehen, daß das Luthertum wie die anderen die ursprüngliche Lehre der Kirche verlassen hat. Überall steht das, was man jetzt von einem Christen verlangt, im Begriffe, in Moral aufzugehen. Und selbst die Lehre von Gottes Sohn, der durch seine Herabkunft auf die Erde der

Welterlöser wurde, verliert ihre frühere Tragkraft, wird ausgeleert wie durch eine unsichtbare Öffnung, sobald ein moderner Mensch im Ernst darüber nachdenken will. Denn was ist „die Welt"? Es ist ja doch nicht nur der kleine Fetzen Erde und seine nächste Umgebung, sondern Billionen und aber Billionen Kugeln im Unendlichen. In jedem Augenblick erstrahlen hier neue Kugeln, bevölkert sich der grenzenlose Raum mit neuen Welten, die aus dem unendlichen Gotte hervorgegangen sind, weit, weit über das hinaus, was ein armer Menschengedanke fassen kann. Und dieser Gott sollte „einen Sohn" haben, um dessen Erscheinung auf Erden sich der Gang der ganzen Welt von Ewigkeit zu Ewigkeit drehen sollte! Jeder, der geistig zu Reife und Alter gekommen ist, fühlt bei solch engen Vorstellungen das Gewicht von Paulus' Wort: „Solange ich ein Kind war, sprach ich wie ein Kind, dachte ich wie ein Kind, urteilte ich wie ein Kind. Aber als ich erwachsen war, legte ich das Kindische ab."[209]

Und dann die Lehre von Teufel und Hölle. Der unendliche und allmächtige Gott sollte ein böses Wesen zum Gegner haben, das seinem Willen entgegenwirken könnte! Aber hierbei hört ja Gott auf, unendlich und allmächtig zu sein. — Und der Gott, von welchem man lehrt, daß er nicht nur liebend, sondern die Liebe ist, sollte seine Geschöpfe, seine Kinder für ihre Widerspenstigkeit mit ewigen Höllenqualen strafen wollen? Für jeden einigermaßen entwickelten modernen Menschen, der auch nur im geringsten einmal gefühlt hat, was Liebe ist, ist die Antwort auf derartige Vorstellungen von einem Vater im Himmel nur ein: „Schäme dich!"

Daß endlich die Lehre von der Sterndeutung von der Stunde an durchlöchert worden ist, als die Vorstellung vom achten Himmel als Weltgrenze zerbrach, ist für jeden einleuchtend.

Wenn aber so die alten Gedanken zusammenbrachen, welches sind da die neuen Gedanken der Zeit, welche daran gehen, jene abzulösen? Soweit es überhaupt schon jetzt möglich ist, sich eine Ansicht über das besondere Gepräge der neuen Zeit zu bilden, so scheint dieses bis jetzt zuerst und zumeist von dem einen Grundgedanken bestimmt: Die Welt ist unendlich. Hiermit ist eine neue Antwort auf die Frage nach dem Abstande zwischen Himmel und Erde, nach dem Verhältnisse zwischen Tag und Nacht, Licht und Dunkel gegeben.

Ist die Welt unendlich, so will dies mit anderen Worten sagen, daß der Abstand von der Erde nach oben, nach außen, nach unten auch unendlich ist. Es gibt überhaupt keinen Himmel. Was wir Himmel nennen, ist nur das blaue Bild, welches sich in unserem Auge als Eindruck des unendlichen Raumes bildet. Die Erde ist nur ein winzig kleiner Teil der Welt, eine verschwindende Flocke, und jeder einzelne von uns wieder ein unendlich kleines verschwindendes Wesen auf der kleinen Erde.

Die erste Wirkung dieses Gedankens ist ein erstarrendes Gefühl von Kälte, welches aus dem unendlich großen Raume hereinströmt, ein Schaudern, sich so schrecklich klein zu fühlen. Hier gibt es keine Gnade. In dem hohen Kältegrade des unendlichen Raumes, gleichgültig gegen das irdische Leben, umschließt uns diese Empfindung, erfriert unser früheres Gefühl von unserer selbständigen Bedeutung, unser Kinderglaube, daß alles nur auf uns sieht, sich um uns dreht. Durch das Tor dieser Demütigung müssen alle hindurch.

Dieses Schaudern vor dem Unendlichen hat der neuen Zeit seine deutlichen Zeichen aufgedrückt. Während die Wissenschaft ihre großen Fortschritte in der Himmelskenntnis machte, während Newton die tragende Kraft fand, welche die Himmelskörper in ihren Bahnen hält, während Laplace entdeckte, wie ein Sonnensystem wie das unsrige entsteht, hat sich zugleich das

allgemeine Bewußtsein in Europa von der Betrachtung des Nachthimmels, des Bildes der Unendlichkeit, scheu abgewandt. Keinem anderen Zeitalter haben so wie dem unsrigen die direkten Himmelseindrücke gefehlt. In London, Paris, Kopenhagen usw. weiß kaum einer von hundert, ob es Neumond oder Vollmond ist, oder wo der Große Bär im Augenblicke steht. Das Licht des Nachthimmels hat eine rein dekorative Bestimmung erhalten, welche durch eine pikante Beleuchtung mit eigentümlichen Schlagschatten eine flüchtige Stunde fesseln kann, aber im übrigen keine Rolle in unserem Bewußtsein spielt. Unsere Kenntnis des Sternenhimmels beruht in der Regel auf Eindrücken zweiter Hand, wird durch Lesen fremder Darstellungen erlangt. Wir entziehen uns, infolge unserer Gewohnheit und einer halb unbewußten Scheu, dem unmittelbaren starken Eindruck. Denn seit wir gelernt haben, daß die Wölbung und der Sternteppich nur Betrug waren, wurde der Nachthimmel zu der unendlichen, der grundlosen Tiefe, welche uns in sich aufsaugt, von der aus die zahllosen funkelnden Blicke unserer Kleinheit spotten.

Und wie es dem Nachthimmel geht, geht es auch, wenn auch in geringerem Grade, dem Tageshimmel. Die Wirkung der Sonne in Gestalt des Wechsels der Jahreszeiten ist zu einschneidend, als daß wir sie ganz übersehen könnten. Aber die tägliche Spannung zwischen Licht und Dunkel, Tag und Nacht suchen wir auszugleichen. Im Laufe der letzten hundert Jahre sind reißende Fortschritte darin gemacht worden, Nacht in Tag zu verwandeln. Öllampen mit Gläsern, Petroleumlampen, Gas, elektrisches Licht bezeichnen ebenso viele Stufen auf dem Wege das Tageslicht nachzumachen. Während sie unbestreitbar ihre große Bedeutung als Äußerungen der menschlichen Klugheit haben, vielfachen Zwecken dienen und kräftig Aberglauben und Furcht bekämpfen, haben sie daneben noch eine andere Bedeutung, über welche wir uns kaum Rechenschaft ablegen mögen.

Durch diese Erfindungen hat der führende Teil der heutigen Menschheit, die Stadtbevölkerung, versucht, sich vor den Himmelseindrücken zu verstecken, sich eine eigene kleine Welt geschaffen, festlich eingerichtet und mit Polstern gegen den Zug der Unendlichkeit versehen.

Der Menschengeist würde jedoch nicht er selbst sein, wenn er sich damit begnügte, sich gegenüber dem Neuen und Großen nur scheu zu verbergen. Vorwitzig und keck hat er auch den Kopf herausgesteckt, um sich umzusehen. Und innerhalb der neuen Periode hat er angefangen, sich auf zwei Wegen zurechtzufinden.

Der allzu schwere Druck der unendlichen Welt über uns läßt sich durch einen entsprechenden Druck von unten aus einer anderen, unendlichen Welt ins Gleichgewicht bringen. Die Einzahl liegt genau in der Mitte zwischen den unendlich großen Zahlen und den unendlich kleinen Brüchen. So mußte es dem Menschen gelingen zu schwimmen, das Gleichgewicht zu gewinnen, wenn darunter eine Welt des unendlich Kleinen entdeckt werden konnte. Hat es uns erschreckt mit dem Fernrohr hinauf unter die zahllosen Kugeln zu sehen, wohlan, so richte zur Abwechslung das Mikroskop auf die Erde und auf dich selbst!

Auf diesem Wege hat der Menschengeist seine erste Form der Befreiung erreicht. Das unendlich Kleine hat im neunzehnten Jahrhundert eine Rolle gespielt wie nie zuvor. Auf der Voraussetzung von dem unendlich Kleinen und seiner entscheidenden Bedeutung beruht die ganze heutige Lebensansicht. Was ist nach der Erklärung unserer Zeit Gesundheit anderes als die unermüdliche Wirksamkeit der zahllosen Blutkörper? Was ist Krankheit und Ansteckung anderes als die Wirkung der unzähligen Bakterien und Bazillen? Das Leben selbst, das unserer Kugel wie das des einzelnen Menschen, ist in sich nur die Summe der zahllosen, unendlich kleinen Übergänge. Denn kein äußerer gewaltsamer Wille hat nach unserer Auffassung zuzeiten un-

geduldig eingegriffen und die Steinchen aufgestellt oder das Spiel zusammengeworfen. Still und halb unmerklich, durch zahllose geduldige Tröpfchen unendlich kleiner Übergänge hat sich unsere Kugel entwickelt, ihr Leben gelebt von dem ersten lockeren Nebelballe an bis zu der festen Form, in welcher sie jetzt rollt, von der Sonne gelöst, nach Norden und Süden hin eisbedeckt, in der Mitte mit blinkenden Meeren und dazwischen weit ausgedehnten Ländern mit Wäldern und Menschengewimmel. Durch die unendlich kleinen Übergänge hat sich auf der Erde das Leben wieder in eine Unzahl Formen gespalten, stark verschiedene, stammverwandte. Durch die unendlich kleinen Übergänge entwickelt sich jeder einzelne Mensch aus der Keimzelle des Mutterleibes; indem er sich heraufdient durch die Pflanzen- und Tierformen des fötalen Zustandes, gelangt er endlich — immer nur durch kleine Übergänge — zu der Selbstbewußtsein genannten Gedankenklarheit, die durchsichtig auf ihrem Hintergrunde das Leben widerspiegelt. Denn alles fließt, jeder Augenblick bebt vor Veränderung, das Leben selbst ist Wachstum und Entwickelung.

In dem Gedanken an die Entwickelung hat der Menschengeist in der jetzt begonnenen Periode seine andere und höhere Form der Befreiung erreicht. Auf dem Wege des unendlich Kleinen ist man dazu gekommen, sich selbst als einer anzusehen und zu fühlen, hat man das Gleichgewicht gewonnen und einen festen Platz für die Füße gefunden. In dem Begriffe der Entwickelung wagt man hervorzugucken nach außen und aufwärts auf die unendliche Welt, den unendlichen Gott.

Auch hier ist das erste Gefühl Schaudern. Wie verschwindend ist nicht eine Menschenflocke gegen die unendliche Welt! Wie unmöglich ist es doch für ein endliches Wesen das Unendliche zu fassen! Und wer vermag hier zu sondern? Gibt es überhaupt einen Unterschied zwischen der Welt und Gott? Diese unendliche Schöpferkraft, welche jeden Augenblick Millionen und

aber Millionen neuer Kugeln ausströmt, ist sie selbst etwas anderes als nur der Weltentopf auf dem Feuer, der Gärungsprozeß des Lebens, ein zweckloses Feuerwerk, wo ungezählte Sonnen Feuerregen sprühen, aber du und ich und wir alle nur einen Augenblick leuchten, um als erloschene Funken wieder in nichts zu versinken?

Langsam und furchtsam tastet sich der Menschengeist hier vorwärts. Der Begriff des Wachstums und der Entwickelung ist sein Stab. Denn ist das Leben wirklich ein Wachstum und eine Entwickelung, so ist es mehr als ein blendendes Wechselspiel von Zufälligkeiten, so gibt es Gedanken und Zweck darin. Aber dieser Gedanke, dieser Zweck ist gerade Gott. Wie bescheiden auch mein Platz in der Welt ist, wie gering mein Wirken, so habe ich doch einen ganz bestimmten Platz auszufüllen, eine für das Ganze notwendige Wirksamkeit zu entfalten. Ich habe Anteil an der Entwickelung, Anteil am Ewigen. Denn das Leben selbst ist ein Wachsen in Gott und nach Gott hin.

Das klingt ganz hübsch, scheint im nächsten Augenblick aber nur leerer Schall. Wer bürgt zuvörderst für seine Wahrheit? — Niemand. Jetzt wie früher beruht das ganze nur auf meinem eigenen Glauben, meiner eigenen Hoffnung. — Aber gibt es keinen anderen Gott als diese Stufenleiter der Entwickelung? Wo ist der Gott unserer Kindheit, der Gott aus der Kindheit der Menschheit, jener Gott im Himmel, der alles lenkte, und gegen den die Welt ein Nichts war? Ist der neue unendliche Gott kein persönlicher Gott? Darauf kann man nicht antworten. Denn der endliche Menschengedanke ist zu begrenzt, um einen unendlichen Gott zu fassen, geschweige einen unendlichen Gott, welcher zugleich ein persönlicher Gott ist. — Hat der unendliche Gott sich nicht wie jener den Menschen zu erkennen gegeben, hat er sich nicht offenbart? — Ja, in der Welt und in dir selbst.

Über Gottes Offenbarung in der unendlichen Welt zu forschen, das führt uns nicht weiter als vorher, nur zu einem möglichen Glauben an die Entwickelung und an den darin vorhandenen Gedanken. Wenden wir uns dann zu Gottes Offenbarung in uns selbst, so erleben wir eine neue Enttäuschung. Denn es wird sich schnell zeigen, daß alles, was der Mensch von Gott zu wissen glaubt, nur ein Spiegelbild des Menschen selbst ist. Jeder hat nur den Gott, den er beherbergen kann. Darum ist unser Gottesbegriff je nach dem Alter verschieden. Darum ist der Gottesbegriff der Menschheit verschieden in ihren verschiedenen Altern und verschiedenen äußeren Verhältnissen. Alle jene Religionen, welche wir eben betrachtet haben, sind nichts anderes als die Wirkungen verschiedener Natureindrücke auf verschiedene menschliche Anlage. Hier hat das Klima Persiens, dort der Nil, hier die Felswucht des Jotunheim, dort die Glut Indiens den Gottesbegriff geformt. Von den Seelen, in welche er eingebrannt ist, wird er als himmlisches Lichtbild zurückgeworfen. Sie glauben die Gottesgestalt zu sehen. Aber wir verstehen, daß nur sie selbst sich in den Fetischen, im Donnergotte, im Schicksalsgewebe der Planetengötter spiegeln. Was ist Nirwana anderes als die Friedenssehnsucht des gequälten Herzens? Was ist Christi Menschwerdung anderes als der menschliche Drang nach Selbsthingabe, auf himmlischen Hintergrund gezeichnet? In den höchsten Regionen sehen wir den reinsten Ausdruck für den Schmerz des Menschen über die Schranken der Endlichkeit. Aber wir sehen eben nur das. Denn selbst die höchste Religion ist nur eine Äußerung des menschlichen Fühlens und Sehnens. Nie kommen wir über uns selbst hinaus. Alle Religion ist zum siebenten und letzten nur Seelenlehre.

Wieder stehen wir zurückgewiesen, und bitterer als je zuvor. Denn fror uns schon bei der ersten Vorstellung der Unendlichkeit, und war es eine entsagungsvolle Gewißheit, zugleich von der Unendlichkeit der Welt überzeugt zu sein und zugleich

als endliches Wesen den Gedanken nicht beherbergen zu können, — so ist es doch die größte menschliche Not, seinen Gott zu verlieren, gerade während man ihn am bittersten nötig hat. Der endliche Mensch kann den unendlichen Gott nicht fassen. Und er entdeckt zu seinem Schrecken, daß das, was er Gott nennt, nur eine wechselnde Bildung seines eigenen Bewußtseins ist.

Hier liegt der Schmerz der heutigen Weltanschauung am deutlichsten zutage. Wir müssen gestehen, daß wir selbst nur endlich und sehr unvollkommen sind. Und wenn wir uns das Unendliche und Vollkommene zu denken versuchen, vermögen wir es nur wie das Leere festzuhalten. Wir atmen nur mit den Kiemen. Der Aufenthalt in der reinen Luft der Unendlichkeit ist für uns nur Leere, Schmerz, Tod. So erscheint als das höchste und einzige Vorrecht des heutigen Menschen das Recht zu verzweifeln. In solchen Augenblicken hilft der Entwickelungsgedanke nicht weiter. Was ist er anderes als der Gottesgedanke! Menschliches Herzblut in leerem Raume vergossen. Eine getäuschte Hoffnung, die bitterste Anklage gegen die Welt, in welcher wir gegen unseren Willen auf Lebenszeit gefangen sind.

Scheint hier das moderne Bewußtsein von seinem eigenen Inhalt gesprengt werden zu sollen, so wird dies doch durch die Eigentümlichkeit seiner Form verhindert. Unser Bewußtsein ist mit zwei merkwürdigen Kräften ausgerüstet: der Kraft zu vergessen und der Kraft zu glauben und zu hoffen. Jene erste Kraft ist wie der Drang nach Schlaf, die Neigung der Wunde zu heilen, eine Naturgabe, deren Wirkungen wir uns nicht entziehen können. Sie lenkt unsern Flug fort von dem, was wir nicht vermögen, während das Flügelpaar Glaube und Hoffnung uns vorwärts führt. Es hilft nichts, daß wir dagegen streiten. Sie wirken unwillkürlich. Unsere deutlichste Erklärung für das, was wir selbst sind, lautet darum: ein empfindendes Wesen das glaubt und hofft und vergessen kann.

Trotz aller Schwierigkeiten, in welche wir durch die Überzeugung von unserer Endlichkeit im Gegensatz zu dem uns umgebenden Unendlichen geraten sind, besitzen wir doch eine unmittelbare Kraft, uns flatternd zu befreien. Was schadet es daß wir eingesehen haben, daß Glauben und Hoffen nur Fühlfäden des Bewußtseins sind mit Empfindungen, welchen vielleicht, gar nichts Äußeres, Wirkliches entspricht? Wir glauben doch und müssen an eine Welt um uns glauben, wir hoffen doch und bedürfen der Hoffnung darauf, daß sie von einer höheren Macht als dem Zufall gelenkt wird. Durch diese beiden Forderungen atmet unser Wesen. Nimmt man sie weg, so wachsen sie von neuem, während das Vergessen die Wunde zum Heilen bringt.

Und unwillkürlich meldet sich für den modernen Gedanken ein und dieselbe Erklärung. Unter dem Bilde der Entwickelung und des Wachstums zeigt sich das Dasein wieder und wieder vor uns. Für alle jene Jahrtausende, welche an den Weltensaal glaubten, war Gott die Macht, die Hand, welche von oben herunter griff und alles ordnete. Für den Gedankengang des 16. Jahrhunderts und seine Abkömmlinge war die Welt ein von Gott, dem Meister der himmlischen Mechanik, in Gang gesetztes Uhrwerk. Für den Gedankengang unserer Zeit geht, ohne daß wir uns selbst Rechenschaft darüber geben können, die Bewegung beständig von unten nach oben, ist die Welt ein Wachsen, eine Entwickelung nach oben. Unwillkürlich nimmt jeder Versuch der Gegenwart, über das Dasein nachzudenken, diese Form an.

Hat man so den Schmerz der ersten Verzweiflung überstanden, hat man sich an die schmale Kost der Entsagung gewöhnt, welche in der Gewißheit besteht, daß alle unsere Kenntnis von der unendlichen Welt und dem unendlichen Gott nur ein Schlagschatten unseres eigenen Glaubens und unseres eigenen Hoffens ist, — so senkt sich gerade unter dem Bilde von Wachstum und Entwickelung eine neue Art Frieden über den suchenden Sinn. Der einzelne empfindet über dem Wachstum einen Tau

von oben, er fühlt in sich eine Triebkraft der Entwickelung, welche wie ein voller, unwiderstehlicher, heiliger Drang ihn emporwachsen läßt. Es ist der Gotteshauch des Verständnisses, der eigentliche innerste Kern in der Grundanschauung der neuen Periode. Gott leitet allerdings nicht, wie man vordem annahm, den Menschen an der Hand vermittelst einer unmittelbaren, geschichtlich überlieferten Offenbarung. Aber der Mensch wandert darum doch nicht ganz auf unsicherem Grunde. Er wankt nur wie ein Kind, welches gehen lernt, seine ersten Schritte vorwärts, Gottes unsichtbar ausgebreiteten Vaterarmen entgegen. Zum erstenmal merkt er die tragende Kraft nicht als etwas von außen wirkendes, sondern als Mut und Stärke in sich.

Hiermit ist die andere Hälfte von der Antwort der Gegenwart über den Abstand zwischen Himmel und Erde gegeben. Die erste abschreckende Hälfte der Antwort lautete ja: Es ist unendlich weit zum „Himmel“, denn die Welt ist unendlich. Aber die andere Hälfte, die warme, befruchtende Antwort, ist diese: Es gibt keinen Abstand vom Himmel und seinem Gotte, denn wenn Gott unendlich ist, so ist er allerwegen, auch in dir, in deinem Wachstum, in deiner Entwickelung. Seine Kraft in dir ist dein Wachstum, die wachsende Empfindung hiervon ist deine Entwickelung.

Diese Überzeugung ist das eigentlich Tragende in der neuen Erklärung, ihr innerster Lebenskeim. Und aus ihr folgt mit Notwendigkeit eine neue Antwort auf die alte Frage nach dem Verhältnis zwischen Tag und Nacht, Licht und Dunkel, Gut und Böse. Wenn Gott allerwegen und alles in Gott ist, so gibt es keinen Platz für ein böses Wesen des Dunkels, einen Teufel. Der Glaube an ein solches entstand aus dem Glauben, daß die Nacht, das Dunkel, das Böse an und für sich ein Etwas, etwas Selbständiges wären. Aber was ist die Nacht anderes als die der Sonne augenblicklich abgekehrte Seite der Erde? Was ist das Dunkel anderes als fehlende Erleuchtung? Was ist das

Böse anderes als das Unvollkommene? Wir kennen das Böse ja nur so, wie es sich unter den Menschen zeigt. Aber wo findet man eine Sünde, ein Böses, ein Verbrechen, das nicht eine einfache Äußerung des grob Vegetativen oder des Tierischen im Menschen wäre? Jeder, der neben seinem Kinde gestanden und lächelnd Zeuge seiner ersten vegetativen Lebensäußerungen gewesen ist, jeder der zu seiner Gier gelacht hat, wenn es hungrig nach Nahrung griff, darf nicht plötzlich derselben Sache gegenüber, bloß weil das Alter verändert ist, das Verständnis verlieren. Wer es lächerlich finden würde, eine Katze wegen Diebstahls und Mordes zu verurteilen, wer selbst als Kind einen Apfel stiebitzt hat und seine Grausamkeit durch Töten von Insekten gezeigt hat, darf nicht außerstande sein zu verstehen, daß dasselbe geschehen kann von Leuten, die im Inneren noch Kinder, wenn auch äußerlich Erwachsene sind. Betrachte aufmerksam deine eigene Entwickelung, und du wirst gewahr werden, daß deine besten Gedanken und Handlungen in einem Alter derartige waren, daß du in einem anderen Alter dich ihrer schämen würdest! Gut und Böse sind relative Größen. Zur Winterszeit oder auf einer Bergspitze ist fünf Grad Wärme warm, zur Sommerszeit und im Tale ist dasselbe kalt. Aber es ist dieselbe Luft, in der beides erscheint. In Gott wachsen Pflanzen, Menschen und Tiere, getrennt und vereint. Es gibt Unterschiede an Alter, Jahreszeit und Höhe, und doch faßt ein und derselbe Gott das alles und noch mehr.

Ist da die Losung der neuen Zeit: Gleichgültigkeit dafür, ob etwas gut oder böse ist? Die Antwort liegt in ihrem alles beherrschenden Gedanken: Entwickelung. Entwickelung ist eine strenge Herrin gegen den, den sie ergriffen hat. Mag sie sich selbst nach den Verhältnissen der Erdgeborenen richten, welche stets Schlaf und Ruhe nötig haben, so ist sie doch ununterbrochen wachsam und rechnet genau. Und sie weiß zu reizen — sowohl anzutreiben als zu beschämen mit dem stärksten Mittel:

dem Bewußtsein, daß alles in Gegenwart des Höchsten, in seinem Namen, in ihm vorgeht. Einen trefflicheren Sporn zu kräftiger und doch fröhlicher Selbstzucht scheint es nicht geben zu können.

Aber daneben bildet das neue Verständnis einen neuen Blick, einen neuen Maßstab für alle Form der menschlichen Wirksamkeit und Überzeugung heran. Die Herrschaft des Absoluten ist vorbei, sowohl in Moral wie in Religion. Diese engen und unversöhnlichen Begriffe, von welchen du dich jetzt mit Abscheu abwendest, wenn du sie bei einzelnen oder bei niederen Völkern triffst, sind mehr oder minder deine eigenen von damals, als du Kind warst. Der Glaube an die Götter des Dunkels, an die Macht des Niles, an die menschgeborene Gottheit, sind alles zusammen Vorstellungen, zu welchen du bestenfalles selbst gekommen wärest, wenn du unter den entsprechenden Verhältnissen gelebt hättest. Unser Gedankengang ist der Ausdruck für den Erdboden, in welchem wir aufgewachsen sind. Verachtung und Spott für den anderen ist nur Zeichen für einen Mangel an uns selbst. Die wahre Einsicht, die wahre Überlegenheit weiß sich mit jeder Entwickelungsstufe verwandt. Es ist ja der Zweck des Unterrichts, auf welchen die Gegenwart zuweilen zwanzig Lebensjahre der heranwachsenden Jugend verwendet, jedes Geschlecht die Entwickelung der früheren Geschlechter durchleben zu lassen, um so das neue voll gerüstet zum weiteren Fortschritt hinzustellen. Nur ein Gefühl ist den anderen Entwickelungsstufen von früher und jetzt gegenüber berechtigt, das ist der Respekt und die ihn begleitende Toleranz. Jedes andere Gefühl, besonders Haß und Spott, verraten gerade, was sie zu verbergen wünschen, den eigenen Mangel an Verständnis bei den Betreffenden.

Es könnte scheinen, als müßte dies zu allgemeiner, selbstgenügsamer Versumpfung führen. Es gibt aber in dem vollen Verständnis noch einen Bestandteil, den eigentlich keimfähigen. Das

ist das Mitleid. Mitleid mit allen anderen, Mitleid mit sich selbst, das Gefühl vom Schmerze des Endlichen über seinen Abstand vom Unendlichen. Dieses Gefühl ist das Treibende in der Entwickelung. Es ist die göttliche Seite des Menschen. Unaufhaltsam trägt es aufwärts. Soweit das Auge in der Zeit zurückreicht, findet es sich wieder. Es beseelte einen Buddha, es beseelte einen Jesus von Nazareth. Es beseelt in größerem oder geringerem Maße jeden, der ohne selbstischen Hintergedanken sich selbst im Kampfe für den Fortschritt hingibt.

Wir stehen hier an dem Punkte, wo sich Altertum und Gegenwart die Hand reichen. Alle jene großen Fragen, welche zu ihrer Zeit als mächtige Wolken über den Mittelmeerländern lagerten: Sterndeutung, Teufelslehre, Dreieinigkeitsglaube und Gottes Menschwerdung, haben jetzt angefangen sich zu heben, und haben an Schwere verloren. Nur eine Frage bleibt noch lebenskräftig bestehen, hat sich zu größerer Macht ausgewachsen, nicht zum wenigsten durch die größere Annäherung der Völker im letzten Jahrhundert, das ist die Frage nach der Brüderlichkeit der Menschheit. Die tiefste Antwort des Altertums war, wie bekannt: Es ist die höchste Aufgabe des Menschen, sich selbst als Opfer hinzugeben. Die Epikureer nannten diese Selbsthingabe Freundschaft, die Stoiker Pflichterfüllung. Jesus von Nazareth bestimmte sie als Nächstenliebe, geweckt durch Gottes Liebe zu uns. Die Antwort der Neuzeit, daß das große Mitleid die vorwärtstreibende Kraft der Entwickelung ist, ist derselbe Gedanke. Nur schließt die Gegenwart umgekehrt als Jesus. Er lehrte: Gott liebt uns als Vater, darum sollen wir einander als Brüder lieben. Die Gegenwart sagt: Das höchste, beste Gefühl, das wir in uns selbst entdecken können, ist das Mitleid mit anderen, die Liebe zu anderen. Laßt uns also diesem Gefühle folgen, welches die höchste Norm unseres Wesens zu sein scheint.

Hier bleibt die Gegenwart wie mit einem Rucke stehen in der Erkenntnis und sagt: Weiter wissen wir nichts und können

nichts wissen. Denn der Mensch ist endlich, Gott ist unendlich. Aber verstohlen blickt das Menschenherz aufwärts und träumt: Ist Liebe das Höchste im menschlichen Wesen, das einzige Gefühl, welches sich warm und selbstleuchtend über die irdischen Verhältnisse zu erheben vermag, mag sie da nicht der Schößling eines höheren Daseins sein, des nächsten nach dem der Pflanze, des Tieres, des Menschen? Die Liebe fordert keinen Lohn, sie ist sich selbst genug. Aber ob die Vernunft in der Entwickelung imstande ist, von Geschlecht zu Geschlecht Blüten anzusetzen und in Liebeshandlungen zu erglühen? Muß nicht Liebe selbst von Liebe stammen? Der Glaube glaubt es gern. Die Hoffnung hofft es. Die Liebe vermeint es zu erfüllen.

Aber wie nun einmal unser Wesen gebildet ist, ist gerade hier an seinem Wurzelpunkte die Grenze gesetzt. Wir können nicht zurücktreiben zum Ausgangspunkte dieses Weges: unser Wesen ist Unwissenheit. Wie sehr auch unser Wesen dorthin zurückschnellen möchte, wir finden uns nicht mehr zurück zu dem Weg. Hier ist der Weg versperrt. In entgegengesetzter Richtung treiben wir vorwärts durch die engen gezogenen Läufe des Lebens, dessen Gefängnismauern mit den Zügen der Hoffnung und des Glaubens geriefelt sind, zu dem langen schmalen Entwickelungsgange der Menschheit: von den Göttern der Finsternis zu dem einen Gotte des Lichtes und dem einen der Finsternis und weiter, soweit unser Geist vermag. Liebe kann die Bahn mildern und Worte des Segens sprechen über das große Unbekannte der Zukunft. Aber auch sie kann, wie gerne sie es auch wollte, nicht vorausfliegen und dauernd eins mit ihrem Urquell werden. Jeder Versuch hierzu endet so, wie es Jesus erging: die endliche Liebe des Menschen brennt in Schmerzen aus, Schmerz über andere, Schmerz über sich selbst, Schmerz über Gott. Die irdische Liebe ist nur imstande, die Form des Mitleids zu erreichen. Will sie höher streben, so geht es ihr ganz wie der Erdwärme, wenn sie aufstrahlt und nach oben steigen will. Sie begegnet

zuerst einer eisigen Kälte und sinkt als Tau und Regentropfen zurück.

Mit dem höchsten Inhalt des Menschen, der Liebe, ist es so bestellt: Zuweilen kann sie es dazu bringen sich als die tragende Kraft im Leben des einzelnen zu fühlen. Und sie kann es dazu bringen sich selbst von einer unendlich größeren Kraft getragen zu fühlen, von ihrem Urquell, dem unbekannten Magnet des Lebens. Aber sie kann sich doch nicht zu diesem ihrem Urquell erheben, zu bleibender Einheit mit diesem gelangen, oder auch nur zu einer Selbstansicht davon. Auf diesem Mangel beruht der tiefste Schmerz. Die tragende Kraft ist, vom Gesichtspunkte der Menschen aus, ihre eigene Bahre.

Und doch muß man unter diesen Umständen leben. Der magnetbestrichene Menschengeist muß sich mit dem Gran von Kraft, welches er empfing, begnügen, sich darauf beschränken: in seinem Innersten auf einer Nadel angebracht, wie ein Kompaß einfach mit seinen beiden Außenpunkten, Hoffnung und Glauben, zu weisen.

Das sind, soweit man jetzt schon unterscheiden kann, die Hauptzüge in der Lebensanschauung der neuen Periode, welche daran ist, die der Vergangenheit abzulösen. Zurückzukehren ist nicht länger möglich. Das alte Weltenei ist unwiderruflich zersprungen. Sicherlich werden aber Jahrhunderte vergehen, ja, wohl Jahrtausende, ehe die neue Auffassung zur Klarheit gelangt ist, ehe sie alles zu voller Entfaltung gebracht hat, was sie in ihrem Schoße trägt. Nicht nur jetzt im Anfange, wo das Neue sich noch am Alten bricht, wird die Beleuchtung des Lebens oft recht bunt zusammengesetzt sein. Auch die Zukunft eröffnet in dieser Hinsicht Möglichkeiten, welche wir nicht überschauen können.

Ist die jetzt ins Leben getretene Deutung die letzte und höchste Antwort der Menschheit auf das Lebensrätsel? Muß man sagen, daß dies im wesentlichen durch die neuen Anschauungs-

weisen gelöst ist: Entwickelung, unendliche Welt, unendlicher Gott? Die Begeisterten hoffen es. Aber die großen Fragen selbst: Tag und Nacht, Licht und Dunkel, Abstand zwischen Himmel und Erde weisen immer noch hinaus über ferne, ferne zukünftige Bahnen. Nüchtern betrachtet, stehen wir jetzt erst am Anfang der Antwort. Es ist wieder einmal gelungen, eine neue und wahrscheinlichere Antwort auf das Wie? des Verhältnisses zu finden, aber wir sind noch nicht zu dem Warum? der Sache gelangt.

Denn das hat noch kein Mensch beantworten können: Warum ist das Dasein, wie es ist? Warum leiden wir Schmerz? Buddha, Sokrates, Jesus, Giordano Bruno haben nicht einen Zipfel dieses Schleiers zu lüften vermocht. Für die Gedanken der Gegenwart liegt das Verhältnis ebenso unerklärt wie vordem. Vergebens verschleiern wir die Sachlage, indem wir von Entwickelung und von Streben des Endlichen nach dem Unendlichen hin sprechen. Aber warum gibt es den Abstand? Warum sollte die Erde eine Nachtseite haben, der Mensch dem Schlafe, der Schlaffheit, der Krankheit, dem Tode unterworfen sein? Die Ausdrücke Entwickelung, Endliches, Unendliches erklären nicht das Geringste in dieser Beziehung. Warum eine Entwickelung, welche sich nur spät und schmerzhaft ihrem Ziele nähert? Warum gerinnt das Unendliche stets in endlichen Welten und Einzelwesen? Jeder menschliche Versuch darauf zu antworten ist bisher, von welcher Seite der Aufflug auch versucht worden ist, mit durchbohrten Flügeln und blutend wieder aus der Höhe heruntergestürzt. Ist das Dasein und sein Schmerz ein Werk des Zufalls? — Noch rätselhafter als der Zufall selbst. — Ist es eine Wirkung der Vernunft? — Unfaßbar. — Ist es von Liebe hervorgerufen? — Ewige Liebe, wie kannst du dazu das Herz haben!

Es ist möglich, daß die Menschheit niemals zu einer befriedigenden Antwort auf ihre Fragen gelangen soll. Vielleicht

ist es ihr Los, als Blutkörper im Adernetz der alten, immer noch jungen Erde, immer eine Haut zwischen sich und Licht und Luft zu haben. Die Erde selbst bringt es ja auch nur dazu, beständig um das Feuer zu kreisen, von dem sie stammt. Aber sicher wird die Menschheit ununterbrochen nach Antworten auf die Fragen streben, welche das Dasein selbst ihr stellt. Dieses beständige Streben wird ihren Lebenslauf zeichnen. Und von den wechselnden Antworten wird die wechselnde Lebensbeleuchtung abhängen.

Mit dieser langen Wanderung vor Augen fällt ein neues Licht über den Lebenszug, wie er sich jung, keck und bunt am Morgengrauen des zwanzigsten Jahrhunderts vorwärts schlängelt. Die Lüftung des Unendlichen hat den Blick der Vordersten erfrischt; das Brausen des großen Unbekannten summt vorn. Jetzt wie zuvor verstehen nur die wenigsten einander, so wenig als sich selbst. Aber während der Blick gespannt vorwärts dem zueilt, was ihnen entgegenbraust, tönt noch vertrauensvoll der alte Feldruf durch die Reihen, wenn auch in verschiedenen Deutungen: „So bleiben denn die drei, Glaube, Hoffnung und Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Anmerkungen und Hinweise.

Nach der Natur des Gegenstandes erheben die hier folgenden Hinweise durchaus nicht Anspruch auf Vollständigkeit. Eine beträchtliche Anzahl von Hinweisen würde wohl einen unverhältnismäßig großen Raum einnehmen, und doch weder für den gelehrten noch den nicht gelehrten Leser von sonderlichem Nutzen sein. Abgesehen von eigentlichen Zitaten habe ich mich darauf beschränkt, andere Verfasser anzuführen, deren Gedankengang ich dem meinigen besonders nahe- oder besonders fernstehend fand.

1] P. D. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. I. (Freiburg i. B. 1887.) S. 52.

2] The Zend-Avesta. Part. II translated by James Darmsteter. (Oxford 1883.) S. 90. Anm. 5. (Max Müller, The sacred books of the east. vol. XXIII.)

3] „Fimt"-Norges gamle Love I 342, 346, 351. – Háva-mál 73: „Der er mange Slags Vejr i fem Dage, men flere i en Maaned."

4] John Crawfurd, History of Indian archipelags I (Edinburgh 1820). S. 289 fg.

5] Über die chinesische Teilung in 60 Tage, 6×10, „Kiah-Tsze" s. H. Fritsche, director of Russian observatory at Peking: On chronology and the construction of the calender. (St. Petersburg 1886.) S. 3 fgg.

6] Alex. v. Humboldt, Vues des Cordillères. (Paris 1813. Fol.) S. 128: Chaque mois mexicain de vingt jours était subdivisé en quatre petites periodes de cinq jours.

7] Zelia Nuttal, Note on the ancient Mexican calendersystem, communicated to the tenth international congreß of Americanists. Stockholm, 1894. – Cyrus Thomas, The Maya year. (Washington 1894.)

8] Hermann Oldenberg, Die Religion des Veda. Deutsche Rundschau. Novbr. 1895. S. 204. Anm. Über „Deva" auch im Ägyptischen und als möglicherweise gemeinsame Bezeichnung bei Indogermanen, Ägyptern und Akkader-Semiten, s. J. Lieblein, Gammelaegyptisk Religion. I. (1883) S. 28—31.

9] L. Ideler, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. I. (Berlin 1825.) S. 491 fg.

10] Die folgende Darstellung stützt sich auf zerstreute Abhandlungen in den Zeitschriften: Transactions of the Society of Biblical Archaeo-

logy (besonders wichtig ist Sayce, The astronomy and astrology of the Babylonians im 3. Band 1874.) — The Babylonian and Oriental record vol. I—VIII und Journal Asiatique. — Sayce, Lectures on the origin and growth of the religion. (London 1888.) — P. Jensen, Die Kosmologie der Babylonier. (Straßburg 1890.) — Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte I. 2. Aufl. (Freib. i. B. u. Leipzig 1897.) S. 163—208.

11] F. Lenormant, La magie chez les Chaldéens et les origines Accadiennes. (Paris 1874.)

12] Sayce in Transaction of the Society of Biblical Archaeology. III. (London 1874.) S. 151 fg.

13] I. Moses 11.

14] Cicero, De Divinatione I 13; II 46. — Plinius: Hist. nat. VII 57.

15] Herodot. II. 109. — G. Bilfinger, die babylonische Doppelstunde. (Stuttgart 1886.)

16] Journal Asiatique. 1871 XVIII. S. 67.

17] Transactions of the society of Biblical Archaeology. 1874. III. S. 150.

18] Ebenda. V. (London 1877.) S. 426.

19] J. Epping, Astronomisches aus Babylon. S. 10, 40—42, 168, 172, 179. (Stimmen aus Maria-Laach. XI. Ergänzungsband. Freiburg i. Br. 1889.) — Über den Zeitpunkt der Entdeckung des Tierkreises s. Sayce in Transactions of the Society of Bibl. Archaeology. III. (1874.) S. 237. — Robert Brown junior in The Babylonian and Oriental record. I. (1886/87.) S. 33. — Vgl. hiermit P. Jensens Annahme, daß der Tierkreis erfunden sein muß, als die Tag- und Nachtgleiche im Stier war. (Die Kosmologie der Babylonier. Straßburg 1890. S. 317.)

20] P. Jensen a. a. O. S. d. Bild.

21] Ebenda. S. 269 fgg. — Transactions of the Society of Bibl. Archaeology. V. (1877.) S. 426.

22] Diodor. Sic. II. 30.

23] Transactions of Society of Bibl. Archaeology. III. (1874.) S. 208 fg.

24] Ebenda. V. (1877.) S. 426.

25] Boscawen in The Babylonian and Oriental Record. IV. (1889/90 f.) S. 36.

26] Ebenda. S. 35.

27] Fritz Hommel in The Babylonian and Oriental record. VI. (1892/93.) S. 169—172. — Transactions of the Society of Bibl. Archaeology. III. (1874.) S. 167.

28] Alfred Maury, La magie et l'astrologie. (Paris 1860.) S. 28 fg.

29] Herodot. I. 98. — 30] Dio Cassius. XXXVII. 18—19.

31] J. B. Biot, Études sur l'astronomie Indienne et sur l'astronomie Chinoise. (Paris 1862.) S. 100.

32] Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Angul Hammerich stimmt dies ziemlich mit der Tonreihe c f h (b quadratus) e a d g c.

33] M. Haug, Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsis ed. E. W. West. 1884. — Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. II. (Freiburg i. B., Leipzig u. Tübingen 1897.) S. 150—218.

34] Plinius, Historia naturalis. XXX 1—2.

35] Alfred Maury, La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen âge. (Paris 1860.) S. 61 fg.

36] Die folgende Entwickelung stützt sich zumeist auf Chantepie de la Saussaye a. a. O. II. S. 4—149.

37] Hermann Oldenberg, Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. (Berlin 1881.)

38] Ebenda. S. 116.

39] Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. 1. Aufl. (1887.) I. S. 382. Über die geringe wissenschaftliche Grundlage der indischen Sterndeutung und ihre Anwendung bis herab zur Gegenwart s. H. R. Hoisington, The oriental astronomer. (Jafna 1884.)

40] J. B. Biot a. a. O. S. 95—97.

41] Verfechter dieser Auffassung ist der kürzlich verstorbene englische Gelehrte Terrien de Lacouperie. Seine Hauptdarstellung hiervon ist: The languages of China before the Chinese. (London 1887.) Außerdem eine Reihe zerstreuter Abhandlungen in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: The Babylonian and Oriental record I—VII besonders Bd. III. (London 1888/89.)

42] Über die chinesische Auffassung des Großen Bären s. John Chalmers, Appendix on the astronomy of the ancient Chinese. (James Legge, The Chinese classics III, 1.) S. 93 fg.

43] Abbé J. M. F. Guerin (astronomie Indienne. Paris 1847. S. 158—168) behauptet, daß China dieses und vieles andere von Vorderindien gelernt habe. — Biot (a. a. O. passim) meint, daß Indien die Lehre von China empfangen habe. — Terrien de Lacouperie (The languages of China etc. § 210. The Babylonian and Oriental Record. Septbr. 1889. S. 218) leitet alle drei Formen von einer gemeinsamen, in Khorasmia ursprünglichen ab.

44] John Chalmers a. a. O. (James Legge a. a. O. III, 1.) S. 94 fg.

45] Terrien de la Lacouperie, The languages of China § 210.

46] Le Tcheou-Li ou rites de Tcheou, traduit par E. Biot. II. (Paris 1851.) S. 112—16, livre XXVI. Cap. 15—26.

47] J. B. Biot a. a. O. S. 331.

48] John Chalmers a. a. O. (James Legge a. a. O. III 1. S. 96.)

49] James Legge, The religions of China. (London 1880.) — A. Réville, La religion chinoise. (Paris 1889.) — J. J. M. de Groot, The religious systems of China. I. II. — P. D. Chantepie de la Saussaye a. a. O. I. S. 55—77.

50] Über die Religion der Ägypter s. J. Lieblein, Gammel-aegyptisk Religion. I—III. (Kristiana 1883—1885) — P. Pierret, Le panthéon égyptien. (Paris 1891.) — H. Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter (Leipzig 1888.) — G. Maspero, Histoire ancienne des peuples de l'orient classique. — P. D. Chantepie de la Saussaye a. a. O. I. S. 88 fgg.

51] Herodot. III. 12. — 52] Herodot. II. 4.

53] Geminos, Εἰσαγωγὴ εἰς τὰ φαινόμενα. Cap. 6 (de mensibus).

54] Herodot. II. 142.

55] L. Ideler, Handbuch d. Chronologie. I. (Berlin 1825.) S. 138.

56] Chantepie de la Saussaye a. a. O. I. 1. Aufl. (1887.) S. 289.

57] Dio Cassius XXXVII 18. — 58] Herodot. II. 82.

59] Friedrich Hommel, in the Babylonian and Oriental record. VI. (London 1892/93.) S. 169—172.

60] Dio Cassius a. a. O. — L. Ideler a. a. O. S. 180.

61] Josua 10, 8—14. — 62] 2. Mose 32, 1—6.

63] 1. Könige 12, 28—29.

64] 5. Mose 4, 19 und 17, 3. — 2. Könige 17, 16; 21, 3; 23. — 2. Chronik. 33, 3—5. — Jeremias 8, 2.

65] 5. Mose 16, 12. — 66] 3. Mose 23, 42 fg.

67] 1. Mose 2, 4—25. Diese Erzählung beginnt so: „An dem Tage, da Gott der Herr Erde und Himmel machte“ ꝛc.

68] 1. Mose 1, 1—2, 4a. — 69] Besonders 2. Mose 20, 11.

70] 5. Mose 5, 15.

71] S. besonders 3. Mose 23. — „Wochenfest“ 2. Mose 34, 22 und 5. Mose 16, 10.

72] 1. Mose 4, 24 und 5, 31.

73] Psalm 96, 5; 115, 4—8; 135, 15—18. — Jesaias 44, 10—20. — Jeremias 10, 3—5; 15, 17—18.

74] 1. Mose 11, 1—9. — 75] 1. Mose 6—9.

76] 1. Mose 6, 1—4.

77] George Smiths, Chaldäische Genesis übers. v. H. Delitzsch (Leipzig 1876). S. 75—87. — E. A. Riehm, Handwörterbuch des Biblischen Altertums. I. II. 2. Aufl. (Bielefeld und Leipzig 1894.) „Eden“, „Paradies“, „Schlange“ ꝛc.

78] 4. Mose 21, 9 und 2. Könige 18, 4. — 79] 1. Mose 1—2, 4a.

80] 1. Mose 2, 4b—3 Kap.

81] Sacharja 3, 1—2. — 82] Weisheit Salomos 2, 21.

83] Epheserbrief 1, 21. — Kolosserbrief 1, 16 und 2, 10. — 1. Petrusbrief 3, 22.

84] Psalm 6, 6. — 85] Daniel 12, 1—3 und 13.

86] Th. Gomperz, Griechische Denker. I. (Leipzig 1896.) S. 39 fgg., 425 fg. — Rudolf Wolf, Geschichte der Astronomie. (München 1877.) S. 24. — Hugo Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde bei den Griechen. I. (Leipzig 1887.) S. 104 fg.

87] A. Schwegler, Geschichte der griechischen Philosophie. (Tübingen 1859.) § 13 mit den dort angeführten Zitaten. — Th. Gomperz a. a. O. S. 81—88. 432—436. — Rudolf Wolf a. a. O. S. 25—31. — Hugo Berger a. a. O. I. S. 14. 43. II. S. 1—15.

88] H. Berger a. a. O. II. S. 12 fg. — Rudolf Wolf a. a. O. S. 31—35.

89] Aristoteles, Metaphysik. I 5.

90] Aristoteles, Vom Universum (περὶ οὐρανοῦ. De coelo) I 3, 8, 9. II 1, 4, 6, 14.

91] E. Zeller, Die Philosophie der Griechen. II 1. (2. Aufl. Tübingen 1859.) S. 685—689. — Th. Gomperz a. a. O. S. 98 fg.

92] Rudolf Wolf, a. a. O. S. 36 fg.

93] E. Zeller a. a. O. III 1. (2. Aufl. Leipzig 1865.) S. 341—434.

94] Ebenda. S. 26—340. — 95] Ebenda. S. 278 fg.

96] Seneca, Epistolae 17, 9; 58, 32 fgg.; 70, 11 fgg.; 98, 16 fgg. — De ira III 15, 3 fgg.

97] Seneca, Ad Marciam de consolatione Cap. 19 und 25.

98] Seneca, Epistolae 102, 24—28.

99] Seneca, Epistolae 41, 1; 110, 10 und de beneficiis. II 29, 4.

100] L. F. Alfred Maury, La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen âge. (Paris 1860.) S. 61—85.

101] Cicero, De divinatione. I 58.

102] Tibull I 3, 18. — Ovid. Ars amandi I 415 fg. und Remedia amoris 220. — Persius V 184. — Sueton, Augustus 96.

103] Josephus, Contra Apionem II 39.

104] L. Apuleius, Apologia sive de magia 56 und Metamorphoseis II 12.

105] Tacitus, Historiae I 22 und 25; Annales VI 20. — Sueton, Augustus 95; Tiberius 14; Caligula 57; Nero 36. — Dio Cassius LV 11; LVI 25.

106] Tacitus, Annales II 32. — Sueton, Nero 36; Vitellius 14. — Dio Cassius IL 43; LII 36.

107] Dio Cassius XXXVII 18.

108] Über die Namen der Wochentage s. die weitläufigen Untersuchungen von Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. I. (Berlin 1875.) Er behauptet, daß sie vor dem Christentum, gewiß im 4. oder 5. Jahrhundert, eingedrungen sein müssen. (S. 106.)

109] Als einer der ältesten und mildesten Aussprüche hierüber kann der des spanischen Bischofs Isidorus (um 600) angeführt werden, abgedruckt bei Ideler, Handbuch der Chronologie II. S. 179.

110] Seneca, Ad Marciam de consolatione 24, 5 (animo cum hac carne grave certamen est).

111] Seneca, de ira I 14, 3 (nemo, inquam, invenietur, qui se possit absolvere) und Epistolae 41, 2 (bonus vero vir sine deo nemo est).

112] 3. Mose 19, 18. — 113] 5. Mose 6, 4.

114] Josephus, De bello judaico III 10, 8.

115] Daniel 7, 13. — 116] Daniel 7, 9 und 13 fg.

117] Jesaias 53, 3 fg. — 118] Matthäus 23, 13—15, 33.

119] Matthäus 25, 31. 41.

120] Matthäus 5, 43—48; 7, 1. — Lukas 6, 27 fg. 37.

121] Matthäus 19, 17. — 122] Jesaias 53, 5—7.

123] Matthäus 26, 39.

124] Jesu Worte in Lukas 21, 25. Matthäus 24, 29 fg. und Markus 13, 24 fg. sind zu allgemein, als daß man daraus einen Schluß auf den Glauben an die Sterndeutung ziehen könnte.

125] Matthäus 2. — 126] Matthäus 27, 52 fg.

127] L. Ideler a. a. O. II. S. 399—409.

128] Nedarim 32. Sabbath 156 a. Zitiert nach J. Hamburger, Real-Enzyklopädie des Judentums I. (Strelitz i. M. 1896.) Artikel: Sterndeutung.

129] Ev. Johannis 20, 19 und 26.

130] Apostelgeschichte 20, 7 fg. — 131] 1. Korinther 16, 2.

132] Offenbarung Joh. 1, 10.

133] Justinus Martyr, Apologia 1, 67.

134] Josephus, De bello Judaico IV 5, 3.

135] Josephus, Antiquitates Judaicae XVIII 6, 9.

136] R. H. Charles, The book of Enoch. (Oxford 1893.) S. 92 fgg.

137] Ev. Joh. 1, 1—5. 14.

138] J. Drummond, Philo Iudaeus or the jewish alexandrian philosophy. (London 1888.) I—II. — E. Zeller a. a. O. III 2. S. 230 und 293.

139] Origenes: Commentarium in Joannem. Tom. II Cap. 6. (Scripta omnia. Tom. IV. Paris 1759.) S. 63—64: „Quod si quis Hebraeorum Evangelium proferat, in quo Servator ipse hoc dicit: Modo accepit me mater mea, sanctus Spiritus, uno capillorum meorum et me in montem magnum Thabor portavit."

140] Lukas 1, 35. Matthäus 1, 18. — 141] Ev. Joh. 13, 34 fg.

142] 1. Korinth. 13, 1—3 und 13.

143] Über „Almagest" und die astronomische Literatur der Araber s. Rudolf Wolf, Geschichte der Astronomie. S. 66—75 und 197—208.

144] Peter Palladius, En Visitats Bog, udgiven af Sv. Grundtvig. S. 75 fg.

145] G. Roskoff, Geschichte des Teufels. I, II. (Leipzig 1869.)

146] Über Teufelsfurcht und Zauberei im 16. Jahrhundert s. Soldans Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet v. H. Heppe. I, II. (Stuttgart 1880.) — G. Roskoff a. a. O. — Thomas Wright, Narratives of sorcery and magic. I, II. Second edition. (London 1851.) — Jules Garinet, Histoire de la magie en France. (Paris 1818.) — Verner, Dahlerup, Hexe og Hexeprocesser i Danmark. (Kopenhagen 1888.)

147] Rudolf Wolf a. a. O. S. 77—80. — Hugo Gyldén, Die Grundlehren der Astronomie nach ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt. Deutsche erweiterte Ausgabe. (Leipzig 1877.) S. 121.

148] E. F. Apelt, Die Reformation der Sternkunde. (Jena 1852.) S. 69 fgg.

149] Henrici Ranzovii catalogus imperatorum, regum ac virorum illustrium, qui artem astrologicam amarunt. 4°. (Lipsiae 1584.) — Tractatus astrologicus de genetliacorum thematum judiciis, pro singulis nati accidentibus. Ex vetustis et optimis quibusque auctoribus industria Henrici Ranzovii prœducis Cimbrici collectus. (Francofurti 1593.) 8°.

150] Thottsche Handschriftensammlung Nr. 287. (Große kgl. Bibliothek in Kopenhagen.)

151] Ebenda. Nr. 248. Folio. (Am gleichen Orte.)

152] Philipp Melanchthon, Initia doctrinae physicae, dictata in academia Vitebergensi (iterum editae Witebergae 1559).

153] Rudolf Wolf a. a. O. S. 284—286.

154] Fr. Bacon, De dignitate et augmentis scientiarum. lib. III. Cap. 4.

155] L. F. Alfred Maury, La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen âge. (Paris 1860.) S. 214 fg.

156] Alte kgl. Sammlung, 4to. Nr. 1820, 1821, 1822 und 1823. Große kgl. Bibliothek in Kopenhagen. Herzog Ulrichs (Nr. 1822) ist von Tycho Brahe eigenhändig geschrieben. Sowohl dieses Buch als auch das Horoskop für Herzog Hans, Nr. 1823, sind in grünem Samteinband mit Goldschnitt.

157] Johannis Messenii Scondia illustrata. Ed. Joh. Peringskiöld. Tom. VIII. (Stockholm 1702.) S. 26. Fol.

158] Hr. Mogens Gyldenstjernes „Revolution", 1559, 1560. — Fru Anna Sparres „Revolution". Neue kgl. Samml. 4to. Nr. 297e.

159] Neue kgl. Sammlung. 4to. Nr. 296h. (Große kgl. Bibliothek.)

160] Montaigne, Essais. Livre I cap. 11.

161] Joannis Pici Mirandulae Omnia opera. Adversus astrologos libri duodecim.

162] Tychonis Brahei, De disciplinis mathematicis oratio, publice recitata in academia Hafniensi. Anno 1574. Editio Conradi Aslaci Bergensis. (Hafniae 1610.) S. C 4.

163] A. S. Vedel, Den XC. Psalme. Prentet i Ribe paa Liliebjerget 1593. Den femte Praediken. Bl. G.

164] Philipp Melanchthon a. a. O. lib. II. Bl. 143.

165] Henricus Ranzovius, Catalogus imperatorum, regum ac virorum illustrium etc. S. 112.

166] Tycho Brahe a. a. O. Bl. C 1—2.

167] Melanchthon a. a. O. Bl. 145.

168] Valentinus Nabod, Enarratio elementorum astrologiae. (Coloniae 1560.) Epistola dedicatoria. γ. 2.

169] Melanchthon a. a. O. Bl. 145.

170] Alte kgl. Sammlung. 4to. Nr. 1821. S. 3 fg.

171] Tycho Brahe a. a. O. Bl. C 2.

172] Horoskop Christians IV. Alte kgl. Sammlung. 4to. Nr. 1821. S. 3 fg.

173] Tycho Brahe a. a. O. Bl. C 3.

174] Melanchthon a. a. O. Bl. 147 fg.

175] Tycho Brahe a. a. O. Bl. B 1 fg.

176] Horoskop Christians IV. S. 1 fg.

177] Danske Magazin II. S. 317.

178] Tycho Brahe a. a. O. Bl. A 6 fg.

179] Henricus Ranzovius, De conservanda valetudine (Lipsiae 1576.) S. 9.

180] Melanchthon a. a. O. Bl. 137.

181] Valentinus Nabod a. a. O.

182] Henricus Ranzovius, Tractatus astrologicus. (Francofurti 1593.) 8to. S. 177 fg.

183] Melanchthon a. a. O. Bl. 137 fg. — 184] Ebenda.

185] Henricus Ranzovius, Catalogus imperatorum etc. Fol. B 3. — Melanchthon a. a. O. Bl. 138 fg.

186] Troels-Lund, Danmarks og Norges Historie VIII. S. 45.

187] Tycho Brahe a. a. O. Bl. B 4.

188] Melanchthon a. a. O. Bl. 139.

189] Alte kgl. Sammlung. 4°. Nr. 1823. (Horoskop des Prinzen Hans.) 1583: etsi vero non ignorem, plurimos, non solum inter theologiae professores sed etiam philosophiae addictos, has praedictiones ab astris petitas allevare, omnemque illis efficaciam et veritatem derogare, nec Sydera quicquam in ipsum hominem agere, audacter asseverare: tamen, cum non sit huius loci longiorem de his veritatis inquisitionem instituere, nec illorum argumentationibus nunc sit respondendum, sed alibi tum ab aliis sufficienter id factitatum sit, tum etiam a nobis suo loco et tem-

pore, Deo volente, perficietur, relinquamus illis suas opiniones, suaque decreta pro veris habeant: siquidem non rectius intellegant, aut aliter scire expetant, excusante eos partim artis ignorantia, partim iudicii imbecillitate. Nos autem manifestae experientiae, cui contradicere temerarium est, quae etiam suis fundatur rationibus, insistentes non dubitamus asserere, Sydera in hominem plurimum efficaciae obtinere, eiusque corpus, ortum, mores, actiones, fortunam, variosque rerum eventus horum influentiae non minimum esse obnoxios. (Praefatio Fol. 2.)

190] Petrus Gassendus, Tychonis Brahei vita. (Hagae-Comitum 1655.) S. 184—186.

191] Tycho Brahe a. a. O. Fol. B 7.

192] Rudolf Wolf, Geschichte der Astronomie. (München 1877.) S. 272—276.

193] Petrus Gassendus a. a. O. S. 184—186. (Testatus interim semper est, velle eam (aliam Astrologiam) sibi soli habere etc.)

194] E. F. Apelt, Die Reformation der Sternkunde. (Jena 1852.) S. 60 fg.

195] Encyclopaedia Britannica. 9. edition. „Astrology".

196] Henricus Ranzovius, Catalogus imperatorum, regum etc. S. 211.

197] Ebenda. S. 191.

198] Bacon, Essay of Prophecies, zitiert in der Encyclopaedia Britannica. 9. edition. „Astrology".

199] Henricus Ranzovius a. a. O. S. 191.

200] Ebenda. S. 79—83. — 201] Ebenda. S. 185 fg.

202] Alte kgl. Sammlung. 4°. Nr. 1821. S. 84—105.

203] Ebenda. 4°. Nr. 1823. A 7—8. B 3—4.

204] 2. Korinther 12, 2.

205] Rudolf Wolf a. a. O. S. 222—224.

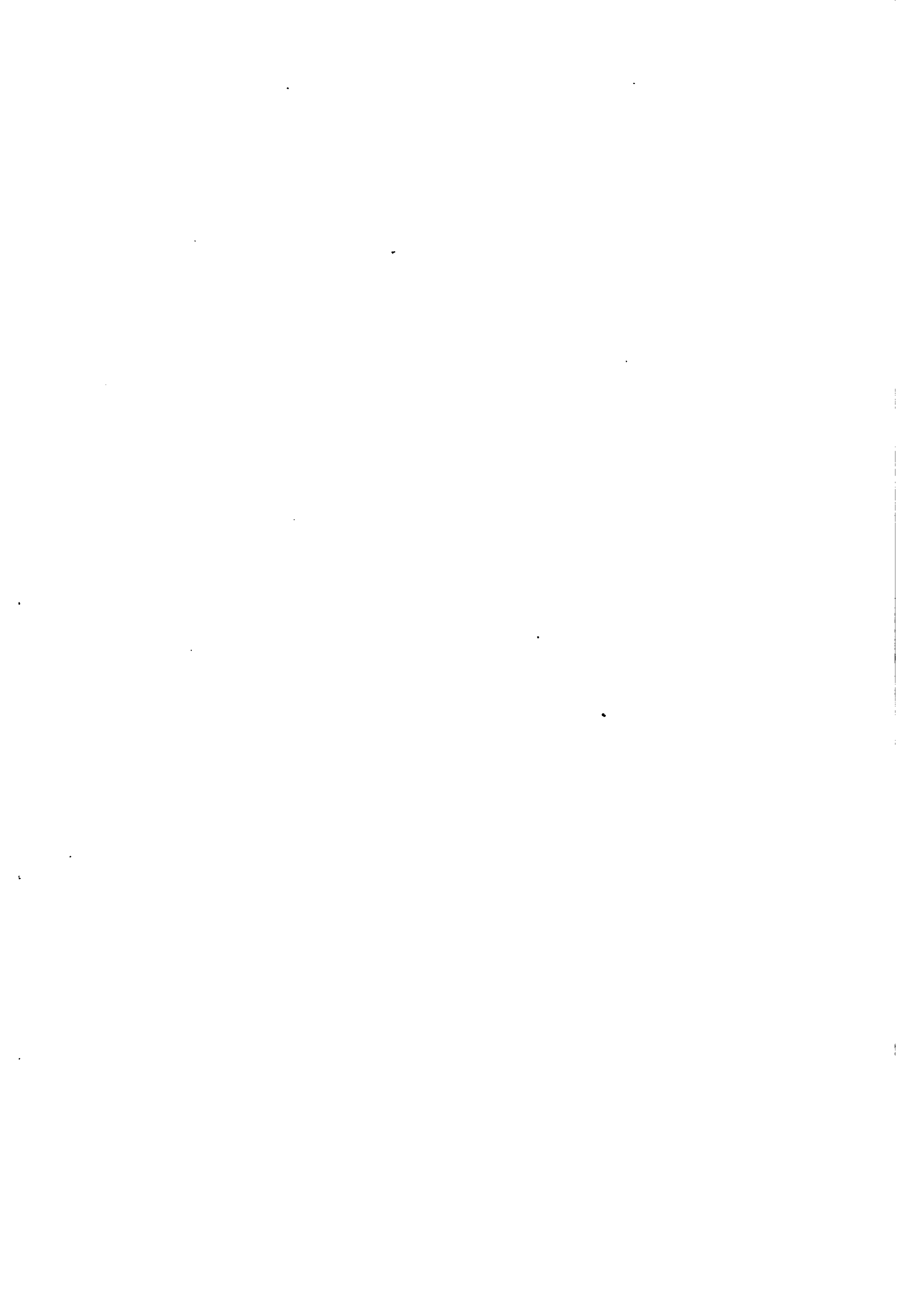
206] Ebenda. S. 238—240.

207] Über den Urteilsspruch der römischen Kirche und das Verhalten Galileis s. Henri de l'Épinois, Galilée, son procès, sa condamnation, d'après des documents inédits. (Paris 1867.) S. 34 fgg. — Emil Wohlwill, Der Inquisitionsprozeß des Galileo Galilei. (Berlin 1870.)

208] Brachma, Udöve Stjernerne nogen skjult Indflydelse paa Begivenhedernes Gang? (Kopenhagen 1892.)

209] 1. Korinther 13, 11.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.




BD513
T7
1908
Troels-Lund
168406

